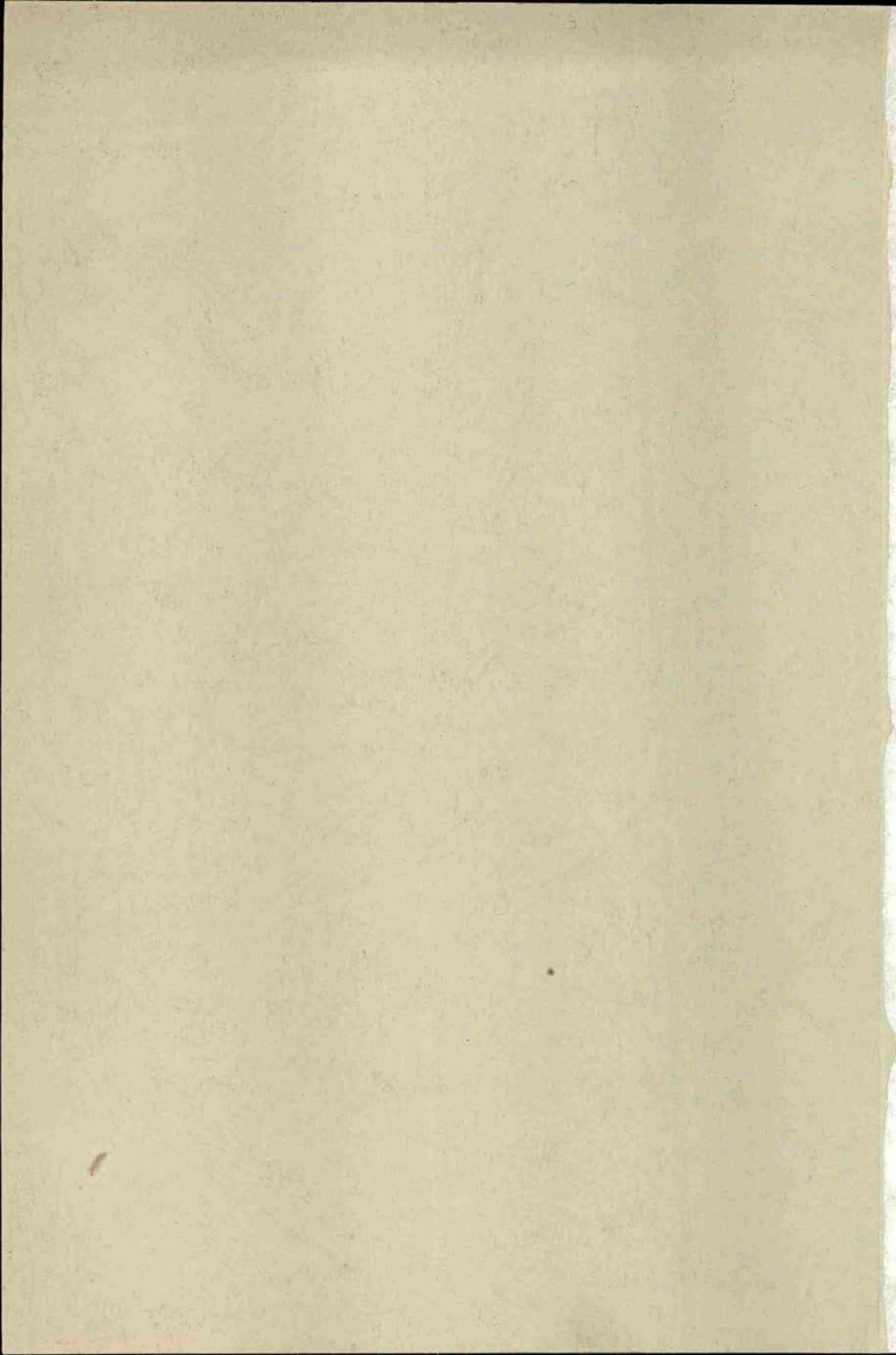
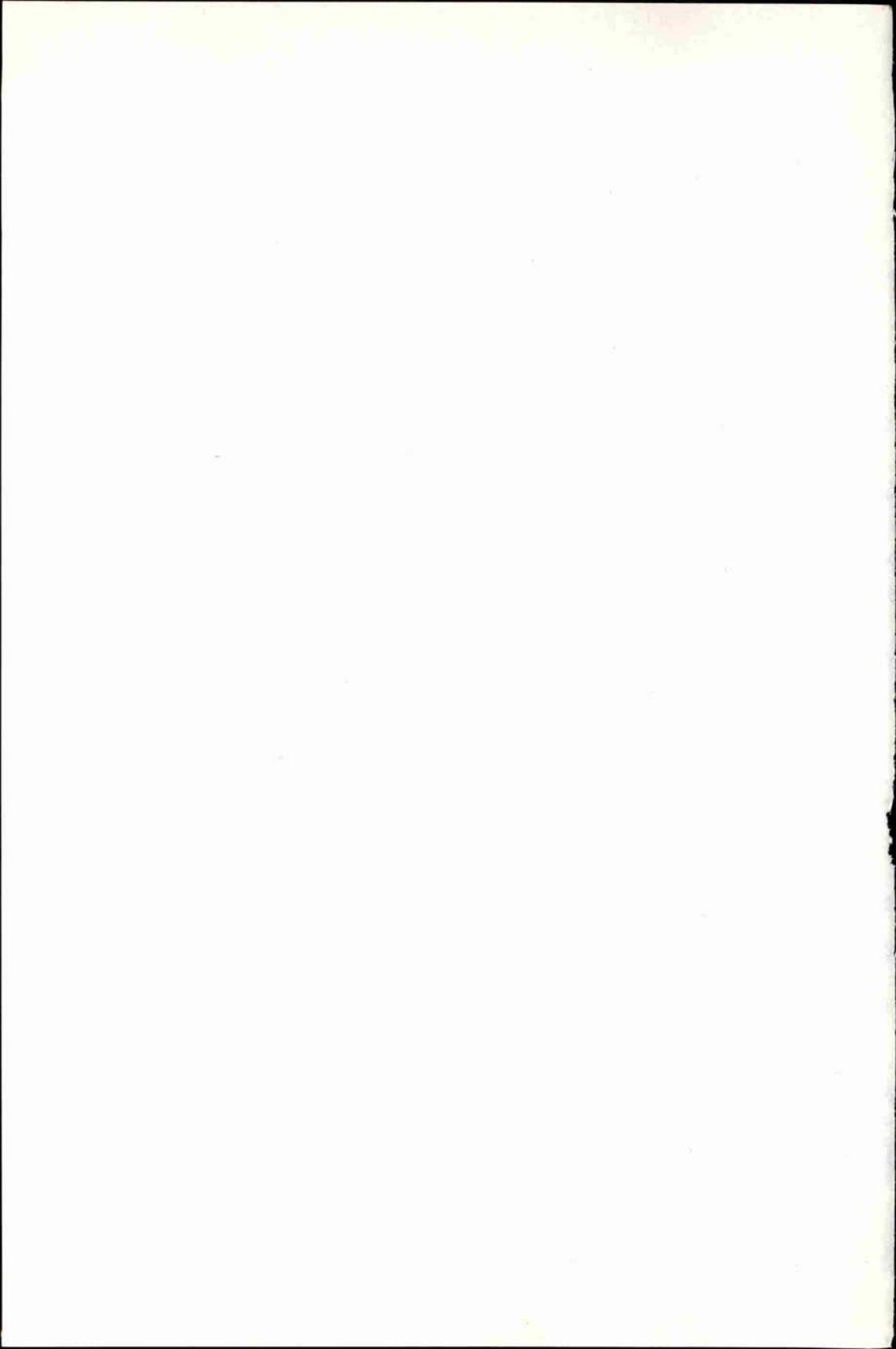


Schriften
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
in Donaueschingen

XXX. Heft - 1974





SCHRIFTEN
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
in Donaueschingen

30. Heft — 1974

Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
771 Donaueschingen 1974

Gesamtschriftleitung: Günther Reichelt
Schriftleitung für historische Beiträge: Karl S. Bader

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Arbeiten selbst verantwortlich

Druck und Klischees: Müller-Druck, 773 Villingen/Schwarzwald
Buchbinderei: Walter-Verlag, 7843 Heitersheim/Breisgau
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Christian Altgraf zu Salm von E l f r i e d e S c h u l z e - B a t t m a n n	5
Dr. Rudolf Ströbel von O t t o B e n z i n g	15
Die Pfarrkirche St. Mauritius zu Grüningen von G e r t r u d C h r i s t o p h	21
Das Villingen Amt des Klosters St. Katharinental von A n n e l i e s e M ü l l e r	41
Matthias Faller und die Löffinger Barockaltäre von M a n f r e d H e r m a n n	72
Ortsnamen der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg von H a n s B r ü s t l e	94
Von der Normalschule zum Schullehrer-Seminar von G e r h a r d S i l b e r e r	139
Hans Schroedter, ein Maler in der Baar von E r n a H u b e r	149
Ein Rottweiler Silberbergbauversuch am Nordrand der Baar von W i n f r i e d H e c h t	154
Alfred Walchner und sein Bergmannslied von C o r n e l i a K l u t h	164
Eisenerz-Bergbau in Blumberg 1934 - 1942 von G u s t a v A l b i e z	170

	Seite
Planung in der Baar auf ökologischer Grundlage von K n u t J a c o b	201
Die Kohlenmonoxid-Konzentration in den Straßen von Donaueschingen in Abhängigkeit von verschiedenen Faktoren von M a r t i n S c h m ä h	225
Beiträge zur Gewässerkunde der Baar (IV) von A l f r e d G. B e n z i n g	238
Statistische Untersuchungen zur Niederschlagsverteilung auf der Baar von R. S c h n e i d e r, D. L e m k e, S. P r e u ß	251
Bemerkenswerte Funde zur Fauna der Baar von H e l m u t H e r r m a n n	257
 Schrifttum (Fortsetzung)	
Heimatgeschichtliches Schrifttum	261
Naturgeschichtliches Schrifttum	270
 Vereinsnachrichten	
Vereinschronik 1972 - 1974	275
Anschriften der Verfasser	284

Christian Altgraf zu Salm

1906 — 1973

Über ein Jahr ist es her, daß Dr. Christian Altgraf zu Salm im Park des Schlosses zu Dyck im Rheinland am Abend des 25. April 1973 einem Herzschlag erlag. Die Lücke, die dieser plötzliche Tod riß, hat sich nicht geschlossen; im Gegenteil, allen, die mit Salm zu tun hatten, fehlt er als stets hilfsbereiter, unbestechlicher und selbstloser Ratgeber immer wieder.

Trotz mancher schöner und wichtiger Nachrufe, die ihm gewidmet wurden, dürfte es geboten sein, im Rahmen der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, zu dessen Vorstand er viele Jahre als Leiter der Abteilung Geschichte gehörte, auf seine so vielseitige Tätigkeit hinzuweisen. Denn gerade für die Baar und ihre Kultur setzte er sich, auch als er nicht mehr in Donaueschingen wohnte, fast drei Jahrzehnte ein.

Christian Altgraf zu Salm-Reifferscheidt-Raitz wurde am 2. April 1906 als Sohn von Karl Altgraf zu Salm und Prinzessin Elisabeth zu Fürstenberg in Wien geboren. Er wuchs dort und in einem kleinen Renaissanceschloß auf dem väterlichen Gut in Budkau in Südmähren auf. In Prag und Wien hatte er mit dem Studium der Kunstgeschichte begonnen, als sein Vater 1927 starb. Bald darauf mußte er in den damals wirtschaftlich so schwierigen Jahren die verantwortliche Leitung des Gutes übernehmen. Für seine kunsthistorischen Interessen blieb gerade noch etwas Zeit für denkmalpflegerische Arbeit in der südmährischen Heimat. 1942 wurde er eingezogen und dank seiner Sprachkenntnisse als Dolmetscher in Frankreich eingesetzt. 1945 geriet er in amerikanische Gefangenschaft. Nach seiner Entlassung konnte er wegen der Enteignung und Vertreibung der Deutschen nicht nach Mähren zurückkehren und kam daher 1946 mittellos zu seinen Verwandten nach Donaueschingen. Sein kunstsinniger Vetter, Prinz Max zu Fürstenberg, übertrug ihm die Aufgabe der Ordnung der F. F. Sammlungen. Gleichzeitig nahm er 1947 sein lang unterbrochenes Studium der Kunstgeschichte wieder auf und promovierte schon 1950 bei Kurt Bauch in Freiburg mit einer Dissertation über den „Meister von Meßkirch“, einer ausführlichen Arbeit, die leider nur in Maschinenschrift vorliegt. Das Thema hatte sich aus seiner Beschäftigung mit dem Kunstgut im Gebiet der Fürstenbergischen Standesherrschaft ergeben. Kleine Publikationen über unbekannte Werke in Südwestdeutschland, vor allem in der Baar, im Schwarzwald und in Oberschwaben folgten. Sie bezeugen ebenso seinen künstlerischen Spürsinn wie

seine in jedem Fall durch genaue Forschungen gestützten Fachkenntnisse, die es ihm ermöglichten, diese teilweise sehr qualitativollen Werke in größere Zusammenhänge von Kunstlandschaften oder Werkstattbereichen einzugliedern. Daneben erschienen auch Beiträge zu aktuellen Fragen wie: „Kann der Fürstenbergische Kunstbesitz in seiner bisherigen Form der Öffentlichkeit erhalten bleiben?“¹

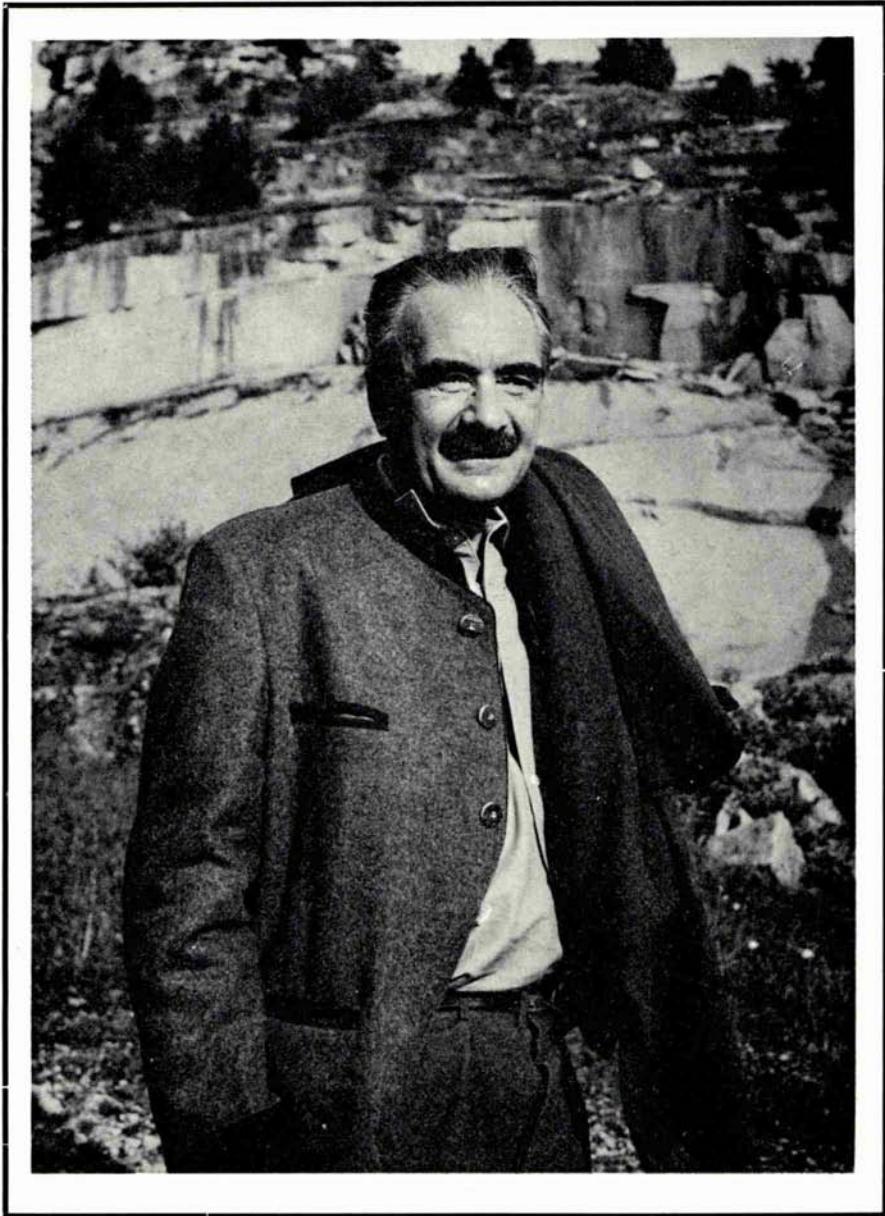
Schon 1948 gelang es Salm, die wichtigsten Kunstwerke aus dem Besitz der Fürsten zu Fürstenberg in einer Ausstellung im Kunstmuseum in Bern zu zeigen, eine der ersten Ausstellungen im Ausland nach dem Zweiten Weltkrieg aus deutschem Besitz. Den sorgfältig gearbeiteten Katalog verfaßte er.

1951 gelang ihm die bedeutendste Neuerwerbung seiner Ankäufe für die Donaueschinger Sammlungen, die Erwerbung von zwei Flügeln von Grünewald mit der Darstellung von zwei weiblichen Heiligen, die zu Dürers Heller-Altar gehören; er konnte dadurch eine Abwanderung ins Ausland verhindern. (Seit 1971 in der Staatlichen Kunsthalle in Karlsruhe.)

Ein Freiburger Studienfreund, Dr. Johannes Taubert, der sich zugleich als Restaurator ausgebildet hatte, war von Salm als Leiter der Donaueschinger Restaurierungswerkstatt berufen worden². Er vermittelte, daß Taubert die schwierige und verantwortungsvolle Freilegung von Übermalungen und die Konservierung dieser Grünewaldtafeln in dem damals in Europa besonders anerkannten Staatsinstitut für Gemälderestaurierungen in Brüssel durchführen konnte.

1956 wurde das Kreismuseum für Ur- und Frühgeschichte — Objekte aus den F. F. Sammlungen und neue Fundstücke — in den Karlsbau eingegliedert. Vorher schon hatte Salm ein Faltblatt über die Kunst und Kultur des Fürstlich Fürstenbergischen Hauses in Donaueschingen mit Hinweisen auf alles Sehenswerte in dieser Stadt verfaßt, das heute noch dort angeboten wird. Sein Aufsatz über die Entstehung des Karlsbaus als Vielweckmuseum im frühen 19. Jh. erschien erst 1970.

Zum 700-jährigen Stadtjubiläum von Meßkirch stellte er 1961 eine weit-hin beachtete Ausstellung von Gemälden des Meisters von Meßkirch zusammen. In seiner Eröffnungsansprache teilte er über seine Dissertation hinausgehende Beiträge zum Leben und Werk des Malers mit und hob hervor, daß einige wesentliche Tafeln sich noch im Besitz der Nachkommen der Auftraggeber befinden, d. h. über Jahrhunderte in den gleichen Fami-



Dr. Christian Altgraf zu Salm

† 25. April 1973

Foto: Ilse Peters, München

lien bewahrt werden, was eine große Seltenheit sei, und daß die heutigen Besitzer sich verpflichtet fühlen möchten, sie weiterhin zu pflegen und in der Familie zu behalten.

In diesen 50er Jahren, in denen die Neuordnung der Gemäldesammlung systematisch voranging, hat die Donaueschinger Werkstatt vorbildliche Instandsetzungen durchgeführt, nicht nur an Kunstgegenständen der Sammlungen, sondern auch an Kunstgut aus den damals noch unter dem Patronat der Fürstenbergs stehenden Kirchen. Altgraf Salm betreute denkmalpflegerisch diese 106 historischen Patronatskirchen und Kapellen mit allem Zubehör. Seiner liebenswürdigen Überzeugungskraft ist zu danken, daß trotz anderer Planungen von Pfarrherren und Gemeinden der historische Bestand dieser Kirchen im Schwarzwald, auf der Baar und in Oberschwaben nur wenig verändert wurde. Hervorzuheben ist die Instandsetzung der Pfarrkirche von Stühlingen, der Wallfahrtskirche in Engelswies und vor allem der Stadtpfarrkirche St. Johann in Donaueschingen, über die er auch einen Führer verfaßte. Der Altgraf, wie man ihn allgemein nannte, veranlaßte auch eine große Anzahl von Instandsetzungen historischer Gebäude in Fürstenbergischem Eigentum. Damals gab diese Standesherrschaft im Jahr mehr für solche Arbeiten aus, als der Staat für die Denkmalpflege in ganz Südbaden zur Verfügung stellte. Dabei wurden dank seines unermüdlichen Einsatzes, den vorherigen gründlichen Archivstudien, seinen problemreichen Fragestellungen, die er mit Fachleuten aus ganz Deutschland diskutierte, und seiner sorgfältigen Überwachung bis ins Detail hervorragende Ergebnisse erzielt, die weit über die notwendigen und damals anderenorts allein praktizierbaren Erhaltungsmaßnahmen hinausgingen. Zu nennen sind die Außeninstandsetzungen der F.F. Bibliothek- und Archivgebäude, zweier stattlicher Bauten des in Donaueschingen tätigen Baumeisters Salzmann aus dem späten 18. Jh., der Villa Dolly, der „Reithalle“ (19. Jh.) und einiger Stadthäuser in Donaueschingen. Dazu kamen ähnliche Maßnahmen an den Schlössern in Stühlingen und Meßkirch, an kleineren Jagdschlössern, an den Burgen Wildenstein und Werenwag im Donautal.

Seine wichtigste denkmalpflegerische Leistung ist die Sicherung, Wiederherstellung und Freilegung der reichgeschnitzten Renaissance-Decken vom Rittersaal (1953) und von der Kapelle (1957-58) des Schlosses in Heiligenberg bei Überlingen. Die dort erlangten Erfahrungen haben heute noch Gültigkeit, über die er, wie auch über andere Instandsetzungen, genau berichtete. 1963 erschien dreisprachig ein bebildertes Buch über Schloß Heiligenberg

mit Text von Prof. K. S. Bader und Altgraf Salm. Nachdem er nicht mehr hauptamtlich in Donaueschingen tätig war, hat Salm nicht nur weiterhin bei fürstenbergischen denkmalpflegerischen Problemen in Südbaden stets beratend zur Verfügung gestanden, sondern auch bei Freilegung und Instandsetzung der Wandmalereien der Augustiner (Dreifaltigkeits)-Kirche, im Inselhotel (Dominikanerkirche), des Hl. Grabes im Münster in Konstanz — der Wandmalereien in den Kirchen von Grüningen und Mistelbrunn, bei denkmalpflegerischen Problemen in Villingen und auf der Reichenau. Er behielt auch, als er 1958 als Fachmann für altdeutsche Malerei an die Bayerischen Staatsgemäldesammlungen berufen wurde, die Aufsicht über alle Fürstenbergischen Kulturinstitute bei, deren Gesamtleitung ihm 1954 übertragen worden war.

Während seiner Münchener Zeit war er maßgeblich an der Neugliederung der Abteilung für die altdeutsche Malerei in der Alten Pinakothek in München und an der Neueinrichtung der staatlichen Zweiggalerien in Aschaffenburg, Burghausen und Augsburg beteiligt, deren vorbildliche Kataloge er mit Mitarbeitern herausgab. 1966 hat er bis zu seiner Pensionierung 1969 die Direktion der zu der Bayerischen Verwaltung der Schlösser, Gärten und Seen gehörigen Museen übernommen. Von München aus war Altgraf Salm neben seiner beruflichen Arbeit lange als Sekretär der Deutschen Sektion von ICOM, dem internationalen Museumsrat, dank seiner Sprachkenntnisse, besonders erfolgreich tätig. Im Adalbert-Stifter-Verein, der sich der kulturellen Beziehungen der aus der Tschechoslowakei Vertriebenen zu ihrer alten Heimat annimmt, war er seit seiner Gründung 1958 bis zu seinem Tode Erster Vorsitzender. In diesem Rahmen betreute er auch die ostdeutsche Galerie in Regensburg und veranstaltete verschiedene Ausstellungen dort und in anderen Städten. Aus seiner besonderen Kenntnis der mittelalterlichen Malerei Böhmens entstanden Aufsätze und längere Beiträge zu diesem Thema in Sammelbänden.

Er betätigte sich auch maßgeblich im Galerieverein Münchens beim Ankauf moderner Kunst, wie er überhaupt allem Heutigen aufgeschlossen gegenüberstand. Wo er nur konnte, förderte er junge Künstler und Wissenschaftler, indem er mit Ihnen diskutierte, sie unmerklich aus einer Sackgasse führte, ihnen Mut einflößte und sie unauffällig unterstützte. Salm vermittelte 1952 den bedeutenden überlebensgroßen Kruzifixus, den der Münchener Bildhauer Hans Wimmer für die Gruftkapelle in Heiligenberg über der Gruft des Fürsten Max Egon und seiner Gemahlin Irma zu Fürstenberg geschaffen

hat, ebenso das Bildnis des Prinzen Max zu Fürstenberg von dem international bekannten englischen Maler Graham Vivian Sutherland.

Dieser Kontakt mit dem Gegenwärtigen und Neuen in der Kunst prädestinierte ihn dafür, sich bald nach dem Krieg auch für die Wiederaufnahme der alljährlich an einem Wochenende im Herbst stattfindenden Donaueschinger Musiktage einzusetzen. Was er vermittelnd zwischen dem Fürstenhaus und der Musikabteilung des Südwestfunks als Vorstandsmitglied der „Gesellschaft der Musikfreunde Donaueschingen“ und der „Freunde der Donaueschinger Musiktage“ geleistet hat, kann hier nur erwähnt werden. Dank seines Qualitätsgefühls, seiner auch in der Musik großen Fachkenntnis war er von Musikexperten und Musikern wie Dr. Heinrich Strobel, Hans Rosbaud und Ernest Bour, aber auch von den Komponisten Strawinsky, Malipiero, Messiaen, Nono, Henze, Cage, Boulez, Kagel und Stockhausen u. a. sehr geachtet und mit einigen von ihnen auch befreundet. Die Beziehung Donaueschingers zum „Domaine musical“ in Paris, einer von Pierre Boulez gegründeten Gesellschaft zur Pflege zeitgenössischer Kompositionen, ist vor allem Altgraf Salm zu danken. Er gliederte einigen Musikfesten kleinere Ausstellungen an: „Moderne Französische Graphik“, „Plakatentwürfe“, „Musikalische Graphik“ und Entwürfe, Masken und Fotos zu Oskar Schlemmers „Triadischem Ballett“, das mit Musik von Hindemith 1926 in Donaueschingen uraufgeführt worden war. Mit seinem Organisationstalent und seiner immer liebenswürdigen Art konnte er manche Brücke zwischen Gegensätzen schlagen und manche Mißverständnisse ausräumen.

Nicht erwähnt wurden bis jetzt seine Naturverbundenheit, seine Kenntnisse in Forstwirtschaft und Landwirtschaft, sein großes Wissen über Fauna und Flora und seine Jagdleidenschaft. Daher hat er sich auch stets dafür eingesetzt, daß die Landschaft der jungen Donau nicht durch Regulierungen verändert und von Kies- und Zementwerken oder anderer Industrie beeinträchtigt wird. Sein tatkräftiger Einsatz und seine Vorschläge für andere Standorte außerhalb dieser einmaligen Landschaft sollten vor allem in der Baar nicht vergessen werden. Unvergesslich bleiben den Mitgliedern des Baarvereins die zahlreichen Exkursionen, an deren Planung und Durchführung der Altgraf maßgeblich mitgewirkt hat.

Seine österreichische Liebenswürdigkeit hat dem Altgrafen viele Freunde geschenkt. Sie war in seinem Wesen und in seiner Religiosität begründet und durchdrang sein Handeln und seine Arbeit. So schrieb er auch seine Aufsätze, als ob sie wenig Mühe voraussetzten; die wirklichen Mühen

ließ er nicht in Erscheinung treten. Dank seiner Erziehung und seines Charakters hat er sich stets selbst in den Hintergrund gestellt. Nach dem Verlust seiner gesamten Habe, den er nie beklagte, lag ihm nichts mehr an Eigentum. Er sah die Werte auf einer anderen Ebene. Diese Selbstlosigkeit gab ihm Zuversicht, die auf alle, die mit ihm zusammenkamen, wirkte: ausgleichend, oft humorvoll, war er für jedermann da und stets er selbst.

In einem Nachruf wird er „ein Christlicher Ritter“ genannt, in einem anderen heißt es treffend: „Er war der Vergangenheit verbunden, dem Gegenwärtigen dienend, dem Kommenden zugewandt“.

Seine Freunde haben ihm zum ersten Jahrestag seines Todes an der Stelle, wo er im Park seiner Verwandten einsam starb, eine Steinbank zum Verweilen errichten lassen. Sie schuf einer seiner Freunde, der Münchner Bildhauer Herbert Peters. Auf der Rückenlehne steht die Devise: „SERVIR ET DISPARAITRE“.

Elfriede Schulze-Battmann

Anmerkungen

- 1 Alle Publikationen sind am Schluß dieses Beitrages angeführt. Sie werden weitgehend im Fürstlich Salm Reifferscheidt'schen Familienarchiv in Schloß Dyck, 4041 Aldenhoven bei Neuß, gesammelt und aufbewahrt.
- 2 Dr. Taubert leitet seit langem die Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München.

Publikationen von Dr. Christian Altgraf zu Salm

Katalog der Ausstellung „Kunstwerke aus dem Besitz des Fürsten zu Fürstenberg“, Berner Kunstmuseum, Nov. 1948 - März 1949, Bern 1948

Wenig bekannte Bildwerke des 13. und 14. Jh. aus dem südöstlichen Schwarzwald.

In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Donaueschingen), Heft 22/1950, S. 17-57

„Der Meister von Meßkirch“, eine Untersuchung zur geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Stellung seines gesicherten Werkes. Diss. phil. Freiburg i. Breisgau, 1950 (Manuskript)

Neuerwerbungen und Leihgaben in den Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen zu Donaueschingen. In: Kunstchronik, Jg. 4/1951, S. 141-143

Grünewalds Flügel zum Helleraltar.

In: Münchner Jahrbuch der Bildenden Künste, Neue Folge, Bd. 2/1951, S. 118-123

Ankauf zweier verschollener Tafeln Grünewalds durch die Gemäldegalerie in Donaueschingen. (Vortrag auf der 3. deutschen Kunsthistoriker-Tagung, 3. - 6. Sept. 1951, Berlin). In: Kunstchronik, Jg. 4/1951, S. 241-242

Das Bildwerk der heiligen Verena von Engelswies.

In: Badische Heimat, Jg. 31/1951, S. 137-139

Der Heiligenberger Kruzifixus Hans Wimmers.

In: Das Münster, Jg. 5/1952, S. 86-87

Zwei neuentdeckte Tafeln Grünewalds.

In: Die Kunst und das schöne Heim, Jg. 50/1952, S. 289-293

Kunst und Kultur des Fürstlich Fürstenbergischen Hauses in Donaueschingen, bebildertes Faltblatt mit geschichtlichen Hinweisen und Führer durch alle Sammlungen und Sehenswürdigkeiten Donaueschingens.

Die Kreuzigungstafel auf Schloß Heiligenberg.

In: Neue Beiträge zur Archäologie und Kunstgeschichte Schwabens, Festschrift Julius Baum, Stuttgart 1952

Newly discovered Panels by Grünewald

In: The Burlington Magazine, vol. 95. 1953, S. 339 ff.

Schloß Heiligenberg, die Instandsetzung der Rittersaaldecke im Jahre 1953

In: Nachrichtenblatt der Öffentlichen Kultur- und Heimatpflege im Regierungsbezirk Südbaden, Freiburg, 5. Jg. 1954 Nr. 1/2

Denkmalpflege der Fürstenbergischen Standesherrschaft im Jahre 1953

In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege, Jg. 1954, Heft 1, S. 57-66

Die Kreuzigungsgruppe Joseph Christians in Emmingen ab Egg

In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Donaueschingen), Heft 23, 1954, S. 27-32

Lassberg als Kunstsammler

In: Joseph von Lassberg, Mittler und Sammler, Aufsätze zu seinem 100. Todestag, Stuttgart 1955, S. 65-87

Der Hochaltar der Klosterkirche Amtenhausen.

In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Donaueschingen) 1956, Heft 24, S. 19-40

Kann der Fürstenbergische Kunstbesitz in seiner bisherigen Form der Öffentlichkeit erhalten bleiben? In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege, Jg. 1956, S. 4 - 6

Die Wand- und Gewölbemalereien des Meisters von Meßkirch in Heiligenkreuztal.

In: Heilige Kunst, 1956, S. 29-47

Die Stadtpfarrkirche St. Johann in Donaueschingen

Kleine Kunst- und Kirchenführer, Schnell u. Steiner, München 1957, Nr. 633

Die Wandgemälde der Augustinerkirche in Konstanz.

In: Studien zur Kunst des Oberrheins, Festschrift für Werner Noack, Konstanz 1958, S. 46-64

Tagung der deutschen Sektion des ICOM

In: Kunstchronik, Jg. 12/1959, S. 96-97

Über ein Bildnis von Johann Lukas Krackher.

In: Pantheon, Jg. 18, 4, 1960, S. 204-208

Zur Frage des „Basler Meisters von 1445“

In: Kunstchronik, Jg. 13, 1960, S. 291-293

Barockmaler in Böhmen. Ausstellung des Adalbert-Stifter-Vereins, Mai-Nov. 1961 in Köln, München, Nürnberg, Katalog Ausstellung Köln. Text: Erich Hubala, Katalog: Christian Altgraf Salm

Einführende Worte zur Eröffnung der Ausstellung „Der Meister von Meßkirch“

In: 700 Jahre Stadt Meßkirch, Festansprachen zum 700-jährigen Meßkircher Stadtjubiläum, Meßkirch 1961, S. 25-33

Neue Forschungen über das Gnadenbild in der alten Kapelle in Regensburg.

In: Münchner Jahrbuch der Bildenden Künste. XIII. 1962, S. 49-62

Schloß Heiligenberg

Aufnahmen von Heidi Viredaz-Bader, Text von Karl Siegfried Bader und Christian Altgraf Salm, Konstanz 1963

Altdeutsche Malerei, herausgegeben von den Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, bearbeitet von Christian Altgraf Salm und Gisela Goldberg, Katalog der Alten Pinakothek, München 1963

Jan Polack, 1440/50 - 1519. Der Tod des Heiligen Korbinian

In: Kunstwerke der Welt aus dem öffentlichen Bayerischen Kunstbesitz. Bd. 3 Blatt 118, München 1963

Katalog der Galerie Aschaffenburg (Bayer. Staatsgemäldesammlungen, bearbeitet von Ernst Brochhagen, Gisela Goldberg, Robert Oertel und Christian Altgraf zu Salm) München 1964

Das Schwert des Straßburger Fürstbistums von 1663.

In: Festschrift Karl Siegfried Bader, S. 373-380, Zürich-Köln-Graz, 1965

Martin Schongauer, um 1435-1491. Heilige Familie

In: Kunstwerke der Welt aus dem Öffentlichen Bayerischen Kunstbesitz Bd. 6, Bl. 216, München 1966

Staatsgalerie Augsburg, Städt. Kunstsammlungen (Bayer. Staatsgemäldesammlungen). 1. Altdeutsche Gemälde (Bearb.: Gisela Goldberg, Christian Altgraf zu Salm, Gisela Scheffler) Gesamtführer, Augsburg 1967

Zur Problematik des Riedböhringer Kruzifixus

In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Heft 27, Donaueschingen 1968, S. 125-129.

Malerei und Plastik der Spätgotik

In: Gotik in Böhmen, München 1969, S. 361-413

La déploration du Christ de 1524 par Wolf Huber.

In: La Revue du Louvre et des Musées de France. 19. 1969, S. 13-20

Der Fürstenbergische „Lehensbecher“

In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Heft 28, Donaueschingen 1970, S. 314-319

Der Karlshof in Donaueschingen. Zur Entstehung eines Vielzweckmuseums.

In: Museum und Kunst, Hamburg 1970 S. 187-196 (Festschrift Alfred Hentzen)
(Im Titel ist irrtümlich Karlshof statt Karlsbau angegeben)

Katalog der Sammlung Thyssen-Bornemisza (Bearb. Johann Conrad Ebbinge-Wubben, Christian Salm, Charles Sterling u. Rudolf Heinemann) Castagnola 1971

Kunstgeschichtliche Bemerkungen über „Lausheim“ (Kircheninstandsetzung); den Maler „Berin Anton(i)“ anlässlich der Ausstellung in Villingen 1970; „Grünwald“ (Stein-Altarretabel nach Mitte 14. Jh.) „Friedenweiler“ (Klosterkirche)

In: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Heft 29, 1972 (Exkursionsbericht 1971) S. 305-307

Nachrufe

Ein christlicher Ritter, zum Tode von Christian Altgraf Salm, von Doris Schmidt, Süddeutsche Zeitung Nr. 98, 28./29. April 1973 (von verschiedenen Zeitungen wörtlich übernommen)

Charmanter Mittler der Kunst, Dr. Altgraf zu Salm, einem Herzschlag erlegen
Badische Zeitung, Ausgabe Donaueschingen, Nr. 99, 30. 4./1. 5. 1973

Altgraf zu Salm gestorben
Badische Zeitung, Ausgabe Freiburg, Nr. 100, 2. 5. 1973

Sein Lebenselement waren Kunst und Wissenschaft
Im Gedenken an Dr. Christian Altgraf zu Salm
Südkurier, Ausgabe Donaueschingen, 4. 5. 1973

Im Mitteilungsblatt des Adalbert-Stifter-Vereins, Nr. 5/6/XXI, Mai/Juni 1973
Bild auf der Titelseite und 3 Seiten Nachrufe, Nachruffauszüge und Bericht über die Beisetzung im Niklaskloster bei Neuß und den Seelengottesdienst in München.

Christian Altgraf zu Salm, von Johanna von Herzogenberg, im Programmheft der Donaueschinger Musiktage vom 19.-21. Oktober 1973, S. 9-10 (mit Bild).

Christian Altgraf zu Salm † von Kurt Martin
In: Kunstchronik Jg. 26, Heft 12, S. 409-410, Nürnberg 1973

Dr. Christian Altgraf zu Salm zum Gedächtnis, von Prof. Karl S. Bader
In: Fürstenberger Waldbote, Nr. 20, S. 36-38, Donaueschingen 1974

Dr. Rudolf Ströbel

Die Freunde der Geschichte und Naturgeschichte der Baar sind es einem der ihrigen schuldig, sein Gedächtnis und sein Vermächtnis lebendig zu erhalten. Dr. Rudolf Ströbel, der Leiter des Schwenninger Heimatmuseums, ist schon seit dem Herbst 1972 nicht mehr unter uns, und noch ist fast gar nichts getan, seine reiche wissenschaftliche Hinterlassenschaft zu sichten, zu veröffentlichen und weiterzuführen. Ein Blick auf sein Lebenswerk möge uns die Bedeutung dieser Aufgabe vor Augen bringen.

1910 in Stuttgart geboren, bekam Rudolf Ströbel seine Schul- und Hochschulbildung in Tübingen. Schon als Schüler beschäftigte er sich mit heimatkundlichen und vorgeschichtlichen Fragen. Veröffentlichungen des Siebzehnjährigen über „Alte Steinkreuze“ und „alte Marksteine im Oberamt Tübingen“, sowie Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften erweckten Aufmerksamkeit.

Zu Studienfächern wählte er Vorgeschichte, Anthropologie und Geologie; nebenher besuchte er Vorlesungen über klassische Archäologie, Geographie, Geschichte und Chemie. Eine Dissertation über „Die Feuersteingeräte der Pfahlbaukultur“ brachte ihm den Dokortitel der Naturwissenschaften. Auf Exkursionen und Studienreisen lernte er zahlreiche Fundstätten und Museen in Deutschland, Schweiz, Frankreich, Italien, Dänemark, Schweden und Norwegen kennen. Er arbeitete selbst mit bei Ausgrabungen in der Schweiz und im Federseemoor und beteiligte sich an der Katalogisierung und Aufstellung verschiedener Museen.

Nach Abschluß seines Studiums wurde er als Erster Assistent an das Universitätsinstitut für Vorgeschichte nach Berlin berufen und betreute dort als wissenschaftlicher Mitarbeiter die „Modellwerkstatt“ des Reichsamtes für Vorgeschichte. Er entwarf zahlreiche Rekonstruktionsmodelle, half vorgeschichtliche Freilichtmuseen einzurichten und arbeitete selbst als Töpfer und Modellbastler. Dazu entwarf er für größere Ausstellungen in Berlin die vorgeschichtlichen Abteilungen und richtete sie selbst ein. In diese Zeit fallen auch mehrere volkstümliche Veröffentlichungen aus seinen Arbeitsgebieten, so z. B. der „Führer durch die Funde der Ausgrabungen im Wanwiler Moos“ im Naturhistorischen Museum des Kantons Luzern. Für den Wachsmuth-Verlag arbeitete er vorgeschichtliche Schulwandbilder aus. Die Kartenreihe für den historischen Schulatlas von Putzger, an der er mitarbeitete, konnte bedauerlicherweise wegen des Krieges nicht erscheinen. Die ausge-

zeichneten kartographischen Darstellungen vorgeschichtlicher Befunde und die unzähligen selbstgezeichneten Abbildungen in seinen Veröffentlichungen zeigten neben wissenschaftlicher Sauberkeit seine handwerkliche Meisterschaft.

Noch mehr zu bedauern ist es, daß während des Krieges, solange Rudolf Ströbel im Wehrdienst stand, der größte Teil seiner wissenschaftlichen Aufzeichnungen samt seiner persönlichen Habe verloren ging. Seine Mitarbeit im Reichsamt für Vorgeschichte brachte es überdies mit sich, daß er nach dem Krieg seine vielversprechende Universitätslaufbahn abbrechen mußte.

Er übersiedelte nach Tübingen und half dort, die teilweise verlagerte Bücherei und Sammlung des Instituts für Vor- und Frühgeschichte wieder aufzustellen. Zudem wurden ihm Arbeiten im Tübinger Kunstgebäude übertragen.

1949 begann er das Schwenninger Heimatmuseum neu aufzubauen. Schließlich wurde er mit dessen Leitung betraut. Nur wenige Schwenninger ahnten damals, daß man einen erfahrenen, wissenschaftlichen und vielseitigen Praktiker und dazuhin einen außergewöhnlichen Menschen für diese zunächst sehr bescheidene Aufgabe gewonnen hatte. Rudolf Ströbel brachte es fertig, ohne Groll sein eingeschränktes Arbeitsfeld zu seiner Lebensaufgabe zu machen und diese mit seiner ganzen Persönlichkeit zu füllen. Er hat das in ihn gestellte Vertrauen mehr als gerechtfertigt. „Sein“ Museum wurde in seiner Art vorbildlich und fand bald die Zuneigung der Einwohnerschaft, sowohl durch die heimelige Atmosphäre der ständigen Einrichtung, aus der die vorgeschichtliche Abteilung in besonderer Weise hervorragt, als auch durch den Reiz der vielen wechselnden Sonderausstellungen. Es ist nicht zuletzt sein persönliches Verdienst, daß das Heimatmuseum sich heute als stattlicher Fachwerkbau auch äußerlich stilvoll darstellt.

Kaum weniger bedeutungsvoll, wenn auch weniger beachtet, wurde der allmähliche Aufbau der Schwenninger Stadtchronik seit 1950, ebenso die angefangene Entwicklung eines Stadtarchivs. Dazuhin versah Dr. Ströbel durch 20 Jahre hindurch das Amt des vorgeschichtlichen Denkmalpflegers im Kreis Rottweil und widmete der damit verbundenen Arbeit den größten Teil seiner Freizeit. Er dehnte seine Tätigkeit auch auf den Kreis Tuttlingen aus und leitete die Ausgrabung einer keltischen Fliehburg auf dem Dreifaltigkeitsberg. In Rottweil selbst konnte er immer wieder wichtige Funde aus der Römerzeit sicherstellen. In Schwenningen und Flözlingen legte er Teile römischer Gutshöfe frei. Von besonderer wissenschaftlicher Bedeutung



wurde sein Nachweis einer bandkeramischen Siedlung im Schwenninger Gewann Dickenhardt. Das Fundmaterial aus 6 „Wohngruben“ harrt im Archiv der Bearbeitung.

Als Heimatpfleger setzte sich Dr. Ströbel mit aller Kraft und zäher Ausdauer ein für die Erhaltung eines „Altschwenninger Reservats“ zwischen Kirche und Pfarrhaus, Vogtshof und Lehrerhaus im ehemaligen Dorfkern. Der unverzeihliche Abriss des schönen Vogtsleiesenhauses machte ihm schwer zu schaffen. Um so leidenschaftlicher kämpfte er um die Restaurierung des alten Pfarrhauses, unter dessen Verputz er gut erhaltenes Fachwerk feststellte. Es sieht jetzt so aus, als hätte wenigstens hier sein Einsatz sich gelohnt, ebenso wie es ihm gelang, den letzten alemannischen Schopf auf der Baar, den Wetteburschopf, vor der vollständigen Zerstörung zu retten. Erfolgreich war er auch, wenigstens teilweise, in seinem Ringen um die Erhaltung des Dorfkerns in Mühlhausen. Hoffentlich war sein Eintreten für die Erhaltung des Alten Schwenninger Friedhofs nicht vergebens.

Noch ist es ungewiß, wie weit seine Bemühungen um die Abwehr der

Autobahn von der keltischen Fliehburg auf dem Türnleberg und der 47 Marksteine in ihrer Nähe Erfolg haben werden. Der Grabhügel des Burgheeren wurde bereits in barbarischer Weise zerschnitten. Immerhin wird jetzt das Schwenninger Moos, das er ebenfalls zu verteidigen half, von den Straßenbauern geschont werden.

Ein besonderes Anliegen war es ihm, die Fusion der beiden Städte Villingen und Schwenningen zu einer partnerschaftlichen, gleichrangigen Vereinigung werden zu lassen.

Wer mit Rudolf Ströbel zu seinen Lebzeiten in engere Verbindung trat, der wurde nicht nur beglückt durch seine Herzengüte, seine Lauterkeit, seine Abgeklärtheit und seine kindliche Heiterkeit, sondern auch durch seinen Reichtum an Kenntnissen und Einsichten, an klarer Wertungskraft und an umfassender Weltchau. Sein Blick reichte weit über seinen Fachhorizont hinaus. Er erarbeitete sich mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ein Gebiet der Kulturgeschichte nach dem anderen. Er wurde Fachmann in der Geschichte der europäischen und vieler außereuropäischer Kunstrichtungen und Stilepochen, des bäuerlichen Brauchtums und der bäuerlichen Handwerkstechniken, insbesondere der Uhrenmacherei und der Schildmalerei, der alten Hoch- und Primitivkulturen, in der Geschichte des Brotes und der Musikinstrumente, des Feuerwesens und des Kirchenbaus. Jedesmal, wenn er eine seiner über 50 Sonderausstellungen vorbereitete, studierte er deren Gegenstände mit letzter Gründlichkeit. Und er verstand es, die Museumsbesucher, vor allem die Schulklassen, teilnehmen zu lassen an seinem Reichtum, so wie er auch in seinen vielen Vorträgen vor der Volkshochschule stets dankbare Zuhörer fand. Er öffnete das Verständnis dafür, daß alle Kultur ebenso materiell wie geistig bestimmt ist und daß sie ganzheitlich, organisch entwickelt werden muß, wenn die Zukunft ihr menschliches Wesen bewahren will. In solchem Bestreben war er einer der eifrigsten und getreuesten Freunde auch der Geschichte und Naturgeschichte der Baar. Wir alle, die wir uns zur Bewahrung der Kultur unserer Heimat bekennen, haben ihm eine Dankeschuld abzustatten. Wir müssen uns einsetzen für die Ordnung und Auswertung seines wissenschaftlichen Nachlasses und für die Weiterführung seiner mannigfaltigen Bestrebungen in der Heimatpflege.

Es gehört zur Lebenstragik dieses Mannes, daß ihn die Umstände zwingen, sich in Kleinarbeit zu erschöpfen, obwohl er bereit und begabt war zu umgreifender und weitgespannter und fundierter wissenschaftlicher Arbeit. Er lebte von der Hoffnung, im Ruhestand dann all das, was er in einem

Vierteljahrhundert gesammelt und vorbereitet hatte, zusammenzufassen und zu veröffentlichen. Aber es blieb ihm versagt, die Ernte seiner vielseitigen Tätigkeit einzubringen.

Otto Benzing

Schriftum

Aus den Veröffentlichungen von Dr. Rudolf Ströbel

Die Feuersteingeräte der Pfahlbaukultur. 182 S., 10 Karten, 44 Tafeln; K. Kabitzsch, Leipzig 1939.

Land und Leute am oberen Neckar - Ein Blick auf die Kreise Horb, Rottweil, Tuttlingen. „Württembergischer Land“ H. 8, S. 8 - 12, 1953.

Vor- und frühgeschichtliche Funde beim Bau des Städtischen Krankenhauses in Schwenningen am Neckar von 1952 - 1956. „Heimatblättle“ 1957, 1 - 3, 7 - 8, 10 - 12; 1958, 1 - 10; 1959, 1, 2, 8, 11.

Tardenois Spitze in einem Bovidenknochen von Schwenningen am Neckar (Kr. Rottweil), 1 Abb. u. 1 Tafel. Fundberichte aus Schwaben. Neue Folge 15, S. 103 - 106, 1959.

Ein Lochstab mit Pferdegravierungen von Laugerie-Intermédiaire in der Sammlung für Urgeschichte der Universität Erlangen. In: Festschrift für Lothar Zotz / Steinzeitfragen der Alten und Neuen Welt, hrsg. v. G. Freund, S. 493 - 506, Bonn 1960.

Ausgrabungen am Dreifaltigkeitsberg. Sonderdruck aus „Rund um die Zahlenrolle - Hengstler-Zählerpost“, Jg. 4, Nr. 11, Aldingen Kr. Tuttlingen 1960.

Schwenningen am Neckar / 16 Szenen aus Schwenningens Vergangenheit. Goldenes Buch der Stadt und Sonderdrucke, Schwenningen 1964.

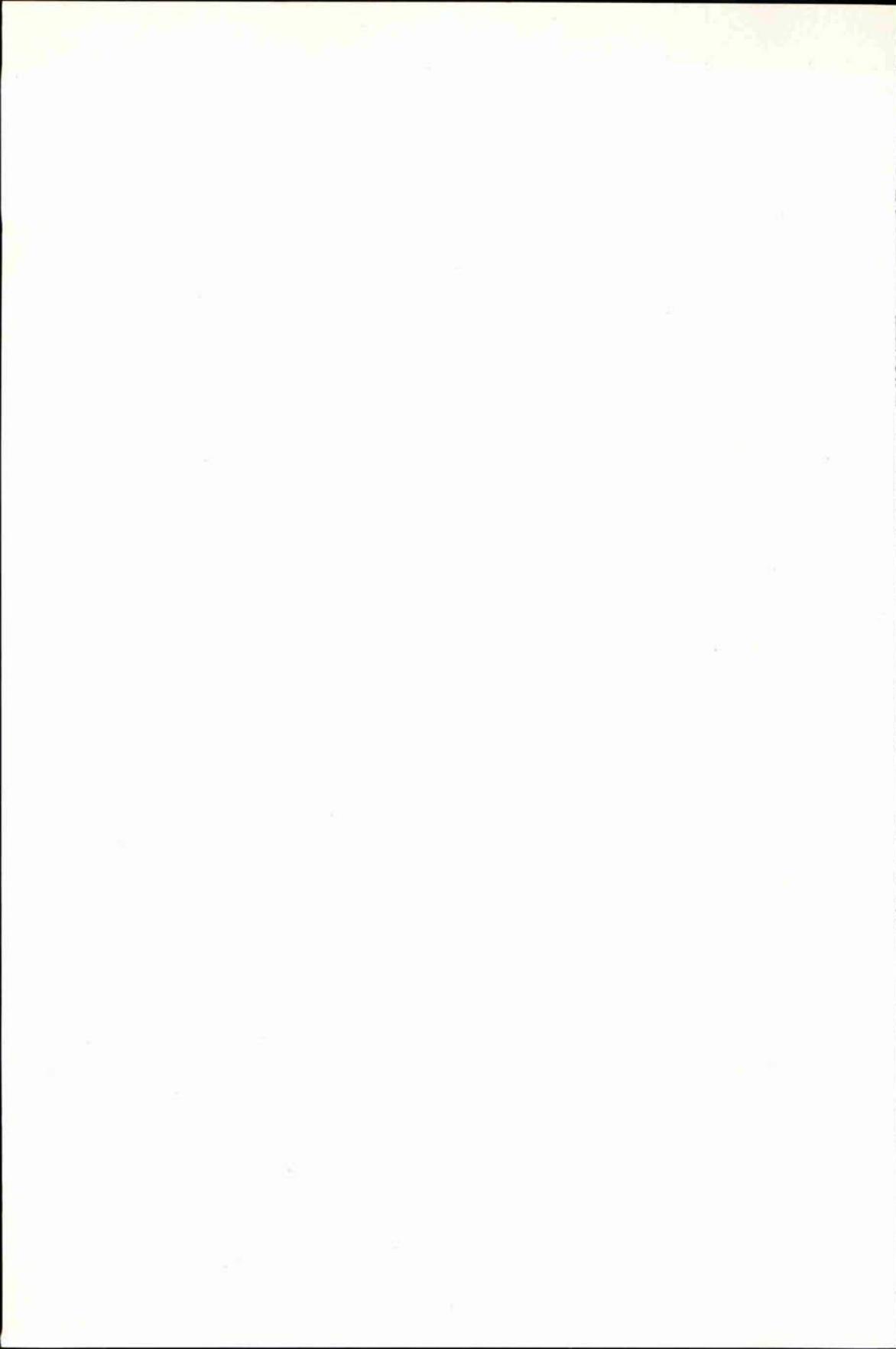
Die Schwenninger Flurnamen auf der Flurkarte von 1839. „Heimatblättle“ 1964 Nr. 4, 9, 10, 12; 1965 Nr. 1 - 4.

Zeitmessung im Zeitwandel. In: 200 Jahre Schwenninger Uhren 1765 - 1965, hrsg. v. Peter Kurz, Bd. 4 der Schriftenreihe der Großen Kreisstadt Schwenningen in Verbindung mit dem Heimatverein, S. 33 - 76, Schwenningen 1965.

Uhrschilddmalerei. Ebendort, S. 119-142, Schwenningen 1965

Vorgeschichtliches Denkmal sinnlos zerstört. (Burgherrengrab aus der Hallstattzeit unterhalb des Türnleberges teilweise für Waldweg eingeebnet). „Neckarquelle“, Pfingsten 1966.

Schwenningen und die gemeinsame Stadt in geschichtlicher Sicht. „Heimatblättle“ 1971 Nr. 4 - 5, 10 - 12.



Die Pfarrkirche St. Mauritius zu Grüningen

von Gertrud Christoph

mit 13 Abbildungen

Eine Pfarrei mit Pfarrkirche bestand nach RODER¹ in dem um 1100 zum erstenmal urkundlich erwähnten Ort Grüningen spätestens im 11. Jahrhundert. RODER denkt dabei an einen Holzbau; die heutige Kirche, deren Chor 1934 angebaut wurde, war ursprünglich ein einschiffiger Saalbau, und stammt entweder aus dem 13. Jahrhundert oder wurde bald nach 1306, nach der Übergabe der Kirche an die Johanniter von Villingen, gebaut. Diese Kirche muß, falls sie nach 1306 gebaut wurde, einen steinernen Vorgängerbau gehabt haben, denn PANOWSKY entdeckte bei seiner Restaurierung 1970 an der nördlichen Westwand unter der Empore eine ältere Malschicht, einen Rautenfries, der in einer Schicht unter den von den Johannitern in Auftrag gegebenen, nach 1306 entstandenen, Wandmalereien lag. Über diesem Fries befanden sich, wahrscheinlich durch Feuer verdorbene, keramisierte Reste der älteren Schicht und die Malereien des beginnenden 14. Jahrhunderts. Falls die Johanniter den heutigen Raum gebaut haben, müssen sie Mauern einer älteren steinernen Kirche in ihren Bau einbezogen haben, oder aber sie übernahmen einen alten Bau, den sie neu ausmalen ließen. Leider fand in der Kirche von Grüningen noch keine die Baugeschichte klärende Grabung statt. Im Jahre 1551 mußte die Kirche, wie RODER alten Urkunden entnahm, „neu in die Mauern gebracht werden“. Er vermutet, daß die heutigen Fenster und der Turm von diesem Umbau her stammen; damals wurde auch wahrscheinlich der heute wieder entfernte Chorbogen eingebaut. Ein weiteres Fenster stammt von 1859, die beiden Occuli an der Ostwand — eines davon fiel dem neuen Chorbogen zum Opfer, das andere wurde wieder vermauert — stammen aus dem 18. Jahrhundert. Die Fenstererweiterungen und der Einbau eines Kriegerdenkmals (1871) auf der Südwand haben die Wandmalereien teilweise zerstört. Bei der Kirchenerweiterung 1934 wurde in die Chorostwand ein neuer Chorbogen eingebrochen und zwar so, daß die beiderseitigen alten Wandmalereien des 14. Jahrhunderts im bisherigen Chor jetzt die Flanken des heutigen Chorbogens decken. Ein neuer Chor in einfachem, barockisierendem Stile wurde angebaut.

Berühmt wurde diese einfache Dorfkirche 1890, als man die Wandmalereien fand. Damals hat man einiges wieder übertüncht; die wichtigen Mal-

felder wurden mit Tapeten, auf die Kopien gemalt waren, zugedeckt. Anderes wieder wurde damals durch Maler ALBERT SÄGER übermalt, so zum Beispiel das Mauritius- und Martinsbild². Der Umbau 1934 bewirkte eine neuerliche Restaurierung der Fresken, wobei besonders auf der Südwand manches neu aufgedeckt wurde. Die Restaurierung übernahm die Firma Mezger und wurde von Maler BMMERT durchgeführt. 1958 wurden die Malereien noch einmal, wieder von der Firma Mezger, restauriert, und vor allem von einer Ruß- und Staubschicht gereinigt. So ist erklärlich, daß PANOWSKY 1970 viele Übermalungen auf den Fresken vorfand. Panowsky entdeckte außerdem an der Westwand den oben genannten Rautenfries und andere Malereifragmente, die in einer Schicht unter den Malereien des beginnenden 14. Jahrhunderts lagen.

Da die Secco-Lasuren durch das Übertünchen und Wiederaufdecken abgegangen sind, machen die Wandmalereien heute einen farblich eintönigen Eindruck; in der Hauptsache sind Rot (Rötel) und Ocker, dazu wenig Grün und Blau und die schwarze Grundierung des Blau erhalten.

Die Malereien bedeckten ursprünglich in zwei Szenenreihen übereinander die vier Wände. Die Quadermalerei in der Sockelzone wurde Ende 1973 von PANOWSKY weitgehend erneuert. Zwischen beiden Szenenreihen läuft ein rot eingefäßtes Ornamentband, auf dem vor dunklem, wohl einst blauen, Grunde, helle, fünfblättrige Rosenblüten und scharf gezackte Blätter wechseln. Die Sockelzone wird nach oben abgeschlossen von einem mit stilisierten Blättern, ebenfalls hell vor schwarzem Grund, geschmückten Fries. Ein drittes Ornament befindet sich an der westlichen Nordwand; dort werden die Malereien von einer vertikalen Bordüre, ein nach oben weisendes, herzförmiges Blatt mit Binnenmalerei, hell vor rotem Grund, abgeschlossen; ganz im Osten der Nord- und Südwand befindet sich als Endpunkt ein Eichenlaubornament. Die senkrechte Szenentrennung bildet ein Wellenband.

Auf der oberen Zone der Nordwand ist die Schöpfungsgeschichte geschildert, die Erzählrichtung geht von West nach Ost.

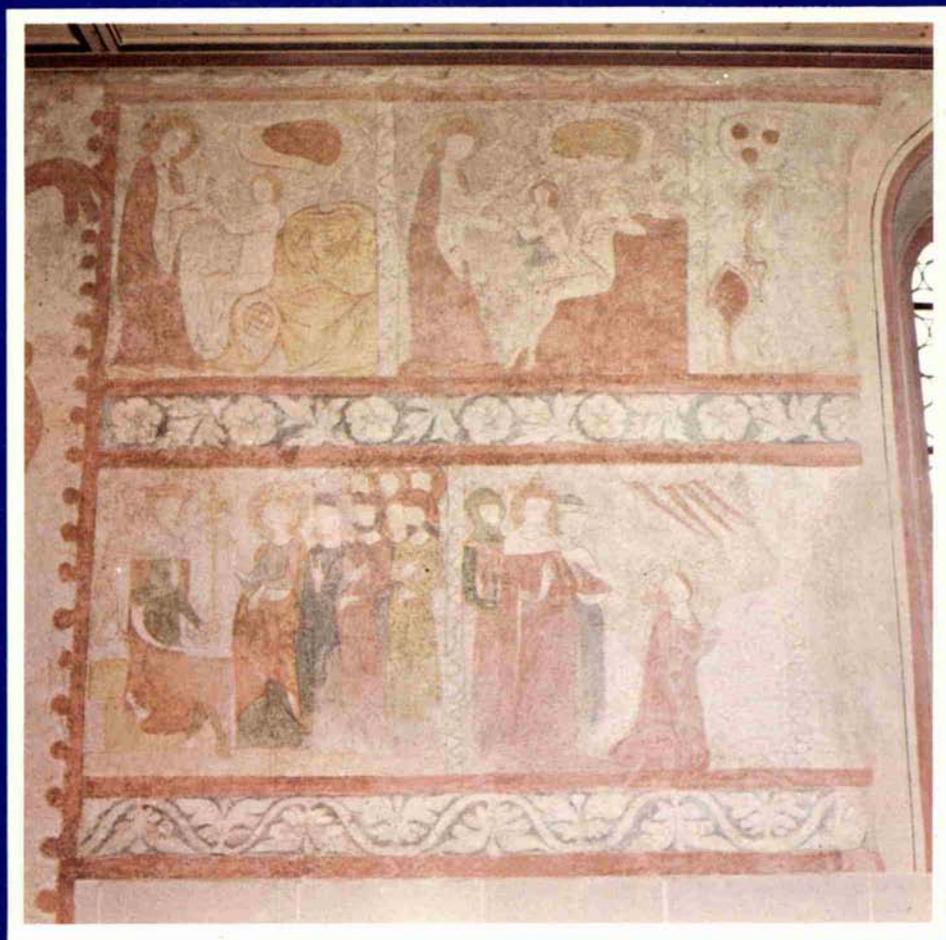
Bei der ersten Szene, der Erschaffung des Kosmos, steht links auf rotem, wellenförmig dargestelltem Boden der erschaffende Gott, dem Typ nach Christus (bei der Erschaffung des Adam ist das Kreuz im Nimbus noch vage zu erkennen). Gott, der Schöpfer, hebt segnend seine Rechte; er erschafft durch sein Wort und berührt leicht mit der Linken das von ihm Geschaffene, hier eine große runde Scheibe, mit gewelltem Rand, darin zwei konzentrische Kreise als Symbol des Kosmos.

Von der zweiten Szene, wohl der Erschaffung der Pflanzen, ist nur ein Rest des Schöpfers vorhanden, das Übrige ist durch das später eingebrochene Fenster zerstört.

Auch die Erschaffung der Tiere, nach dem Fenster, ist nur in minimalen Spuren vorhanden. Man erkennt zwei Pranken und den Schwanz eines Löwen, dazu einen Vogel. SAUER² verweist bei diesen Einzelheiten auf das entsprechende, ganz erhaltene, ebenfalls aus dem 14. Jahrhundert stammende Bild in der evangelischen Kirche von Hügelheim.

Das vierte Bild zeigt den Schöpfer, der mit im Redegestus erhobenen Händen vor vier sich ihm anbetend zuwendenden Engeln steht. Die Engeltücher sind abwechselnd rot und weiß, ihr hochoberes Gefieder ist bei den weiß gekleideten Gestalten rot und umgekehrt. SAUER deutet dieses Bild als die Anbetung der vier Erzengel, Gabriel, Raphael, Michael und Uriel, die hier als die vier Engel, die an den vier Enden der Welt stehen (Apokalypse 7,1) zu verstehen sind. Er verweist dabei auf parallele Darstellungen auf dem Kuppelmosaik von St. Marco in Venedig und auf den Zyklus der Engelshierarchie aus dem Bild der Sabbatruhe. Allzu weit scheint der mißverständene Szene des Grüninger Vorbildes Mistelbrunn, nämlich als die Zusammenfassung der in Mistelbrunn dargestellten Szene der Erschaffung der Seele Adams und der sich dieser Szene zuwendenden ersten Triade der Engelshierarchie aus dem Bild der Sabbatruhe. All zu weit scheint der Maler von Grüningen dem Vorbild Mistelbrunn nicht gefolgt zu sein. Ist doch die Genesisdarstellung in Mistelbrunn sehr viel szenenreicher als hier in Grüningen. Auch befindet sich in Mistelbrunn unter der Schöpfungsgeschichte ein christologischer Zyklus, von dem dort allerdings nur hin und wieder Teile eines Kreuznimbus erhalten sind; hier in Grüningen sind dagegen unter der Genesis, ähnlich wie in der von SAUER als Vergleich herangezogenen evangelischen Kirche von Hügelheim, Märtyrerdarstellungen gemalt.

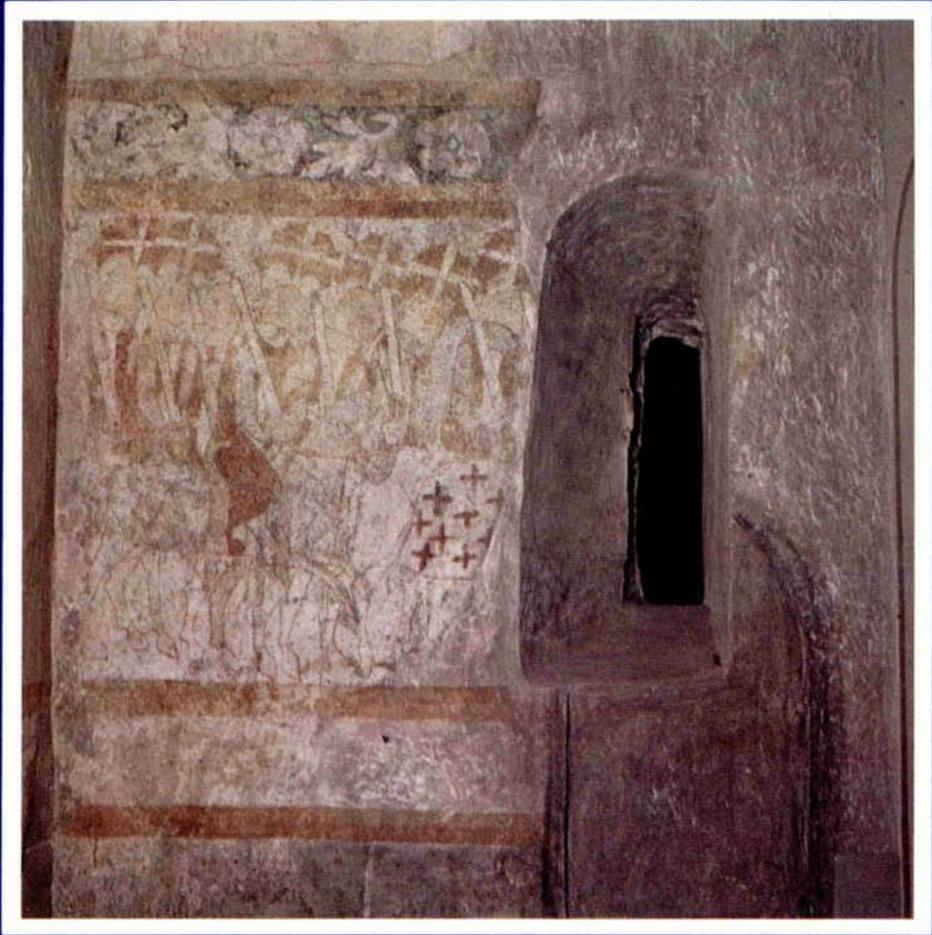
Anschließend wird die Genesis unterbrochen von dem die ganze Wandhöhe einnehmenden, von einem roten Punktbandfries umrahmten, großen Christopherus, der leider fast ganz dem Einbruch eines Fensters zum Opfer fiel. Links über dem Fenster sind noch ockerfarbene Blätter aus der Baumkrone, rechts Gewandreste und das Kreuz des Kindes zu sehen. Unter dem Fenster ist ein Teil des Heiligengewandes und die Zeichnung des Wassers erahnbar. SAUER glaubt, daß dieses Bild jüngeren Datums als die restliche Wandmalerei sei, doch sprechen die Farben — Rot, Grün, Ocker und



Nordwand

oben: Erschaffung von Adam und Eva sowie Sündenfall (Rest)

unten: Hl. Katharina vor Gericht und Martyrium der Heiligen



Ostwand
Die Reiterschar der Thebäischen Legion

Schwarz — und die Wandaufteilung — nirgends wird die Anbetung der Engel oder die folgende Szene, die Erschaffung Adams, von der Christophrusdarstellung überschritten — gegen diese These.

Bei seiner Erschaffung sitzt Adam auf einem ockerfarbenen, stilisiert dargestellten Hügel rechts, der oben mit einem innen roten „Blasenbaum“ geschmückt ist. Adam, der sich zu erheben scheint, hat seine Hände betend gefaltet. Der sich Adam zuwendende Schöpfer erfaßt mit seiner Linken Adams Hände und erweckt ihn durch seinen Segen zum Leben.

Es folgt die Erschaffung der Eva. Auf einem roten, mit einem ockerfarbenen „Blasenbaum“ geschmückten Berg sitzt, den Kopf auf die Arme gelegt, der schlafende Adam. Gott erfaßt mit seiner Linken Eva am Arm, die, zu ihm aufblickend, aus der Seite Adams wächst.

Die folgende Szene, wohl der Sündenfall, ist durch den Fenstereinbruch weitgehend verloren, nur links ist ein kleiner Rest erhalten: Ein ockerfarbener, mit roten Kugeln als Äpfel geschmückter Baum, der die übliche Form besitzt. Darunter steht die nur zur Hälfte noch sichtbare Eva, deren Haupt von langen, ockerfarbenen Locken umrahmt ist. Ganz links unten ein weiterer, kleiner Baum.

Nach dem Fenster ist ebenfalls nur ein kleiner Bildteil zu sehen, nämlich rechts ein Torbau; es handelt sich also wohl um die Vertreibung aus dem Paradies. Es folgt ein nach den Wandmalereien entstandenes, später wieder vermauertes Fenster und rechts davon Reste einer Gestalt in Rot. Da die Ermordung Abels noch weiter rechts dargestellt ist, handelt es sich bei diesem Fragment wahrscheinlich um das Opfer von Kain und Abel.

Auch die „Ermordung Abels“ ist etwas zerstört. Links steht, in ockerfarbenem Gewand, Kain und schwingt mit beiden Händen das Schwert über seinem Haupt. Vor ihm, auf dem ockerfarbenen Boden liegt der in Rot gekleidete Abel wie schlafend unter einem Baum, den Kopf in die Arme gelegt.

Nach der großen Fehlstelle und dem letzten Fenster ist nur noch der Rest einer Szenenumrahmung und der vertikale Blattfries erhalten.

Auf der unteren Szenenreihe der Nordwand sind Martyriumsszenen gemalt. Ganz links unter der Empore erkennt man Teile zweier Leitern, dazu zwei Paar Füße und Reste von zwei die Leiter empor kletternden Gestalten, die eine in rotem, die andere in ockerfarbenem Gewand. Diese beiden fassen (über der Empore) an einem nach SAUER brettartigem Gewand, aus dem zwei Füße hervorschauen. Sauer vermutet hier die Darstel-

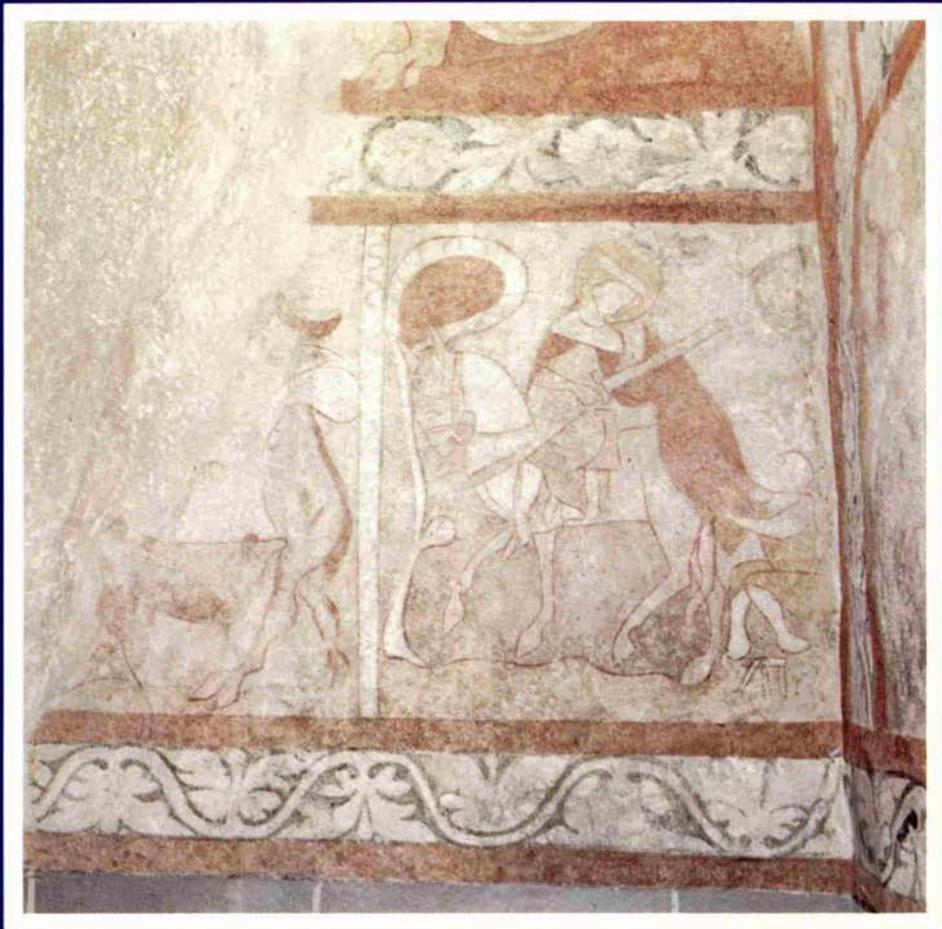
lung der Kreuzabnahme des mit dem Kopf nach unten hängenden Petrus. Von den folgenden Szenen sind nur wenige Fragmente vorhanden; erst nach der oben besprochenen Christopherusdarstellung ist das Bild des Verhörs der hl. Katharina leidlich gut erhalten: Links sitzt auf seinem Thron der König, die Rechte im Redegestus erhoben, in der Linken ein Lilienzepter. Ein kleiner Teufel hinter dem Richter packt diesen an der Schulter und bläst ihm die bösen Gedanken ins Ohr. In der Bildmitte steht vor dem König die nimbierte Heilige, deren von langen Locken umrahmtes Haupt mit einer Krone geschmückt ist; sie hat ihre Rechte im Redegestus erhoben und rafft mit ihrer Linken leicht ihren roten Mantel auf. Hinter Katharina stehen drei männliche Gestalten, wohl die Gelehrten, dahinter blicken die Köpfe von vier Mädchen mit langen Locken hervor.

Weiter rechts ist das Martyrium Katharinas geschildert. Links steht, nach rechts gewandt, eine Gruppe von drei Gestalten, in der Mitte der König, die Rechte im Redegestus erhoben. Die weibliche, mit dem Stirnreif geschmückte Figur daneben ist die Königin, die sich durch das Geschehen zum Christentum bekehrte. Hinter dem königlichen Paar steht ein Soldat in Ringkaputze und Ringpanzer, mit einem Schwert, wohl ein Hinweis auf die Todesart der Heiligen. Diese kniet mit betend erhobenen Händen rechts der Gruppe um den König. Katharina blickt nach rechts oben, von wo vom Himmel her Steine auf das mit Messern bestückte Rad geschleudert werden. Dieses Bild weist unten große Fehlstellen auf, alles Weitere bis zu dem Fenster ist verloren; rechts des Fensters sind nur Reste eines ockerfarbenen Baumes und rote Farbfragmente zu sehen.

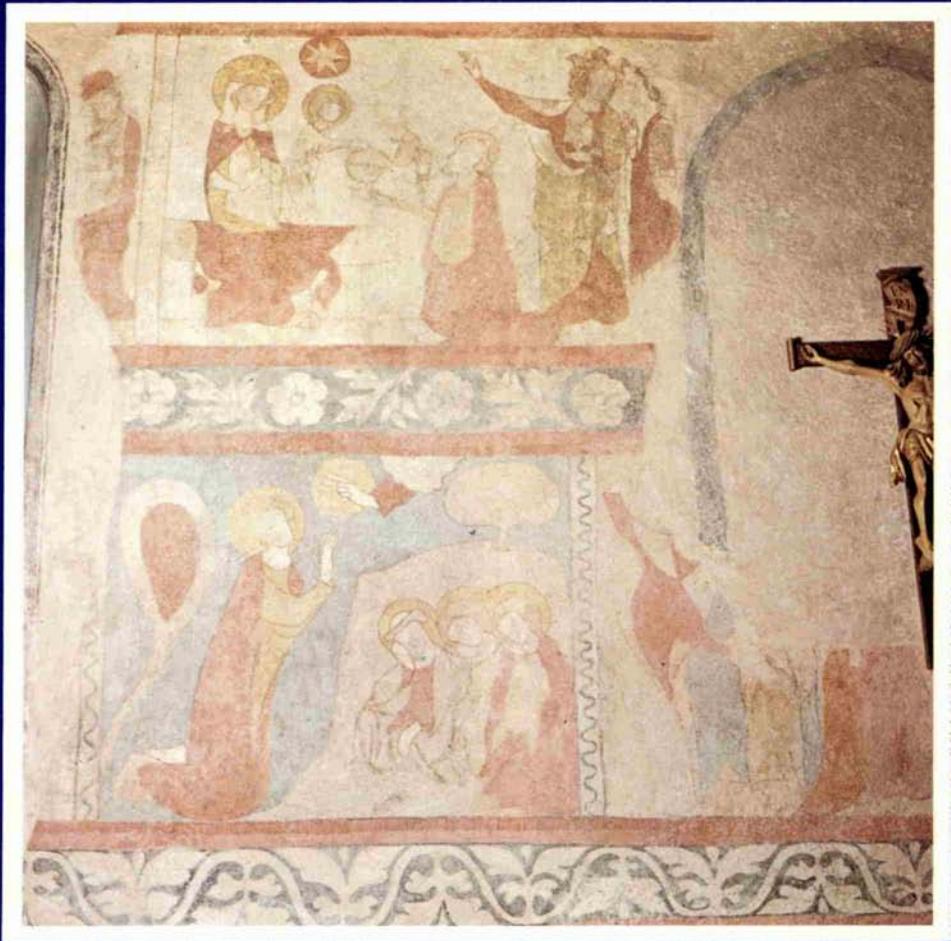
Es folgt die schlecht erhaltene Darstellung eines unter einem Bogen frontal stehenden, nimbierten, gekrönten Heiligen, der mit betend erhobenen Händen in Flammen steht. Ganz rechts rote Teile eines Menschen oder eines Tieres.

Weiter rechts, ebenfalls leider ziemlich zerstört, ist das Bild eines nur mit einem roten Schamtuch bekleideten Heiligen zu erkennen, der mit ausgebreiteten Armen an einem Marterbalken hängt. Der Scherge links hat ein Marterinstrument, wohl einen eisernen Kamm, mit dem er das Fleisch von der Brust seines Opfers zerrt. Der Henker rechts schlägt auf den Märtyrer ein. Vielleicht handelt es sich um die in manchen Baarorten (z. B. Hüfingen, Mistelbrunn) verehrte hl. Kümmernis¹.

Weiter links ist ein nach rechts gewandter Henker erhalten, der in seiner hoch erhobenen Rechten das Schwert schwingt und mit seiner Linken sein



Ostwand, rechts des Chorbogens
Martin teilt den Mantel



Südwand, Mittelteil
oben: Anbetung der Könige, unten: Christus am Ölberg,
rechts Fragment der Gefangennahme

Opfer, von dem allerdings nur noch die Haare und ein Nimbusteil sichtbar sind, am Schopfe packt.

Erst wieder rechts des großen Fensters sind von einer Martyriumsszene noch Farbreste, das rote Gewandteil einer knienden und das Fragment einer stehenden Figur in kurzem, rotem Wams, wahrscheinlich eines Henkers, zu erkennen.

Auf der ursprünglichen Chorostwand, heute der Ostwand des Langhauses, setzt sich der Märtyrerfries mit der Darstellung des hl. Mauritius und der Thebäischen Legion fort. Dicht gedrängt reiten die Ritter nebeneinander und hintereinander. Die ockerfarbenen Helme auf den gesenkten Häuptern sind mit roten Helmzierern, darin ein weißes Kreuz, geschmückt. Die Szene ist durch den Ausbruch eines später wieder vermauerten Fensters in Mitleidenschaft gezogen. Auf dem heute noch erhaltenen linken Teil erkennt man ganz rechts ein Pferd, dessen Schabracke mit Kreuzen verziert ist, das Reittier des Anführers der Legion, des hl. Mauritius. Jeder der Krieger hält in seiner Rechten ein aufgerichtetes, bloßes Schwert. Nach der *legenda aurea* zog die Thebäische Legion waffenlos in ihren letzten Kampf.

Auf der Südseite des Chorbogens ist in der oberen Reihe ein Szenenrest zu erkennen. Auf einem roten Berg rechts steht ein innen ockerfarbener, stilisierter, ovaler Baum, links davon Teile eines großen, ockerfarbenen Drachens mit langem Schweif und gestäubtem Stachelpanzer. (St. Georg?, St. Margarete? Margarete wurde in Grüningen sehr verehrt. Der Hochaltar von 1665 war dem hl. Mauritius und der hl. Margarete geweiht.)

In der unteren Reihe ist links eine ockerfarbene Schale zu sehen, an die sich ein Teufel mit einem Sack über der Schulter hängt. RODER und SAUER sahen noch Gewandteile des Erzengels Michael (Reste einer blauen Tunica und eines roten Obergewandes), dazu die zweite Wagschale. Auch im ehemaligen Dominikanerkloster von Konstanz (Insel-Hotel) ist bei dem ausführlichsten mir bekannten Märtyrerfries Michael, der Psychopompos und wie die Märtyrer der Kämpfer gegen das Böse, in der Heiligen-Reihe dargestellt. Martin von Tours, der friedlich in seinem Bette verstarb, findet sich hier wie dort. In Grüningen bilden Michael und Martin daneben den Endpunkt der Martyriumsdarstellungen. Martin sitzt auf seinem nach links trabenden, mit ockerfarbenem Zaumzeug geschmückten Pferd und wendet sich, während er mit dem Schwert seinen Mantel teilt, zurück, dem am Boden hockenden, kahlköpfigen Bettler zu, der mit beiden Händen nach dem Mantelteil greift.

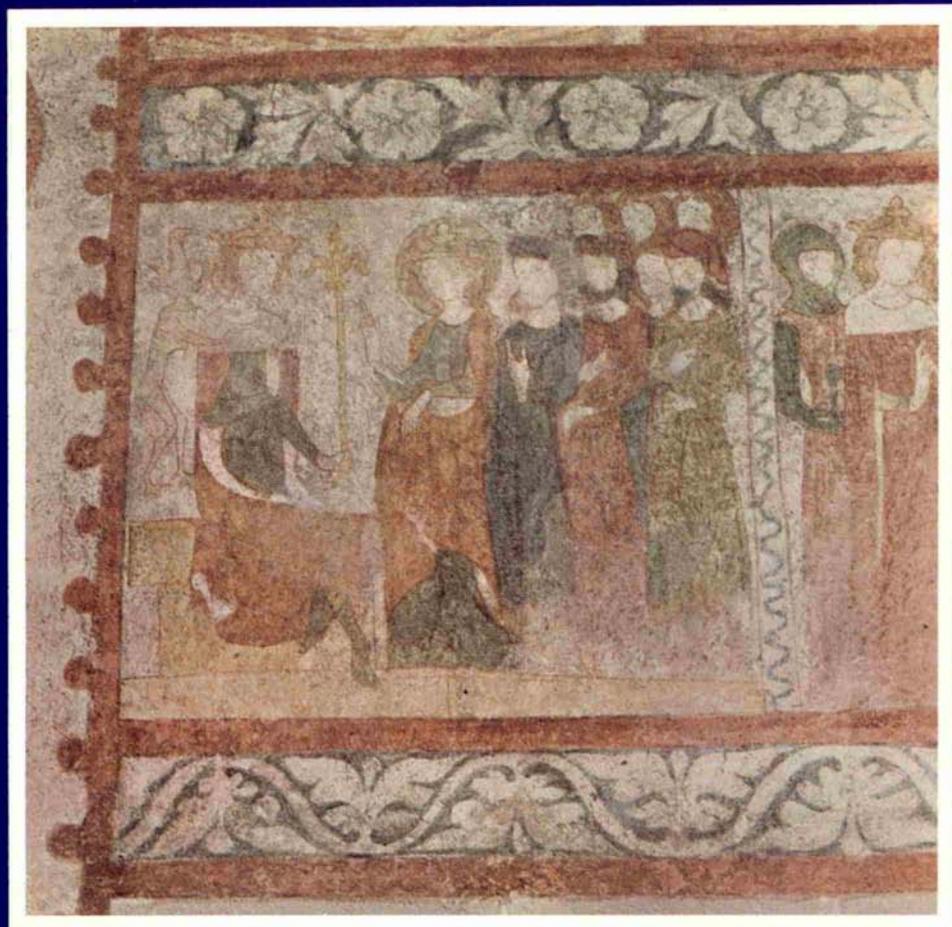
Südwand: In der oberen Szenenreihe war die Kindheit Jesu dargestellt. Außer der Anbetung der Könige sind jedoch nur wenige Bildreste erhalten. Von dem ersten Bild, wohl der Verkündigung an Maria, sind nur minimale Zeichnungsreste eines Gewandes zu sehen. Rechts des Fensters sitzt, im Halbprofil nach links gewandt, Joseph, den Kopf in die Hand gelegt. Es handelt sich hier um das Fragment einer Geburt Christi.

Daneben rechts ist sehr schön die Anbetung der Könige erhalten. Links auf einer Bank sitzt, leicht nach rechts gewandt, Maria, deren roter Mantel auf der Bank ausgebreitet ist. In ihrer erhobenen Rechten hält sie eine stilisierte Lilienblüte, mit der Linken umfaßt sie das neben ihrem Knie auf der Bank stehende Kind, das sich vorbeugt und mit beiden Händen in das Gefäß greift, das der greise, vor ihm knieende König ihm hält. Das Haupt des zweiten, jungen, frontal stehenden Königs ist von ockerfarbenen Locken umrahmt und wie dasjenige Mariens mit einer Lilienkrone geschmückt. Mit seiner weit nach links oben ausgestreckten Rechten weist er auf den siebenzackigen, in eine rote Gloriole hinein gemalten, ockerfarbenen Stern über dem Haupt des Kindes, und zugleich wendet der Magier sein Haupt nach rechts zurück, dem dritten König zu, mit dem er zu reden scheint. Von diesem sind nur Reste erhalten, denn der Einbruch eines später wieder vermauerten Fensters hat diesen Bildteil zerstört. Soweit man erkennen kann, steht der Magier, die Rechte im Redegestus erhoben, leicht der zweiten Figur zugewandt.

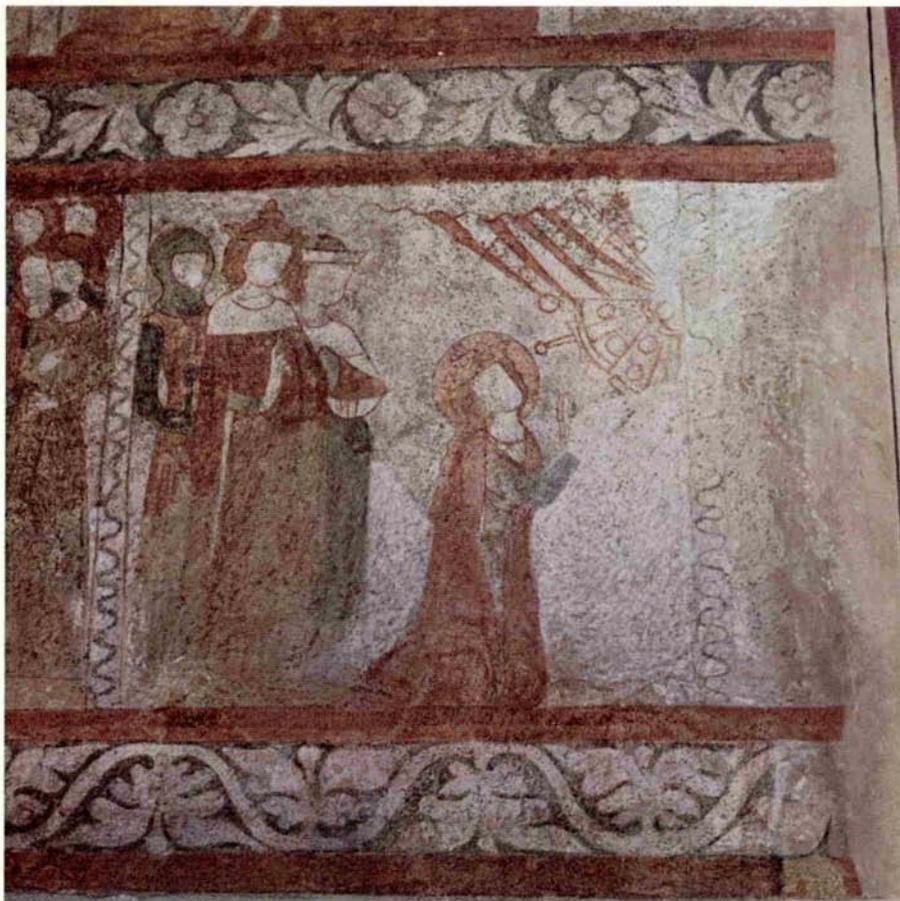
Erst nach dem mittleren heutigen Fenster sind wieder Malereispuren, hier die Flucht nach Ägypten, vorhanden. Man erkennt die Vorderbeine und einen Körperteil (ohne Kopf) des nach rechts gehenden Esels, darauf sitzt die weitgehend nur in der Zeichnung erhaltene Maria, die das sich ihr zuwendende Kind vor sich hält.

In der unteren Szenenreihe war die Passion Christi dargestellt. Ganz östlich beginnt sie mit dem Einzug in Jerusalem. Links in dem ockerfarbenen „Blasenbaum“ sitzt der kleine, rotgekleidete Zachäus. Auf einem grauen Esel reitet Christus, seine Rechte segnend erhoben, in der Linken einen Palmzweig haltend, auf eine Schar Juden zu, deren Anführer einen Teppich vor Christus ausbreitet.

Durch den Einbruch des östlichen Fensters ging die Darstellung des Abendmahls verloren. Jenseits des Fensters folgt die Szene: Christus am Oelberg. In der Mitte kniet Christus mit betend erhobenen Händen, nach rechts gewandt, und blickt nach oben, von wo aus einer stilisierten Wolke



Nordwand, Ausschnitt
Die Hl. Katharina vor Gericht



Nordwand, Ausschnitt
Martyrium der Hl. Katharina

die von einem Nimbus umgebene und auf Christus weisende Hand Gottes erscheint. Rechts vor dem Berg schlafen, leicht nach links gewandt, die drei Apostel mit in ihre Hände gestützten Köpfen.

Die Passion setzt sich rechts fort mit der Gefangennahme Christi. Links steht Petrus, in der Rechten das hoch erhobene Schwert, und packt mit seiner Linken den auf die Knie gesunkenen Malchus, um ihm das Ohr abzuschlagen. Weiter rechts, unter dem wieder vermauerten Fenster erkennt man den Unterteil des roten Mantels Christi, rechts daneben minimale Fragmente weiterer Figuren.

Rechts des westlichen Fensters ist ein Teil der Geißelung erhalten. Der nur mit einem Schamtuch bekleidete Christus steht mit über dem Kopf zusammengebundenen Armen frontal vor einer Säule. Der rotgekleidete Scherge rechts von Christus wendet sich seinem Opfer zu und holt mit der hoch erhobenen Rute zum Schlage aus. Das ockerfarbene Schlaginstrument in seiner Linken ist heute unklar. Nach dieser Szene folgt eine große Fehlstelle.

Weitere Farbspuren, hier von der Kreuztragung, haben sich erst links des nächsten Fensters erhalten. Dort kann man einen rot gekleideten, frontal stehenden Krieger (ohne Kopf) mit einem Hammer in seiner Rechten, dazu einen Rest des Kreuzes und einer Hand erkennen. Auch nach dem Fenster folgt eine große Fehlstelle. Der Einbau eines Kriegerdenkmals auf der Südseite (nach 1871) ist schuld an den hier weitaus größeren Fehlstellen als auf der nördlichen Wand.

Die wenigen Malereifragmente auf der Westwand weisen auf eine Höllendarstellung. Leider sind die Malereien durch die Empore und die Orgel ziemlich verdeckt. Unter der Empore befinden sich nur nördlich Malereireste, z. T. die oben genannten Fragmente der älteren Schicht und ganz nördlich das Blattornament der jüngeren Schicht, dazu Reste einer Figurenmalerei, nämlich den Ansatz einer Leiter, die wohl zu den über der Empore zu sehenden Gehängten führt. Links der Orgel ist, nur in der Zeichnung erhalten, ein Teufel zu erkennen, der in einem auf einem Feuer stehenden Kessel voller klagender Seelen rührt. Links des Teufels sind heute undeutliche Reste zu sehen; RODER identifizierte sie als ein aufsteigendes, hundeartiges Tier, das auf die Seelen los stürzt. Rechts der Orgel erkennt man in einem gemalten Kasten zwei an ihren Zungen aufgehängte Opfer, wohl eine Darstellung der Strafe für Schwatzhaftigkeit.

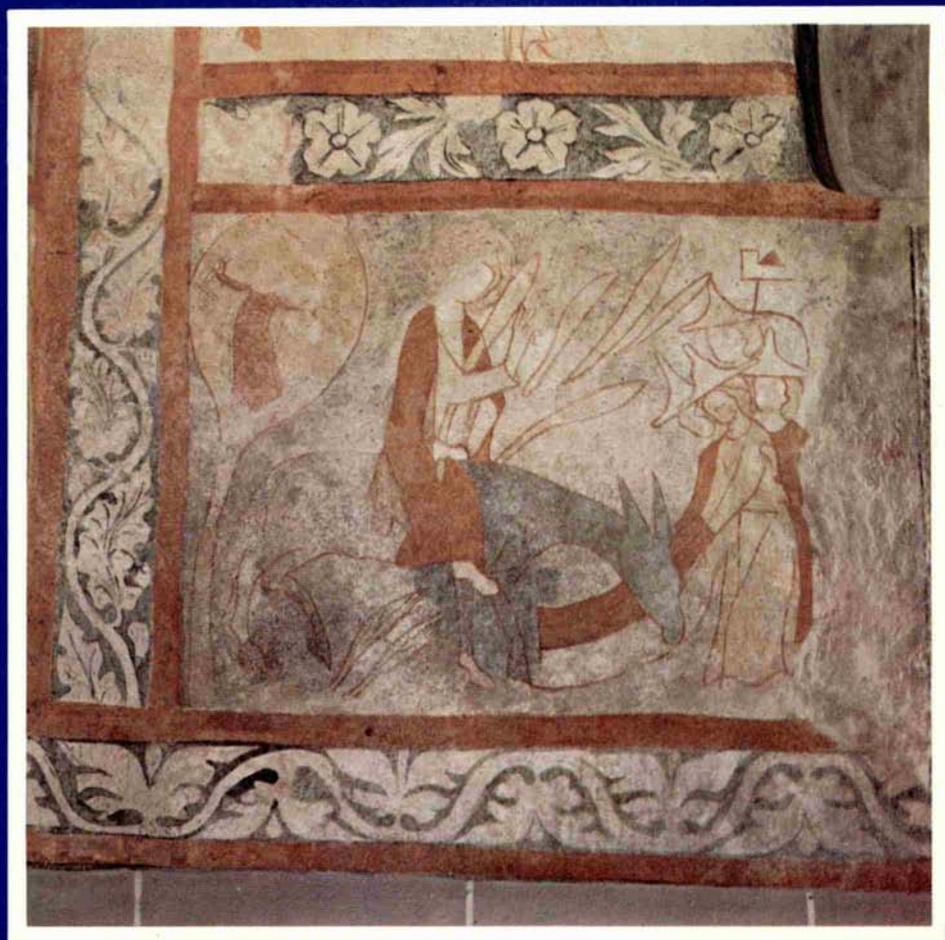
H. WIENECKE⁵ verweist darauf, daß der Stil dieser Malereien stark an

die Weberfresken in Konstanz und an die Weingartener Liederhandschrift erinnere. Sie nimmt sogar einen Konstanzer Künstler für die Grüninger Wandmalereien in Anspruch, was nicht nur der Stil beweist, sondern auch von der Tatsache erhärtet wird, daß am Anfang des 14. Jahrhunderts, zur Zeit als diese Fresken entstanden, Graf Gebhard von Fürstenberg Domherr von Konstanz und Pfarrektor von Grüningen war. SAUER verweist auf die Darstellung auf einem Kästchen der Familie Thurn in Basel (Historisches Museum) und auf die Wandmalereien in Oberwinterthur; er meint, daß nicht die Konstanzer Malerei sondern die Bodenseekunst im allgemeinen diese Wandmalereien beeinflußt haben.

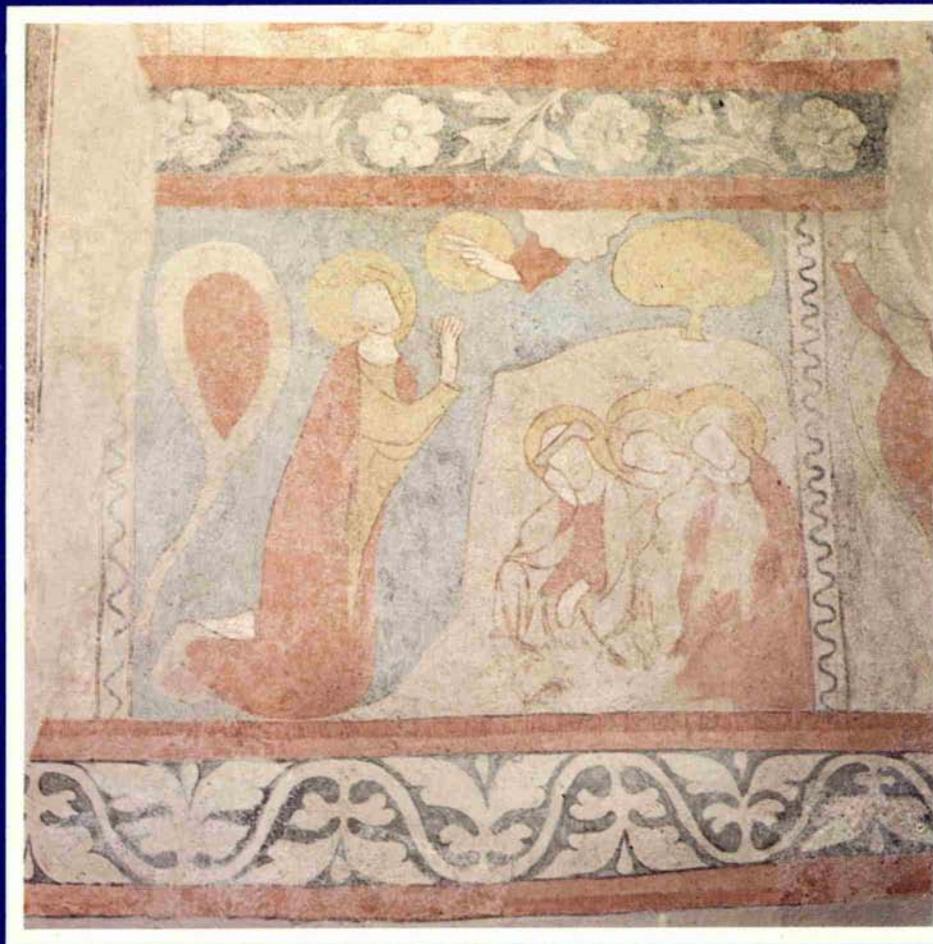
Inzwischen ist der etwa ein Vierteljahrhundert später entstandene Märtyrerzyklus im ehemaligen Dominikanerkloster von Konstanz wieder aufgedeckt, und es ist erstaunlich, daß hier wie dort bei diesem Zyklus Michael und Martin dargestellt sind, eine ikonographische Parallele, die sich nicht damit erklären läßt, daß die Villingen Johanniter die Grüninger Wandmalereien in Auftrag gegeben haben und hier ihre bevorzugten Heiligen darstellen ließen. Es ist dies vielmehr ein weiterer Punkt, der den hier nicht nur stilistischen sondern auch ikonographischen Zusammenhang der Grüninger Malereien mit der Kunst von Konstanz bestätigt. Es ist deshalb nicht nötig, Mistelbrunn als ausschließliches, z. T. mißverständenes Vorbild für Grüningen anzunehmen.

Als Hochaltar in dem 1934 angebauten Chor dient der barocke, aus dem 18. Jahrhundert stammende, ehemalige Seitenaltar mit der „Kommunion der hl. Maria Magdalena“ als Altarbild. Rechts davon steht die Statue der Immaculata, ein Spätwerk des JOSEPH ANTON HOPS (1720-1761), ein anmutiges Stück der Rokokozeit, deren alte Fassung leider verloren ist. Die heutige Fassung stammt aus der Werkstatt MEZGERs. Links des Altares ist die Figur des Kirchenpatrons aufgestellt, ein Werk des 17. Jahrhunderts (Fassung Mezger 1920). Je ein Tafelbild des ausgehenden 18. Jahrhunderts ist links und rechts der Figuren aufgehängt, rechts „Judith mit dem Haupt des Holofernes“ (Judith, 13, V. 15), links „Rebecca gibt Eliezer zu trinken“ (Genesis, 24, V. 16 ff). Ein Kreuzweg von 1780 (renoviert von Mezger 1935) schmückt die Wände der Kirche.

Leider befindet sich die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Konstanz oder dem Bodenseegebiet entstandene, berühmte Jesus-Johannes-Gruppe nicht mehr in Grüningen⁶. Auch die Kopie dieser Plastik hat bis jetzt noch keinen Platz in der Kirche gefunden.

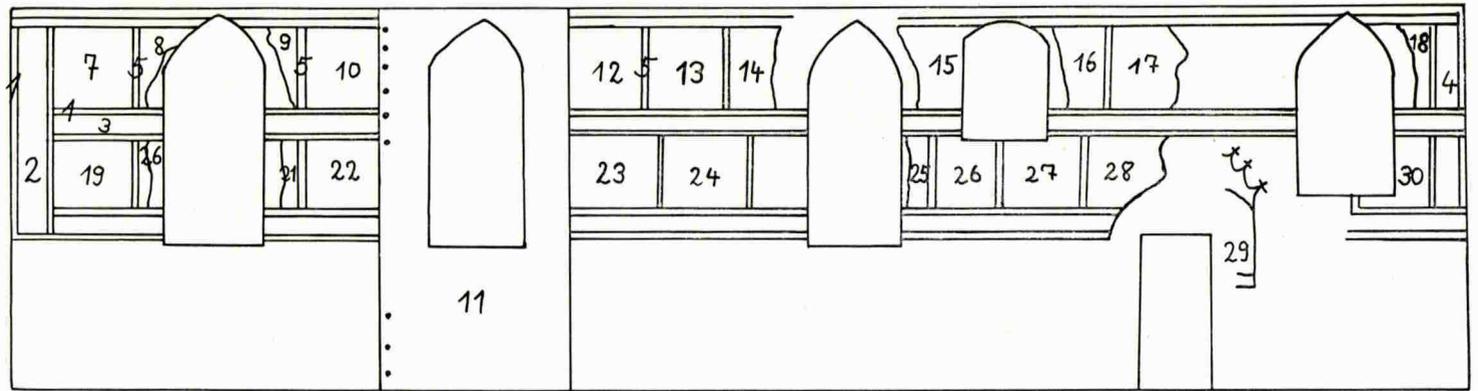


Südwand, Ausschnitt
Einzug in Jerusalem



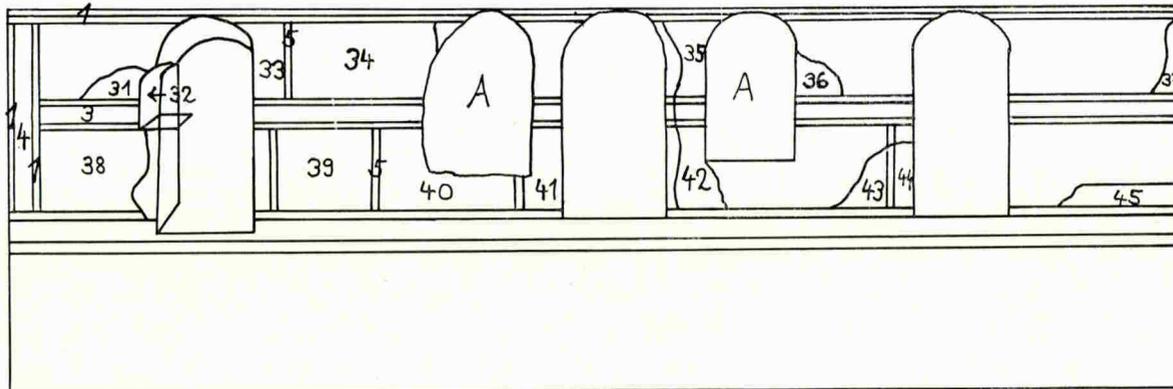
Südwand, Ausschnitt
Christus am Ölberg

Nordwand



Maßstab: 1 cm = 1 m

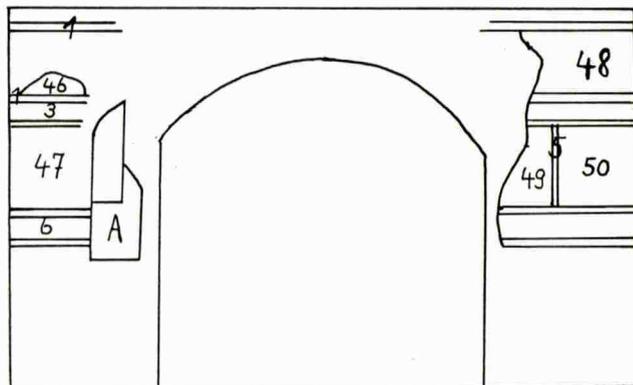
Südwand



→ Turmanbau

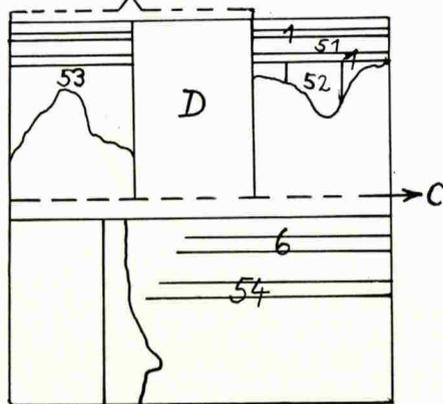
Maßstab: 1 cm = 1 m

Chorbogenwand



Maßstab: 1 cm = 1 m

Westwand (alter Teil)

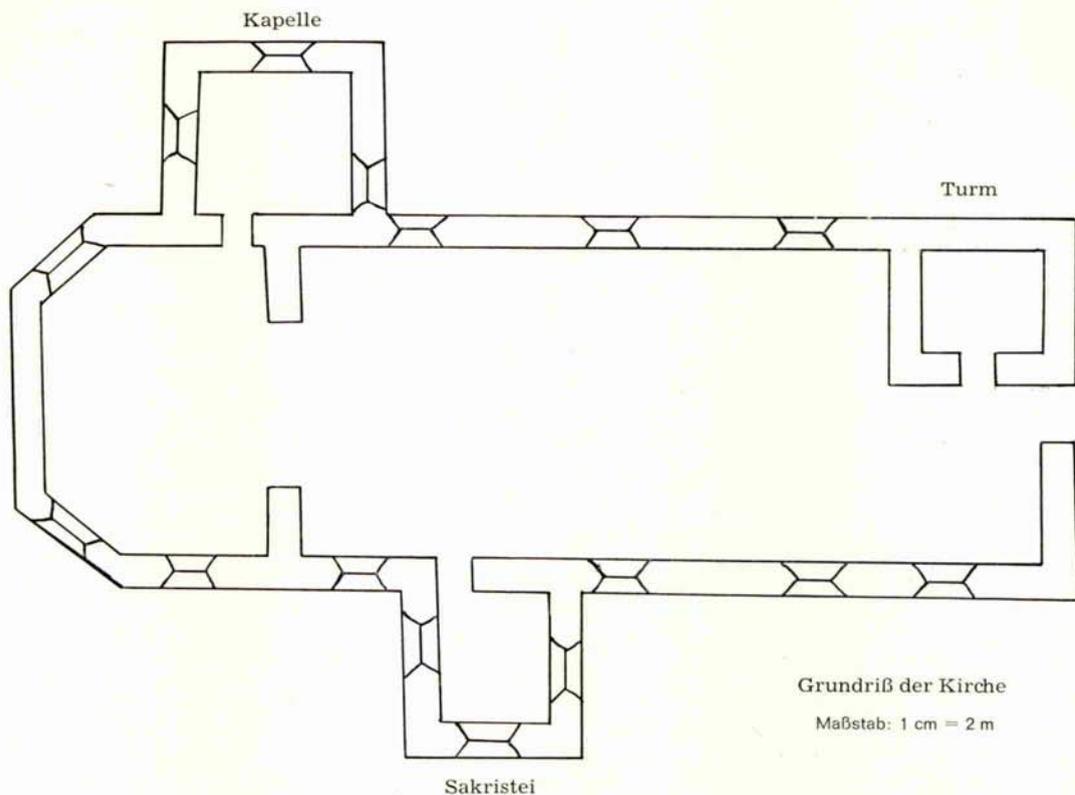


Maßstab: 1 cm = 1 m

Legende:

- | | |
|--|--|
| 1 Rotes Band | 29 Rest einer Fenster- oder Sakramentshausummalung |
| 2 Ornamentband | 30 Rest einer Marter- scene |
| 3 Blütenornament | 31 Farbreist |
| 4 Eichenlaubornament | 32 Reste in alter Fensterlaibung |
| 5 Wellenband | 33 Joseph, wohl aus Christi Geburt |
| 6 Blattfries | 34 Anbetung der Könige |
| 7 Schöpfungsszene | 35 Flucht nach Ägypten (Rest) |
| 8 Rest einer Schöpfungsszene | 36 Rest |
| 9 Rest der Erschaffung der Tiere | 37 Rest |
| 10 Anbetung der Engel | 38 Einzug in Jerusalem |
| 11 Christopherus | 39 Christus am Ölberg |
| 12 Erschaffung des Adam | 40 Gefangennahme Christi (Rest) |
| 13 Erschaffung der Eva | 41 Rest |
| 14 Rest des Sündenfalls | 42 Geißelung (Rest) |
| 15 Rest, wohl von der Vertreibung aus dem Paradies | 43 Rest der Kreuztragung |
| 16 Rest, wohl des Opfers von Kain und Abel | 44 Rest |
| 17 Rest der Ermordung Abels | 45 Rest (unter Empore) |
| 18 Rest | 46 Rest |
| 19 Höllenszene | 47 Reiterschar des Mauritius |
| 20 - 22 Reste | 48 Drachen |
| 23 Katharina vor Gericht | 49 Rest |
| 24 Martyrium der Katharina | 50 Martin |
| 25 Rest | 51 Blattfries |
| 26 Martyrium | 52 Rest |
| 27 Heiliger an der Marterstange | 53 Rest der Hölle |
| 28 Rest einer Enthauptung | 54 Friesreste der älteren Bemalung |

- A zugemauerte Fenster
- B Wand hinter der Orgel
- C Empore
- D hier geht die Orgel bis an die Wand



Schrifttum

- 1 CH. RODER, Die Pfarrkirche zu Grüningen und die neulich in derselben entdeckten alten Wandgemälde; Ztschrft. f. Gesch. d. Oberrheins, N. F. VI, 1891, S. 636 ff.
- 2 J. SAUER, Neu aufgedeckte Wandmalereien des badischen Oberlandes. I: Die Wandmalereien in der Kirche zu Grüningen (Baar); Die Oberrheinische Kunst, N. F. 7, 1936, S. 82-97.
- 3 W. ERDMANN, Die Kapelle St. Marcus in Mistelbrunn; Schr. d. Vereins f. Gesch. u. Naturgesch. der Baar, H. 29, Donaueschingen 1973, S. 7-37, besonders S. 23/24.
- 4 H. LAUER, Kirchengeschichte der Baar; Donaueschingen 1928, S. 160.
- 5 H. WIENECKE, Konstanzer Malereien des 14. Jahrhunderts; Diss. Halle, 1912.
- 6 J. SAUER, Die Christus-Johannes-Gruppe von Grüningen; (mit ausführlichen Lit. Ang.) Die Oberrh. Kunst, N. F. 7, 1936.

Das Villingener Amt des Klosters St. Katharinental

von Anneliese Müller

mit 1 Abbildung

Das Dominikanerinnenkloster St. Katharinental¹, 1242 bei Dießenhofen (Thurgau) am heutigen Ort angelegt und 1869 aufgehoben, ist auf der Baar ziemlich in Vergessenheit geraten, seitdem es 1835 unter dem Druck der Verhältnisse seine letzten hiesigen Güter hatte veräußern müssen. Die wenigen Heimatforscher, die inzwischen darauf gestoßen sind, haben offenbar wenig damit anzufangen gewußt². Daß dieses Kloster fast 600 Jahre lang eine eigene, von Villingen aus verwaltete Schaffnei besessen hat, ist überhaupt erst in den letzten Jahren bemerkt worden³. Die vorliegende Abhandlung soll deshalb dieses „Villinger Amt“, seine Entstehung und



Kloster St. Katharinental bei Dießenhofen am Hoahrhein

Verwaltung einmal als Ganzes vorstellen, wobei das Thema in diesem Rahmen bei weitem nicht erschöpfend behandelt werden konnte.

Der zum Villinger Amt gehörige Besitz lag in den früheren Kreisen Donaueschingen, Neustadt, Tuttlingen und Villingen und wurde mit Sicherheit seit dem 15. Jh. gesondert verwaltet. Er umfaßte ursprünglich je ein Gut in Aasen, Bachheim, Döggingen, Kirchdorf, Klengen, Neudingen, Sumpfohren und Waldhausen (abgeg. bei Döggingen), 10 Höfe in Dürrheim, die Häringshöfe bei Pfaffenweiler, 2 Güter in Pfohren, 3 Güter in Tuningen, Kelnhof und ein Gut in Überauchen, ein Haus, Liegenschaften und Einkünfte in Villingen und eine Geldabgabe aus Tannheim, wozu noch Korngülten von den Zehntquarten in Bräunlingen und Löffingen und 2 Güter in Bräunlingen kamen. Besitz in Waldhausen bei Villingen war bereits 1261 abgestoßen worden. Hoheitsrechte irgendwelcher Art hatten nicht erworben werden können.

Grundlage für die Entstehung des Amtes sind die Beziehungen zwischen dem Kloster und der Stadt Villingen gewesen. Es soll daher zunächst auf diese eingegangen werden.

Urkundlich läßt sich die Verbindung erstmals 1259 nachweisen: in jenem Jahr schenkte der Reichenauer Ministeriale Heinrich von Salenstein dem Kloster ein Haus in der Stadt⁴. Auch der Hof in Waldhausen, der 1261 verkauft wurde⁵, muß um diese Zeit erworben worden sein. Aber solchen Handlungen waren naturgemäß persönliche Beziehungen vorausgegangen, die man im wesentlichen der Villinger Stadtadelsfamilie von Tannheim⁶ wird zuschreiben dürfen. Ein Angehöriger der Familie, Burkhard von Tannheim, lebte schon um 1258 mit seiner Ehefrau als Pfründner beim Kloster. Darüber, wie diese Verbindung zustande gekommen ist, lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Der Tradition zufolge⁷ soll Burkhard durch einen gewissen Rudolf von Villingen für das geistliche Leben gewonnen worden sein, einen sonst unbekanntem Mann, der wohl ein Geistlicher und kaum in Villingen wohnhaft gewesen ist, da sein Name eine Herkunftsbezeichnung darstellt. Man wird diese Mittlerrolle jedoch kaum einer einzelnen Person zuschreiben dürfen, sondern eher — man betrachte die geographische Lage Villingens und die Stadtpolitik des 13. Jh.⁸ — einer Stadt, nämlich Schaffhausen. Diese Stadt war mit Villingen nicht nur über eine gute Fernstraße sondern auch durch mannigfache persönliche, wirtschaftliche und politische Interessen verbunden, andererseits haben die Schaffhauser Bürger zu den ersten gehört, welche die junge Gründung St. Katharinental geför-

dert und unterstützt hatten. Villingens Stadtherr, Graf Heinrich von Fürstenberg, ist allem zufolge am Zustandekommen der Verbindung unbeteiligt gewesen⁹.

Die Beziehung zwischen Stadt und Kloster wurde weiterhin von der Familie von Tannheim getragen, für die St. Katharinental später einen eigenen Jahrtag einrichtete, eingedenk der von derselben empfangenen Wohltaten¹⁰. Infolgedessen ist der klösterliche Freundeskreis in Villingen genau zu bestimmen: er bestand im wesentlichen aus den vier Familien von Tannheim, Hainburg, Hemerli und Stehelli, die, eng miteinander versippt, im 14. Jh. nach Rang und Tätigkeit an der Spitze des Stadtadels und der Stadt standen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß auch die anderen damals im Zusammenhang mit dem Kloster genannten Einzelpersonen und -familien irgendwie in diesen Kreis gehört haben. Sicher war dies der Fall bei der Familie Blumberg: Vormund der Agnes Blumenbergin, deren Eltern sich in den Kriegswirren 1291/92 mit zwei Kindern ins Kloster geflüchtet hatten, ist Burkhart von Tannheim gewesen¹¹. Möglicherweise trifft dies auch auf eine andere Villingenerin zu, die Frau Silberknöllin, die um 1284 mit ihrer Tochter nach St. Katharinental kam und eine Villingener Fleischbank einbrachte¹²; man weiß nämlich inzwischen, daß die von Tannheim an den dortigen Fleischbänken beteiligt gewesen waren¹³. Insgesamt darf die Beziehung zwischen dem Kloster und den führenden Schichten der Bürgerschaft bis in die Zeit um 1300 als eine überwiegend persönliche betrachtet werden. Deutlichste Auswirkung waren die zahlreichen Kloster-eintritte weiblicher Familienangehöriger: wir kennen für die Zeit zwischen 1260 und etwa 1400 mindestens 39 Villingenerinnen, die in St. Katharinental den Schleier genommen haben¹⁴, darunter jene Elisabeth Hainburg, die auf Grund ihres vorbildlichen Lebenswandels eine eigene vita erhalten hat¹⁵. Gleichzeitig lassen sich aber auch Laienbrüder und Pfründner aus Villingen im Kloster nachweisen¹⁶, und im übrigen hat sich eine Reihe von Jahrtagstiftungen erhalten¹⁷, von deren Stiftern sicherlich etliche ihr Begräbnis im Kloster gefunden haben.

Von Anfang an waren, meist über geistliche Ausstattungen und Zuwendungen, Liegenschaften und Einkünfte in und bei der Stadt erworben worden, wenn auch zunächst nicht in nennenswertem Umfang; dazu gehörte z. B. die durch Konrad Blumberg geschenkte Mühle zum Steg¹⁸. Allerdings hat man im Kloster, wie die 1261 erfolgte Abstoßung des Waldhauser Hofes zu beweisen scheint, zunächst nicht daran gedacht, hier größere Außenposten

zu erwerben und zu behalten. Erst als sich gegen 1300 der auf der Baar gelegene Besitz ansehnlich vermehrt hatte, scheint man die Erweiterung desselben ernsthaft betrieben zu haben. Unter den Neuerwerbungen waren weitere Güterstücke und Einkünfte in der Stadt selbst: 1313 schenkte Burkhart von Tannheim 7 Mm Wiesen vor dem Riettor an eine Jahrzeit für seine Eltern¹⁹, 1345 gab seine Nichte Katharina 2 Pfd. Pfg. jährlichen Zins von einer Wiese zum gleichen Zweck²⁰. Die Mühle vor dem Niedertor, auf deren Platz heute das städtische Schlachthaus steht²¹, war 1318 um 72 M. S. von der Witwe Katharina des Schultheissen Hug Stehelli erkaufte worden²². An jährlichen Einkünften kamen später noch 5 Pfd. H. vom Villingen Schultheissenamt hinzu, welche Schwester Anna von Klingenberg dem Kloster zwischen 1410 und 1465 zugebracht hatte²³, und 1467 konnte von der Witwe des Hans Stehelli eine Reihe von Gartenzinsen um 20 Pfd. H. erworben werden²⁴. Obwohl diese Güter und Zinse nicht sonderlich viel einbrachten, bot sich, als es um die Schaffung eines eigenen Amtes ging, Villingen natürlicherweise als Verwaltungsmittelpunkt an: es lag zentral inmitten des klösterlichen Grundbesitzes, war bei weitem die bedeutendste Stadt im Umkreis, hatte den zum Absatz des Getreides notwendigen Markt, und das Kloster besaß dort ein außerordentlich geräumiges Haus, welches sich zur Aufnahme der jährlich einlaufenden Naturalzinsen bestens eignete.

Dieses Haus war, wie vorbeschrieben, 1259 von Heinrich von Salenstein erworben worden²⁵. Leider fehlen für die folgende Zeit alle Quellen, sicher ist jedoch, daß der Erwerb keineswegs die sofortige Aufnahme ins städtische Bürgerrecht nach sich gezogen hat. Auch scheint das Haus zunächst nicht vom Kloster selbst genutzt worden zu sein: als nach 1259 erstmals wieder etwas darüber zu erfahren ist, 1313, wurde es von Burkhart Hemerli bewohnt und in jenem Jahr dessen Neffen Burkhart von Tannheim als Pfründgut auf Lebenszeit zur Nutznießung überlassen²⁶. Die nächste Nachricht zeigt, daß 1465/66 mit Hans Stehelli immer noch ein Stadtbürger darauf saß²⁷, der es sich allerdings mit dem sogenannten Hauswirt teilte, von dem noch die Rede sein wird²⁸. Sämtliche Abgaben trug, nachzuweisen erst mit dem 15. Jh., das Kloster. Vielleicht darf man, mit gebührender Vorsicht angesichts der Quellenlage, annehmen, daß St. Katharinental das Gebäude vorher jeweils einem ihm freundschaftlich verbundenen Stadtadeligen anvertraut hat, der möglicherweise die Abgaben zu tragen hatte und wohl die Vertretung des Klosters bei der Stadt und die Überwachung der wenigen Lehenleute übernahm. Die Einsetzung des Hauswirtes datiert

wohl nach der Aufnahme ins Villingener Bürgerrecht, da um jene Zeit auch der Besitz beträchtlich zunahm. Erst mit der Einsetzung eines ständigen, in Villingen verbürgerten Schaffners in der zweiten Hälfte des 15. Jh. dürfte das Klosterhaus endgültig dem jeweiligen offiziellen Amtsträger als Wohn- und Amtssitz übertragen worden sein.

Das Bürgerrecht konnte 1314 erworben werden. Warum dies nicht schon 1259 geschehen ist, läßt sich nicht ohne weiteres klären. Natürlich könnte von Seiten des Klosters kein Interesse daran bestanden haben; möglicherweise sind entsprechende Versuche auch durch den häufigen Ämterwechsel vereitelt worden²⁹. Mit größerer Wahrscheinlichkeit waren es jedoch die politischen Verhältnisse, die sich als hinderlich erwiesen. Wie bereits bemerkt, ist kein Interesse des Stadtherrn Heinrich von Fürstenberg an dem unter habsburgischer Oberhoheit stehenden Kloster zu vermerken, und ihm muß doch wohl zumindest ein Mitspracherecht an der Bürgerannahme zugestanden werden. Die Art, wie die Aufnahme dann schließlich erfolgt ist, entbehrt ohnehin nicht gewisser Züge, die ein bezeichnendes Licht auf das Verhältnis zwischen Stadtherrn und Bürgerschaft werfen. Ihr war ein seit 1311 andauernder Streit des Grafen Eginno von Fürstenberg, Heinrichs Sohn, mit dem Kloster um gewisse Rechte, besonders an den Häringshöfen, vorangegangen, der von Seiten des Grafen so erbittert geführt wurde, daß er schließlich das Interdikt zu gewärtigen hatte. Der Streit wurde daraufhin am 15. Oktober 1314 durch einen dem Kloster günstigen Kompromiß beendet; die Zeugen der Urkunde gehörten zum größten Teil, die darunter befindlichen Villingener Bürger sämtlich zu den Freunden des Klosters³⁰. Zwei Tage später bat Eginno die Stadt, das Kloster unter ihre Bürger aufnehmen zu wollen und versprach demselben seinen Schutz³¹. Die Stadt scheint dieser Bitte rasch, vermutlich ganz im Gegensatz zu ihren sonstigen Gepflogenheiten, entsprochen zu haben — man fragt sich, ob die Bitte des Grafen nicht eine reine Formalität und dazuhin eine Art zusätzlicher, ihm abgerungener Entschädigung an das Kloster und die durch seine Schuld zeitweise vom Interdikt bedrohte Stadt dargestellt hat³². St. Katharinental wurde fortan unter die Villingener Ausbürger gerechnet, die Bürgereigenschaft ruhte auf dem Klosterhaus in der Rietstraße³³. Dafür entrichtete das Kloster der Stadt jährlich seit dem 15. Jh. 2 β H Hofstattzins³⁴ (im 18. Jh.: 2 xer) und die Steuer in Höhe von 2 Pfd. H. (seit 1581 1 fl. 3 b zuzüglich 3 fl. Schatzung, seit dem Ende des 17. Jh. 3 fl. 45 xer Steuer und ebensoviel Schatzung)³⁵, wozu noch die jeweils wechselnden Belastungen kamen, welche die Stadt

auf ihre Bürger umzulegen genötigt war. Das Haus war zudem mit einer Abgabe von 4 β H (später: 20 xer) an die Lichtpflege im Münster belastet, die als Gegenwert für 1/2 Pfd. Wachs erhoben wurden und wohl eine unbekannt gebliebene Jahrtagstiftung im Hintergrund hatten. Sämtliche Abgaben wurden bis zur Veräußerung des Hauses im allgemeinen regelmäßig entrichtet, das Haus selbst ging 1795 um 1500 fl. rh. an die Hofmeistersgattin und Schaffnerstochter Walburga Hafen geb. Handmann über³⁶.

Mit dem Erwerb des städtischen Bürgerrechtes war die erste Phase in den Beziehungen Stadt-Kloster beendet — für das Kloster konnte nun die Sicherung seines Besitzstandes beginnen, gefolgt vom Aufbau einer Schaffnei. Für die Zeit bis kurz nach 1400 sind die Quellen allerdings wenig ergiebig, es haben sich nur einige wenige Lehenbriefe erhalten. Die Besiegelung von Lehensreversen durch die Stadt zeigt zumindest, daß das Kloster seine Bürgerpflichten ernst nahm. Die persönlichen Bindungen liefen zunächst weiter, um erst gegen Ende des Jahrhunderts langsam einzuschlafen; die Zahl der Klostereintritte ließ nach und hörte schließlich ganz auf³⁷. Die Gründe dafür sind unter anderem in den veränderten Zeiten zu suchen. Seit 1326 unterstand die Stadt Villingen dem Hause Habsburg, was ein demonstratives Verhältnis zu dem habsburgischen Kloster hatte hinfällig werden lassen. Das Stadtre Regiment war unmerklich auf andere Familien übergegangen, die führenden Familien des 14. Jh., soweit es sie noch gab, zogen den Aufstieg in den Landadel vor³⁸. Man gab jetzt auch seine Töchter vorzugsweise in die heimischen Klöster, die vermutlich mit geringeren Aussteuersummen zufrieden gewesen sind als St. Katharinental, wo das Leben inzwischen stiftsmäßigen Charakter angenommen hatte³⁹. Die Beziehungen zwischen Stadt und Kloster begannen sich zu versachlichen.

Auch das Interesse des Klosters galt seit dem 14. Jh. überwiegend der einträglichen Verwaltung seines Grundbesitzes. Um Reibungen zu vermeiden empfahl es sich, mit der Stadt in gutem Einvernehmen zu stehen. Man war darum auch sehr besorgt, noch eine Information des 17./18. Jh. für den Villinger Verwalter weist denselben ausdrücklich auf diesen Punkt hin. Natürlich gab es auch weiterhin persönliche, freundschaftliche Verbindungen, die jedoch nun das Ergebnis der wirtschaftlichen Gegebenheiten waren: so zu dem Hauswirt, dem Schaffner, den Lehenleuten. Die Stadt selbst gewann nur einmal eine über ihre Funktion als Gerichtsstanz und Schaffnersitz hinausgehende Bedeutung: als während der Reformation 1531 ein Teil des Konventes das Kloster verließ und, nach einem Aufenthalt in

Engen dort von der „Pest“ vertrieben, sich nach Villingen begab. Die 21 Frauen lassen sich hier von Ende Oktober 1531 bis Anfang 1532 nachweisen, sie wohnten allerdings nicht in ihrem eigenen Haus, in dem der Schaffner saß, sondern vermutlich im gegenüberliegenden Antoniterhaus⁴⁰. Sie erfreuten sich allgemeiner Unterstützung, sowohl von Seiten der Stadt wie befreundeter Adeliger, die Bürger sollen von dem exemplarischen Lebenswandel so angetan gewesen sein, daß sie die Klosterfrauen zu bleiben baten; die Stadt soll sogar versprochen haben, das Holz zu einem Klosterbau stellen zu wollen⁴¹. Das Angebot wurde allerdings hinfällig, als nach der Schlacht bei Kappel eine Rückkehr ins eigene Kloster möglich wurde.

Mit dem Erstarken der Stadtherrschaft begannen auch immer wieder zutage tretende Querelen, weil die Stadt begann, ihre seit 1278 nachzuweisenden Privilegien exzessiv anzuwenden⁴².

Da St. Katharinental seinen Klosterbau nicht im städtischen Jurisdiktionsbereich hatte, waren die Folgen nur mittelbar, stellten jedoch im Laufe der Zeit schwerwiegende Rechtsverluste dar. Schon früh hatte die Stadt versucht, Einfluß auf die Klosterpflegschaften zu nehmen und spätestens im 16. Jh. erreicht, daß diese unter ihre Ämter gerechnet wurden. Der jeweilige Schaffner hatte also Bürger der Stadt zu sein und dem dortigen Rat zu schwören⁴³. Ein 1673 unternommener Versuch des Klosters, sich dem zu entziehen, indem es die damals vakante Schaffnei mit dem verdienten Hofmeister Johann Michael Jäger besetzte, scheiterte am Einspruch der Stadt, welche den Nichtbürger Jäger unter Hinweis auf ihre Privilegien abwies⁴⁴. Folgenswerer waren die ebenfalls im 17. Jh. zu beobachtenden Versuche, die Zuständigkeit des Villingener Stadtgerichtes für bestimmte Rechtsfragen zu umgehen. Der Ausgang einer Streitigkeit, entstanden durch die Ladung eines Kirchdorfer Lehenmannes wegen ausständiger Zinse nach Konstanz, die von der Stadt mit Befremden zur Kenntnis genommen worden war, ist unbekannt⁴⁵. Dafür konnte sich die Stadt im Streit um die Verleihung der Häringshöfe um 1650 vollständig durchsetzen: die Belehnungen waren nach wie vor vor ihrem Gericht durchzuführen, und dem Kloster wurde in einem 1655 erfolgten Vergleich gerade noch zugestanden, daß der jeweilige Inhaber um die Belehnung einkommen müsse; eine Veräußerung der Höfe war jedoch seither auch ohne klösterliche Erlaubnis möglich⁴⁶. St. Katharinental scheint sich der Lage vollständig gefügt zu haben, und so ist bis ins 19. Jh. über die gegenseitigen Beziehungen nichts Sensationelles mehr zu berichten.

Der außerhalb der Stadt gelegene, zum späteren gleichnamigen Amt gehörige Grundbesitz ist, abgesehen von wenigen Stücken, die noch im 13. Jh. an das Kloster gekommen waren, im wesentlichen im 14. Jh., meist zwischen 1318 und 1350 erworben worden. Im 15. und 16. Jh. kamen noch kleinere Einkünfte dazu, im 17. Jh. nochmals zwei Güter, dann ist der Besitz, abgesehen von den unumgänglichen Verlusten und Tauschhandlungen, bis ins 19. Jh. konstant geblieben.

Herkunft, Erwerbsart und -jahr ist von vielen der Güter bekannt, im übrigen der Einfluß Villingener Bürger nicht zu übersehen. Die drei Güter in Aasen, Bachheim und Döggingen verdankte das Kloster dem Schaffhauser Bürger Jakob Hun, der sie 1311 mit Konsens seines Lehenherren, des Konstanzer Bischofs, seiner Tochter Agnes beim Klostereintritt mitgegeben hatte⁴⁷. Ebenfalls einer (Aussteuer-)Schenkung entstammten vier der zehn Dürrheimer Güter: diese hatte der Villingener Bürger Konrad Blumberg, der sich um 1291/92 mit Frau (Adelheid) und den Töchtern (Irmengard und Agnes) ins Kloster geflüchtet hatte, mitgebracht⁴⁸. Die sechs restlichen Güter erwarb St. Katharinental 1333 um 443 Pfd. H. von dem Grafen Berthold von Sulz, der 2/3 daran kurz zuvor aufgekauft hatte⁴⁹. Die beiden Güter in Neudingen und Sumpfohren waren Eigentum des Villingener Bürgers Konrad von Tannheim gewesen, der sie 1318 dem Kloster um 30 M. S. verkaufte⁵⁰. Diese Summe war so niedrig, daß angenommen werden darf, daß der Verkäufer die Differenz — die beiden Höfe dürften zusammen etwa 75 M. S. wert gewesen sein — seiner um jene Zeit ins Kloster eingetretenen Tochter Elisabeth mitgegeben hat⁵¹. Die Kaufsumme hatten die Brüder Berthold und Eberhard von Stoffeln dem Kloster zur Verfügung gestellt, mit der Auflage, aus den Einkünften der erkauften Güter ein Leibgeding und später Jahrzeiten bestreiten zu wollen⁵². Die drei Güter in Tuningen stammten aus dem Besitz der Villingener Familie Stehelli; Schultheiß Hug Stehelli und sein Bruder Heinrich verkauften zunächst 1309 einen Anteil um 16 $\frac{1}{2}$ M. S., 1321 konnten 2 weitere Güter von Hugs Witwe Katharina, ihrem Sohne Konrad und dem Schwager Heinrich um 71 Pfd. Brisger erworben werden⁵³.

Weniger einfach liegt die Sache bei den restlichen Orten. So gibt es über den Erwerb des Kelnhofes in Überauchen und der Häringshöfe keine eindeutigen Hinweise, wenn man nicht die Bemerkung „unkaufte Leut“ bei Überauchen im Rodel von 1339/45 als einen solchen, nämlich auf eine Schenkung, werten will. Beide werden erstmals in einem undatierten Rodel vom Beginn des 14. Jh. genannt⁵⁴. Während der Jahre 1311-14 sperrte Graf

Egino von Fürstenberg die davon gehenden Einkünfte — den Häringshof scheint er auch annektiert zu haben — ungeachtet aller kirchlichen Strafen, die er damit auf sich lud⁵⁵. Der Vergleich, der schließlich zustande kam, ging allein um den Häringshof, weshalb anzunehmen ist, daß dem Kloster in Überauchen einigermaßen gesicherte Besitztitel vorlagen. Die Ansprüche an den Häringshof hingegen verkaufte der Graf dem Kloster um 20 M. S., d. h., er verkaufte den Hof samt der Sägmühle als lediges Eigen. Es wäre interessant zu wissen, welcher Art diese Ansprüche gewesen sind, denn die 20 M. S. müssen lediglich eine Abfindung dargestellt haben. Die drei Höfe des Jahres 1829 umfaßten etwa 575 Jauchert (sie hatten eine Sondermarkung), und selbst wenn man annimmt, daß der ursprüngliche Hof kleiner gewesen ist und seit dem 14. Jh. eine Vermehrung des Grundbesitzes etwa durch Rodung stattgefunden hat, so muß dennoch, vergleicht man das Gut mit anderen, ähnlichen Objekten, der gesamte Hof des 14. Jh. etwa einen Wert von 200 M. S. gehabt haben⁵⁶. Der ganze Vorgang scheint auf eine vom Landes- oder Vogteiherrn nicht genehmigte Schenkung bzw. auf die Ablösung von Vogtrechten hinauszulaufen. Weitere Aussagen sind leider nicht möglich, zumal die Nennungen in dem obengenannten Rodel und zu 1311 die Erstnennungen des Häringshofes überhaupt darstellen. Eine Vermutung sei indes erlaubt: Niedergerichtsherr im benachbarten Pfaffenweiler waren die Schenken von Salenstein namens des Klosters Reichenau, und die Kastvogtei über die reichenauischen Besitzungen auf der Baar scheinen die Grafen von Fürstenberg ausgeübt zu haben⁵⁷. Wer jedoch der eigentliche Schenker des Hofgutes gewesen ist, darüber gibt es keinerlei Anhaltspunkte.

Schenker des Kelnhofes in Überauchen könnte allerdings ein Villingener Bürger gewesen sein, da das Kloster 1339 einen Anteil von einem solchen zurückkaufen mußte⁵⁸. Ein zweites Gut konnte 1338 von Kloster Salem um 70 M. S. erworben werden⁵⁹. Die beiden Höfe in Klengen und Pföhren werden ebenfalls in dem Rodel vom Anfang des 14. Jh. genannt, das Gut in Kirchdorf 1325 und Besitz in dem in Döggingen aufgegangenen Waldhausen im Rodel von 1339/45. Hinweise auf die Erwerbsart hat man derzeit allein bei dem Gut in Klengen: da es mit einem Wachszins belastet war, dessen Empfänger allerdings derzeit noch unbekannt ist, könnte es ursprünglich einer geistlichen Institution gehört haben⁶⁰.

Die Einkünfte aus Löffingen und Bräunlingen wurden im 15. und 17. Jh. erworben. Die 5 Mtr. Getreide aus der Bräunlinger Zehntquart hatte Schwester Agnes von Klingenberg 1410 ihrer ebenfalls im Kloster lebenden

Schwester Anna auf Lebenszeit überlassen mit der Auflage, daß sie nach deren Tod an die Familienjahrzeit im Kloster fallen sollten⁶¹. Ein jährliches Kernengeld von 6 Mtr. aus der Zehntquart in Löffingen wurde Verena von Klingenberg 1463 bei ihrem Klostereintritt mitgegeben; von der Möglichkeit, diesen Zins mit 100 fl. rh. auszulösen, hat die Familie keinen Gebrauch gemacht⁶². Die allerletzte Erwerbung an das Villingener Amt stellten die beiden Güter bzw. deren Einkünfte in Bräunlingen dar, welche allerdings erst nach langen Streitigkeiten ab 1685 bezogen werden konnten. Sie waren dem Kloster, zusammen mit weiteren Liegenschaften und fahrender Habe, 1646 und erneut durch ein Testament vom 10. April 1649 durch die Witwe des Bräunlinger Oberschultheißen Hans Ulrich von Ramschwag, Anna Magdalena von Göberg, vermacht worden. Sie hatte sich nach dem Tode des Gatten ins Kloster zurückgezogen, dort offenbar den Status einer Pfründerin erlangt und war gegen 1654 gestorben. Ihr Testament wurde zwar als gültig erklärt, die Hinterlassenschaft war jedoch mit Schulden belastet, wurde zunächst zugunsten der Gläubiger vergantet und erst spät kam eine Einigung zustande, welche dem Kloster wenigstens die beiden Güter eingebracht hat⁶³.

Welchen Status die verschiedenen Güter bei der Übernahme durch das Kloster gehabt hatten, läßt sich im allgemeinen nicht mehr feststellen, wenn auch angenommen werden darf, daß zumindest die größeren Höfe noch im Hochmittelalter erblich gewesen sind. Waren sie jedoch nicht als Fallehen übernommen, so wurden sie alsbald in solche umgewandelt: im 15. Jh. bestand das Amt, ausgenommen den Besitz in der Stadt Villingen, ausschließlich aus Hand- und Schupflehen. Begreiflicherweise herrschte dagegen bei den Untertanen der Wunsch vor, die Erblichkeit ihrer Lehen zu erreichen, der vom Kloster, schon wegen der Entfernung der Güter vom Verwaltungshauptsitz, nicht geteilt werden konnte: abgesehen davon, daß dann die Übersicht über Handänderungen verlorenzugehen drohte, bestand bei einem Erblehen kaum mehr die Möglichkeit, Einfluß auf die Einsetzung des bestmöglichen Wirtschafters zu gewinnen. Dennoch ließ sich die Entwicklung nicht aufhalten; wie sie im einzelnen verlaufen ist, war allerdings weitgehend von Zufälligkeiten abhängig, wie z. B. der Haltung der jeweiligen Gerichtsherrschaft. Am weitesten scheinen die Dinge früh im Bereich von Stadt und Johanniterkommende Villingen gediehen zu sein: in Dürrheim führte schon 1440 ein Lehenmann einen Prozeß mit der Behauptung, sein Lehen sei erblich und könne daher wegen ausstehender Zinse nicht heim-

fallen⁶⁴. Den Beweis blieb er allerdings schuldig. Im Gebiet der Stadt setzten die Erblichkeitskäufe im 16. Jh. ein: die Häringshöfe hatten den erblichen Status schon 1604, das Gut in Klengen erlangte ihn zwischen 1615 und 1670, ein Gut in Überauchen 1661. Die zum Amt Tuttlingen gehörigen Lehen erscheinen 1732 als Erblehen, dürften dies aber schon etwa ein Jahrhundert früher gewesen sein⁶⁵. Die Güter in Neudingen und Pfohren im Amt Donaueschingen wurden im 18. Jh. in Erblehen umgewandelt, als das Kloster wegen des damals begonnenen Klosterneubaus, der ungeheure Mittel verschlang, zusätzliche Gelder benötigte. Am längsten hielten sich die Schupflehen im Amt Hüfingen; es hat allerdings auch hier den Versuch gegeben, zumindest das Gut in Döggingen dem damaligen Inhaber in ein Erbgut umzuwandeln, nachdem drei Generationen von Lehenbauern es ohnehin wie Eigen behandelt hatten⁶⁶. Als jedenfalls im 19. Jh. die Allodifikationen einsetzten, war unter den Gütern des Amtes fast kein Schupflehen mehr zu finden.

Da die Güter keinen zusammenhängenden Komplex bildeten und weit vom Kloster entfernt lagen, war von Beginn an die Möglichkeit ohne Wissen und Zustimmung des Klosters getätigter Veräußerung von Güterstücken und Gutsanteilen gegeben. Schon 1383 war ein Drittel des Aasemer Gutes an die Villingener St. Erhartspfunde verkauft worden; St. Katharinental bezog, da ein weiteres Drittel der Einkünfte an die Villingener Johanniter ging, lediglich noch $\frac{1}{3}$ der Gesamtzinse⁶⁷. Ähnlich stand es mit anderen Gütern, z. B. dem Tuninger Etterlehen, welches die Herrschaft Württemberg im 18. Jh. als Eigen betrachtete; es zinste neben der Herrschaft und Sankt Katharinental noch der Weißen Sammlung in Rottweil⁶⁸. Häufiger war allerdings der Verlust einzelner Lehenstücke, die von den Zinsleuten im Laufe der Zeit unter ihr Eigengut gebracht oder veräußert wurden, was sich meist erst bei der nächsten Urbaraufnahme herausstellte und dann in der lapidaren Bemerkung „ist verloren“ niederzuschlagen pflegte. Dies hatte besonders in Dürrheim, wo ein größerer Besitzkomplex vorhanden war, beträchtliche Ausmaße angenommen. Das Lagerbuch von 1719 verzeichnete erhebliche Verluste, bis 1829 nahmen sie noch um ein Mehrfaches zu⁶⁹.

Die Teilung der Güter konnte hingegen bis ins 16. Jh. weitgehend verhindert werden, einzig das Gut in Pfohren scheint bereits im 14. Jh. geteilt gewesen zu sein. Naturgemäß waren davon besonders die größeren Güter betroffen: geteilt wurden im 16. Jh. die Güter in Pfohren und Überauchen,

im 17. und 18. Jh. die Häringshöfe, im 18. Jh. die Güter in Überauchen, Kirchdorf und Dürnheim. Im allgemeinen erlangten die geteilten Höfe sofort die Selbständigkeit, Tragereien blieben selten und lassen sich erst Ende des 18. Jh. feststellen. Dann allerdings fast überall, da dies offenbar die einzige Möglichkeit war, den Überblick über die in kleinste Parzellen zerteilten Lehen zu behalten. Wieweit den Schaffner eine Mitschuld an dieser Entwicklung getroffen hat, läßt sich nicht mehr nachweisen, der entsprechende Verdacht liegt jedoch nahe. Andererseits ist anzunehmen, daß seit Ende des 18. Jh., als St. Katharinental selbst von der Aufhebung bedroht war, diese Einzelheiten nicht mehr so wichtig genommen worden sind. Als dann die Auflassung des Amtes ohnehin in der Luft lag, 1829, stellte sich noch heraus, daß einer der Dürnheimer Träger den Zins, den er von seinen Mitinhabern kassiert hatte, nicht weiterzuleiten pflegte. Auch darüber hat sich niemand mehr sonderlich aufgeregt.

Der genaue Zeitpunkt, zu dem die Besitzungen zu einem eigenen Amt zusammengefaßt worden sind, ist unbekannt, kann aber nicht vor dem 14. Jh. gelegen haben, da bis dahin die Einnahmen kein nennenswertes Ausmaß erreicht hatten.

Die wenigen Urkunden, die sich aus dem 14. Jh. erhalten haben, erlauben keine Rückschlüsse, und der erste Schaffner, ein Pfründner des Klosters, wird 1414 genannt⁷⁰. Die frühen Rödel allerdings — nicht der vom Beginn des 14. Jh., jedoch die von 1339/45 und 1359⁷¹ — führen die später zum Amt gehörigen Orte immer vom sonstigen Klosterbesitz getrennt, in Teilrödeln, auf. Es darf daher wohl, da der Besitzerwerb um 1350 weitgehend abgeschlossen war, als gesichert angenommen werden, daß bereits um die Mitte des 14. Jh. eine Sonderverwaltung bestanden hat. Wie diese allerdings ausgesehen hat, läßt sich höchstens vermuten. Ihre Entwicklung ist an der des Schaffneramtes abzulesen und darüber läßt sich erst mit dem Einsetzen der Schaffnerrechnungen im Jahre 1437 ein etwas klareres Bild gewinnen.

Schon bei der Behandlung des Klosterhauses war darauf hingewiesen worden, daß dieses im 14. Jh. offenbar von Angehörigen des Villingener Stadtadels bewohnt wurde, die dafür wohl in gewissem Umfang die Vertretung des Klosters gegenüber der Stadt wahrzunehmen hatten. Von Seiten des Klosters dürfte zunächst der Hofmeister auch für den Villingener Besitz zuständig gewesen sein; vielleicht hat auch schon damals jeweils einer der im 13. Jh. so häufig genannten Gemeinder, Pfleger und Prokuratoren des Klosters Geschäfte in Zusammenarbeit mit diesem Hausbewohner geführt⁷².

Als jedoch gegen Mitte des 14. Jh. aus dem Ehrenamt eine Vollzeitbeschäftigung geworden war, scheint man den sogenannten Hauswirt, einen wohl den städtischen Mittelschichten entstammenden Mann, in das Klosterhaus gesetzt zu haben, wofür dieser gewisse Verantwortlichkeiten zu übernehmen hatte. Wie weit diese im 14. Jh. gingen, ist unbekannt, im 15. Jh. jedenfalls hat er die Einnahmen verwaltet und die notwendigen Ausgaben erlegt. Ebenfalls nicht bekannt ist, wann im Kloster das eigentliche Amt eines Villingener Schaffners geschaffen worden ist. Es bestand jedoch spätestens in der 1. Hälfte des 15. Jh., und seine ersten Inhaber waren nacheinander die Pfründner und Laienbrüder Cläwi Has⁷³, Br. Ulrich Schmid genannt Schwab⁷⁴, Burkhardt Genter⁷⁵ und Bürkli Buman⁷⁶, die sämtlich im Kloster lebten und dem dortigen Hofmeister hinsichtlich ihrer Amtsführung unterstanden. Der jeweilige Villingener Meister (später wurde der Amtsinhaber Pfleger, dann Schaffner, schließlich Verwalter genannt) erhielt zusätzlich zu seiner Pfründe als jährliche Besoldung die sogenannte Besserung in Höhe von 2 Pfund H, wohingegen der Hauswirt offenbar keinerlei Besoldung sondern nur die Erstattung seiner Auslagen erhielt. Allerdings ließ ihm das Kloster Anerkennungsgaben zukommen: so bezog er regelmäßig auf Weihnachten eine Anzahl von Birnenzelten, deren Zutaten (Gewürze) aus den Einkünften des Amtes erkaufte wurden. Die Rechnung von 1458 führt auch ein Paar Handschuhe für ihn auf. Da der Villingener Meister, wie die Verzehrskosten ausweisen, sich häufig in der Stadt und ihrer Umgebung aufhielt, darf angenommen werden, daß sich die anfallenden Geschäfte derart auf Hauswirt und Meister verteilt haben, daß letzterer, soweit dies nicht in die Kompetenz des Hofmeisters fiel, die offizielle Vertretung des Klosters wahrnahm und der erstere mehr mit den praktischen Aufgaben betraut war. Beide beschäftigten auch Knechte, welche Botendienste sowie die Überbringung von Geld und Naturalien ins Kloster übernahmen. Da diesen, den Rechnungen zufolge, lediglich die Unkosten erstattet wurden, bleibt offen, ob sie im übrigen aus dem Einkommen von Hauswirt oder Meister besoldet, nur für bestimmte Aufgaben angefordert wurden oder überhaupt in Klosterdiensten standen.

Der erste weltliche Pfleger wurde 1457, offenbar auf Lebenszeit bzw. Wohlverhalten eingesetzt. Seine Besoldung erfolgte nicht mehr in Geld sondern in Naturalien, nämlich jährlich 5 Malter Getreide, je zur Hälfte Vesen und Haber, sowie in den dem Amt anfallenden Küchelgefällen. An der Amtsführung selbst änderte sich wenig, der Hauswirt blieb im Kloster-

haus sitzen und besorgte weiterhin die ihm vertrauten Geschäfte, was sich empfahl, da der Pfleger Heinrich Schurhamer⁷⁷ anscheinend kein Villingener Bürger und auch nicht ständig in der Stadt wohnhaft war; zumindest weist z. B. die Rechnung von 1464 auch für ihn Verzehrkosten aus. Als der Hauswirt Jakob Hettlinger wohl um 1466 gestorben war, wurden vermehrt einheimische Lehenleute zu kleineren Diensten herangezogen, von denen einer, der aus Grüningen stammende Mosch, später anscheinend Pfründner in St. Katharinental geworden ist. Nach dem Tode des Heinrich Schurhamer trat 1476 sein Sohn Hans die Nachfolge im Amt an⁷⁸. Ihm wurde als erstem Pfleger durch den Laienbruder Ulrich und den Villingener Stadtschreiber das Klosterhaus geliehen⁷⁹. Allerdings beherbergte dieses spätestens seit 1477 wieder einen Hauswirt, der sich das Haus offenbar mit dem Schaffner geteilt hat⁸⁰; es ist vielleicht jener Kromer gewesen, der, zusammen mit seiner Frau, die Verwaltung des Amtes übernahm, als sich der Schaffner 1485 aus unbekanntem Gründen von Villingen absetzte. Bei seinem plötzlichen Abgang hinterließ er 102 Malter unverkauft auf dem Kasten liegendes Getreide, wozu noch die Einnahmen des Vorjahres in Höhe von 75 Malter kamen, wovon er lediglich 12 Malter verkauft hatte; auch seine Ausgaben enthalten nur das Unumgängliche. Zudem läßt sich aus den Rechnungen feststellen, daß er dem Kloster von 1481 her Geld für nicht verkauftes Korn schuldete. Das Kloster schickte sofort den Hofmeister nach Villingen, der zusammen mit dem Kromer die Geschäfte in Ordnung brachte, wobei des Kromers Ehefrau die jährliche Abrechnung übernahm. Gleichzeitig wurde gegen den abgezogenen Pfleger Klage erhoben, mit welchem Erfolg allerdings, ist nicht mehr zu ermitteln.

Der daraufhin, spätestens 1486 ernannte Pfleger Hans Koler⁸¹ stammte erstmals aus Villingen, eine Lösung, die von der Stadt sicherlich angestrebt worden ist und sich angesichts der vorbeschriebenen Vorgänge auch von Klosterseiten empfehlen mußte. Daß man nicht den Hauswirt mit dem Amt betraut hat, scheint darauf hinzuweisen, daß vom Inhaber desselben eine gewisse Vorbildung verlangt wurde, da er den Umgang mit Behörden einigermaßen selbständig wahrzunehmen hatte. Die Besoldung wurde angehoben; den Jahrrechnungen zufolge bezog der Schaffner jetzt jährlich 8 Malter Getreide, je zur Hälfte Vesen und Haber, dazu mit Sicherheit die anfallenden Küchelgefälle. Über die persönlichen Verhältnisse dieser Schaffner ist allerdings weniger bekannt, als uns lieb wäre, dies gilt für Koler ebenso wie für seine Nachfolger Ulrich Sifrid⁸², Jakob Riecker⁸³, Hans

Riecker⁸⁴, Jakob Riecker⁸⁵ und Kaspar Krauth⁸⁶. Die Riecker waren eine Weberfamilie, die bald zu Einfluß in der Stadt gekommen ist: Jakob d. Ä. war, falls sich die Nennung von 1520 auf ihn bezieht, Zunftmeister der Schneider und Krämer, Jakob d. J. saß im Rat. Krauth, der 1593 noch als Hintersasse genannt worden war, hatte das Amt offenbar mit der Witwe des Jakob Riecker erheiratet. Im großen und ganzen scheint diese Auswahl zu bestätigen, daß St. Katharinental den Vorschriften der Stadt hinsichtlich Besetzung von Klosterämtern weitgehend entgegengekommen ist⁸⁷.

Der erste, uns erhaltene Bestallungsrevers eines Schaffners datiert vom 18. Februar 1616 und wurde von dem Villingener Bürger Thomas Engesser ausgestellt, der im gleichen Jahr in Gericht und Rat genommen wurde und später Bürgermeister der Stadt geworden ist⁸⁸. Die Urkunde bestätigt die vordem geäußerten Vermutungen: das Amt wurde auf Widerruf verliehen, d. h. auf Wohlverhalten des Schaffners bzw. gegenseitiges Einverständnis, die Übergabe erfolgte durch Handschlag und gegen Ablegung eines Eides von Seiten des Belehnten. Die Besoldung war nochmals angehoben worden: diesmal auf 12 Malter Getreide, je zur Hälfte Vesen und Haber, wozu die Küchelgefälle kamen sowie die Nutzung des Klosterhauses samt Zubehör, einem Acker oder einer Wiese vor der Stadt, an welchen Punkten sich bis zur Auflösung des Amtes nichts mehr geändert hat. Kleinere Hausreparaturen hatte der Schaffner auf eigene Kosten ausführen zu lassen, größere konnte er, wenn zuvor bewilligt, abrechnen. Zudem oblag ihm die Sorge für das Klosterhaus, wobei er besonders auf die Überwachung der Feuerstellen, die Reinigungspflicht für die Kamine und die sofortige Reparatur schadhafter Fenster und Dächer hingewiesen wurde. Der Neuernannte hatte im übrigen einen Bürgen zu stellen, in späteren Zeiten wurde statt dessen die Hinterlegung einer Kautior: gefordert⁸⁹.

Spätestens mit Engesser beginnt die Reihe der juristisch vorgebildeten oder wenigstens studierten Schaffner, zu denen vielleicht schon Johann Michael Wäscher⁹⁰ gehört hat, sicherlich jedoch die Doktoren Johann Konrad Stentzel⁹¹ und Johann Heinrich Berger⁹², die Schultheißen Josef Anton Handtmann d. Ä.⁹³ und der Jüngere⁹⁴, Franz Xaver Handtmann⁹⁵ sowie die Angehörigen der Familie Willmann, die wir später als Amtsinhaber kennen. Eine undatierte, aus dem 17./18. Jh. stammende Information über die Villingener Schaffnei definiert den Schaffner denn auch als einen Mann, der, mit genügender Kautior versehen, etwas studiert hat, Landes und der Leute kundig, weder zu arm noch zu reich und mit Dienstgeschäften nicht allzu

sehr überhäuft sein solle⁹⁶. Diese Bedingungen waren, nicht nur der in jener Zeit allenthalben anschwellenden Aktenflut wegen, eine Notwendigkeit geworden: wie bereits angedeutet waren infolge zunehmender Territorienbildung auf der Baar die St. Katharinentaler Güter inzwischen auf verschiedene Hoheitsbereiche verteilt und dadurch anfälliger für Rechtsverluste geworden. Wieweit allerdings die häufige Personalunion von Schaffner und städtischem Beamten zumindest im Bereich der Stadt Villingen zusätzlich zu diesen Rechtsverlusten beigetragen haben mag, sei dahingestellt. Vielleicht darf der 1673 von Klosterseiten unternommene, gescheiterte, Versuch, einen offenbar landfremden Mann auf die Schaffnei zu setzen, in diesem Zusammenhang gesehen werden. Wieweit in der Folge die Stadt sich durch Empfehlungen eine weitere Einflußnahme auf das Schaffneramt gesichert hat, ist unbekannt, der Verdacht liegt zumindest im Falle des Dr. Stenzel nahe.

Der Übergang der Stadt an Baden hat auch hier seine Folgen gehabt. Wieweit denn die beiden letzten Klosterverwalter, der großherzoglich Badische Buchhalter und spätere St. Blasianische Domänenverwalter Johann Ferdinand Willmann⁹⁷ und der ihm wohl verwandte Mathäus Willmann⁹⁸ noch freiwillig hatten eingesetzt werden können, läßt sich derzeit nicht sagen.

Von Anfang an wurden der jeweilige Schaffner und seine Amtsführung von Seiten des Klosters streng überwacht. Im 15. Jh. erschien der jeweilige Hofmeister, meist von einem Pfründer, dem Bau- oder Pfistermeister sowie von Knechten begleitet, häufig in Villingen und das nicht nur zur obligatorischen Rechnungslegung. Er und seine Begleiter besahen Korn — nach Unwettern zwecks Gülnachlaß oder zur Feststellung der Qualität —, rechneten mit den Zinsleuten, verliehen Güter zusammen mit dem Schaffner, kauften Käse und erledigten vor Gericht anhängige Angelegenheiten⁹⁹. Daran hat sich in der Folge wenig geändert; der Schaffner war bis zum Ende des Amtes, wie seine letzte Amtsbezeichnung aussagt, lediglich ein Verwalter des Klosters, der Vermittler zwischen diesem und den Lehenleuten. Alle wichtigen Dinge sind von jeher im Kloster entschieden worden und besonders bei Angelegenheiten, welche rechtliche Folgen nach sich zu ziehen geeignet waren, erschien der Hofmeister selbst im Amtsbereich, wo er entweder allein oder zusammen mit dem Schaffner die entsprechenden Geschäfte wahrnahm: Verhandlungen mit der Herrschaft Fürstenberg wegen eines Lehengutes in Neudingen führte 1614 der Hofmeister alleine,

einer Neuvermarkung 1682 wohnten hingegen Hofmeister und Schaffner bei. Seit dem 18. Jh. hat sich das Kloster wenn möglich noch stärker eingeschaltet. Dabei stand das letzte Wort jedoch keineswegs dem Hofmeister sondern unbedingt der Priorin zu, die zumindest seit dem 18. Jh. auch die Korrespondenz mit dem Schaffner überwachte und in ihrem Namen führen ließ.

Die Aufgaben des Schaffners bestanden im wesentlichen aus dem Einzug der jährlich anfallenden Zinsen, der Überwachung der Lehengüter und ihrer Inhaber und einer gewissen Vertretung des Klosters gegenüber den verschiedenen Obrigkeiten der St. Katharinentaler Güter. Selbständiges Handeln war dabei noch am ehesten im Bereich des Zinseinzugs möglich. Dieser erfolgte im allgemeinen um Martini, im 14. Jh. war auch vereinzelt auf St. Thomas Tag, Weihnachten, Johann Evangelista und Ostern geliefert worden¹⁰⁰. Eier wurden noch im 16. Jh. gerne auf Ostern, Hühner auf den Sommer, wohl zur Sonnwend, bezogen. Die anfallenden Zinse waren von den zuvor zur Lieferung aufgeforderten Lehenleuten jeweils auf eigene Kosten und im allgemeinen in natura auf den Villingener Kasten zu führen, eine Ausnahme bildeten die Löffinger und Bräunlinger Korngülten, die seit dem 16. Jh. fast durchweg in Geld bezogen wurden. Für kleinere Getreidemengen konnte seit dem 18. Jh. ebenfalls gelegentlich der Gegenwert in Geld entrichtet werden. Bei der Anlieferung der Zinse in Villingen hatte der Schaffner anwesend zu sein, es oblag ihm, den Zustand (Sauberkeit!) der Ware und das richtige Gewicht festzustellen und zu notieren. Auf Wunsch hatte er den Empfang zu quittieren. Nebenher waren die Zinsleute im Auge zu behalten, damit keiner unbeaufsichtigt den Kasten betrat. Säumige unter den Zinsern waren zu ermahnen, denn ausständige Zinse sollten baldmöglichst nachgeliefert werden. Anhand der Einnahmeverzeichnisse läßt sich nämlich feststellen, daß dem Kloster jährlich nur etwa drei Viertel der ihm zustehenden Einnahmen auch geliefert wurde. Da der Schaffner für Ausstände haftete, sind diese in den folgenden Jahren im allgemeinen nachgeliefert worden. Der Lehenmann hatte aufgrund seines Lehenbriefes ohnehin die Möglichkeit, den Zins ein oder zwei Jahre schuldig zu bleiben, erst dreimaliger Zinsauflauf konnte zum Verlust des Lehens führen. Diese Maßnahme wurde übrigens selten angewandt, da man den verschiedenen Obrigkeiten keine Handhabe bieten wollte, gegen das Kloster einzuschreiten und natürlich aus Sorge um den Besitzstand wurde dem Schaffner vorgeschrieben, in solchen Dingen vorsichtig vorzugehen, um den Zinsmann nicht durch allzu große Schärfe zu ruinieren. Zu den anderen,

seit dem 14. Jh. erweiterten Pflichten des Schaffners gehörte es, die Lehengüter hinsichtlich unerlaubter Teilungen, Belastungen und Veräußerungen zu überwachen, tüchtige Lehenleute auszuwählen und dem Kloster vorzuschlagen, ferner, die Zinser gut im Auge zu behalten, besonders, wo „verdächtige Umstände“ herrschten, ein Bauer etwa schlecht wirtschaftete oder Lehenstücke unter Eigentum zu verschwinden drohten. Diese Aufsichtspflicht dürfte keine sonderlich angenehme Aufgabe gewesen sein, zumal sie unter Umständen durch die Haltung der jeweiligen Obrigkeit — die im allgemeinen auf Seiten der Untertanen notfalls auch gegen das Recht stand — sehr erschwert werden konnte. Daß auch die Haltung des Schaffners nicht immer dem entsprochen haben dürfte, was man im Kloster von ihm erwartete, wurde schon angedeutet. Wenn z. B. im Jahre 1829 festgestellt werden mußte, daß der letzte Dürrheimer Lehenbrief aus dem Jahre 1728 stammte und der letzte für Überauchen ausgestellte Lehenbrief von 1777, obwohl das Gut bereits zwei Mal den Besitzer gewechselt hatte usw., dann ist dies nicht nur mit Unsicherheit der Zeiten und den Wirren verschiedener Kriegszeiten zu erklären, besonders dann nicht, wenn aus den Rechnungen ersichtlich wird, daß z. B. die Kriegszeiten die Zinslieferung kaum beeinflußt haben und die Zinser dem Schaffner bestens und namentlich bekannt waren.

Bezeichnend für die Tätigkeit des Schaffners als reiner Verwalter des Klosters ist auch, daß er kein eigenes Archiv unterhielt. Sämtliche wichtigen Urkunden und Akten wurden im Kloster aufbewahrt, in Villingen lagen offenbar nur Kopien wichtiger Dokumente, die jeweils gültigen Urbare und die sogenannten Protokollbücher, worin der Schaffner Streitigkeiten mit den Lehenleuten zu vermerken hatte¹⁰¹.

Die Schriftsätze wurden, soweit möglich, im Kloster gefertigt, die Quittungen und Lehenreverse hatten dann, nach ihrer Unterschrift oder Besiegelung, wieder nach St. Katharinental zurückgeschickt zu werden. Nur gelegentlich und naturgemäß meist in Prozeßangelegenheiten, wurde der Villingener Stadtschreiber bemüht¹⁰², und die Ausgaben für Papier und Schreibstoffe in den Rechnungen sind absolut unbedeutend. Die vom Schaffner benötigten und daher für ihn bestimmten Informationsunterlagen wurden ihm bei Amtsantritt ausgehändigt, worüber er eine Aufstellung ins Kloster zu schicken hatte¹⁰³. Der Schaffner besaß auch kein eigenes Amtssiegel, sondern hatte sämtliche anfallenden Urkunden im Kloster besiegeln zu lassen, soweit nicht eine andere Gerichtsherrschaft zuständig war.

Die Ertragnisse des Amtes stammten überwiegend aus dem Verkauf der jährlichen Getreideeinnahmen, unter denen die Vesen- und Habergülten mit rd. 94 Maltern den größten Teil ausmachten, während die Roggen-, Gerste- und Mischletengülten mit zusammen 6 Maltern eine so unbedeutende Menge darstellten, daß sich ihr Einzug kaum lohnte. Tatsächlich ging man auch im Laufe der Zeit immer mehr dazu über, diese nicht mehr in natura einzuziehen, sondern den Gegenwert in Geld zu erheben, was man gelegentlich auch bei kleineren Mengen an Vesen und Haber tat. Neben den Getreideeinnahmen, die durch Abfall und Abgerben immer etwas geschmälert wurden, spielten die reinen Geldeinkünfte nur zeitweise eine Rolle. Bis zum 16. Jh. waren jährlich etwa 18 Pfund Heller eingenommen worden. Diese Summe reduzierte sich infolge Ablösung der Villinger Garten- und Wiesenzinse¹⁰⁴ sowie der Abtretung der Gült vom Schultheißenamt an die Stadt¹⁰⁵ bis zum 18. Jh. auf jährlich 5 fl. 20xer, die im wesentlichen von der Villinger Klostermühle beigebracht wurden. Dazu konnten allerdings außergewöhnliche Einnahmen unterschiedlicher Höhe aus Kapitalzinsen und Rückzahlung von Kapitalien kommen, da St. Katharinental öfter und nicht nur gegenüber seinen eigenen Lehenleuten als Darlehengeber auftrat und gelegentlich auch Zinsbriefe an Stelle von Bargeld übernahm. Auch die aus Erblehenverkäufen erlösten Summen, die häufig ratenweise und im allgemeinen zu 5% verzinslich abgetragen wurden, konnten die Geldeinnahmen erheblich steigern. Insgesamt kann festgestellt werden, daß das Amt, welches schon in gewöhnlichen Jahren zumindest imstande war, sich selbst zu tragen, im allgemeinen beträchtliche Überschüsse brachte.

Die Einnahmen dienten vorrangig dazu, die laufenden Kosten des Amtes zu decken, weshalb sie zunächst beim Schaffner zusammenliefen. Noch im 15. Jh. waren sie offenbar durch den Hauswirt eingezogen worden, der mit dem Villinger Meister darüber abgerechnet hatte. Dieser hatte dann die Rechnung und alle vorhandenen Gelder ins Kloster transferiert, später einlaufende Ausstände wurden in bestimmten Abständen durch vertrauenswürdige Personen nach St. Katharinental gebracht. Nach der Einsetzung eines eigenen Pflegers übernahm dieser die Abrechnung, die jetzt gegenüber dem Hofmeister erfolgte, welcher zu diesem Zweck im Frühjahr, meist um den 1. Mai herum, nach Villingen kam und Rechnung samt Geldern ins Kloster beförderte. Daß der Schaffner selbst zur Rechnungslegung ins Kloster reiste, wurde anscheinend erst im 18. Jh. üblich; die dabei anfallenden Kosten trug das Amt.

Die Ausgaben, welche der Schaffner zu tragen befugt war, setzten sich aus ständig wiederkehrenden und wechselnden Posten zusammen, wobei von den ersteren etliche von gleichbleibender Höhe waren. Zu diesen zählten vor allem die an die Stadt zu entrichtenden Gelder: Steuer, Hofstattzins und Abgabe an die Lichtpfleger, außerdem die in Naturalien erfolgende Schaffnerbesoldung. Regelmäßige Ausgaben stellten auch die Umlagen der Stadt Villingen dar, dazu die Bau- und Reparaturkosten wechselnder Höhe, welche für das Klosterhaus besonders in Kriegs- und Einquartierungszeiten ein beträchtliches Ausmaß annehmen konnten. Während diese Ausgaben im Laufe der Zeit eher anstiegen und im 18. Jh. als regelmäßige Posten in den Jahrrechnungen auftauchen, ging eine andere Ausgabe, die der Verzehrkosten, welche im 15. Jh. gelegentlich den höchsten Betrag in den Rechnungen ausgemacht hatte, auf ein normales Maß zurück, was sich aus der Stabilisierung des Amtes erklären läßt. Andere Unkosten: Beschlagen und Füttern der Pferde (später weitgehend durch Postgebühren abgelöst), Zins-sammler- und Schnitterlöhne, Facht- und Meßgeld, Unkosten bei der Kornausfuhr und Zollgebühren, Schreibgebühren und Kanzleikosten erscheinen zwar regelmäßig in den Abrechnungen, erreichten jedoch keine auffallenden Höhen. Ganz geringe Beträge machten die hin und wieder genannten Diskretionen, Geschenke an Primizianten oder in ein Kloster eintretende Leute aus dem klösterlichen Freundeskreis, aus, einmal (1702) wurde auch ein Goldschmied beschäftigt, welcher eine „Schildkrottschale“ für die Priorin in Silber faßte. Einen großen Anteil der Einnahmen verschlangen hingegen, zumindest im 15. und 16. Jh., die klösterlichen Käsebestellungen, deren Lieferung ebenfalls zu Lasten des Amtes ging. Die Käse wurden zunächst durch Fuhrleute ins Kloster gebracht, im 16. Jh. übernahm dann der Villingener Klostermüller, gegen Verringerung seines Jahreszinses, die Überbringung. Im 18. Jh. waren diese Käufe aus den Rechnungen verschwunden, aber nur, weil sie mittlerweile aus dem Etat der Priorin bezahlt wurden.

Die nach Abzug aller dieser Ausgaben verbleibenden Gelder gingen ans Kloster, wobei eine weitere Verminderung dadurch eintrat, daß die in Villingen gültige Währung schlechter war als die in Dießenhofen übliche. Zur Verwaltung dieser Villingener Einnahmen hatte man im Kloster, vielleicht schon vor dem 15. Jh., ein eigenes Amt, das der Villingener Schreiberin geschaffen. Es erscheint erstmals 1440 in den Quellen und wechselte, wie alle Klosterämter, alle drei Jahre. Die jeweils damit betraute Schwester

hatte bestimmte Ausgaben zu tragen: es war dies zunächst der Gegenwert für 5 Pfund Wachs, welche jährlich dem Straßburger Hochstift zu entrichten waren, eine Abgabe, welche mit dem Amt an sich überhaupt nichts zu tun hatte¹⁰⁶. Sodann übernahm sie die Auszahlung einer Zahl von Leibgedingen und Jahrtagstiftungen, welche auf das Amt versichert waren und im 15. Jh. eine große Zahl ausmachten, die sich dann im 16. Jh. mit dem Ableben der Begünstigten bald erheblich verminderte, zumal Neuversicherungen selten blieben. Größere Summen wurden ferner verwendet, um zusätzliche Käsemenngen in den das Kloster umgebenden Orten zu kaufen. Andere Unkosten: Botengänge, vom Hofmeister entrichtete Gerichtskosten, Zollgebühren u. a. blieben unbedeutend. Über alle Ausgaben hatte die Schwester jährlich vor den Amtsfrauen, dem klösterlichen Rat, den Beichtvätern, denen sich häufig der Provinzial zugesellte, dem Hofmeister und gelegentlich auch (vorübergehend im 15. Jh.) Abgesandten der Stadt Dießenhofen Rechnung zu legen, auch die hierbei anfallenden Unkosten trug das Amt. Die nun verbleibende Summe ging an den Etat der Priorin, soweit ersichtlich ohne besondere Verpflichtungen. Mit dem weiteren Ausbau der Villingener Schaffnei wurde das Amt aufgelöst; es verschwand nach 1740 und die damit verbundenen Aufgaben wurden von der Schaffnerin in Zusammenarbeit mit der Priorin wahrgenommen. Da sich die mit dem Amt zusammenhängenden Ausgaben immer mehr verringerten, wurde die Anfang des 16. Jh. noch bestehende Sonderverwaltung schließlich ganz aufgegeben, spätestens im 17. Jh. gingen die „Nettoeinnahmen“ des Villingener Amtes direkt an die Priorin, welche dafür aus ihrem Etat die Straßburger Wachszinse, Leibgedinge und Käsekäufe bis zur Einheitsverwaltung des 18. Jh. finanzierte.

Die Auflösung des Villingener Amtes begann im Grunde bereits im 17. Jahrhundert¹⁰⁷. Durch den Westfälischen Frieden von 1648 war St. Katharinental endgültig an die Eidgenossenschaft gekommen und fand sich seither, da es seinen auf Reichsboden gelegenen Besitz beibehielt, ständig zwischen zwei Fronten. Jeder Zwist zwischen Reich und Eidgenossen machte sich alsbald in Form von Fruchtsperrern oder Inkamerationen bemerkbar, und vor allem wurde das Kloster nunmehr von beiden Seiten anlässlich jeder Steuer-, Anlage- und Schatzungserhebung zur Kasse gebeten. Im Villingener Amt machte sich neben dem Landesherrn, der bereits 1676 die Besitzungen ausländischer Grundeigentümer und die daraus resultierenden Einnahmen hatte aufnehmen lassen, besonders die Stadt selbst bemerkbar. Spätestens seit dem Spanischen Erbfolgekrieg erhob sie eine ständige jährliche Schat-

zung in Höhe der Jahrsteuer, wozu in der Regel weitere Extrasteuern kamen. Die Auswirkungen auf das durch die im 18. Jh. ununterbrochen andauernden Einquartierungen im Klosterhaus bereits geschädigte Kloster begannen sich zu zeigen: der Schaffner bemühte sich seither, möglichst wenig Bargeld und Wertsachen im Hause zu behalten und fing an, jede größere Summe sofort ins Kloster zu transferieren. Nachdem infolge der schlechten Zeiten auch die städtischen Gebühren — Schreibraten, Facktkosten, Meßgeld in der Kornlaube u. a. — stark angestiegen waren, hielt er sogar gelegentlich den Zinseinzug außerhalb der Stadt ab, um Geld zu sparen. Damals wurde auch mehr Korn als sonst üblich direkt ins Kloster geschickt. Unnötig, zu vermerken, daß auch die Lehenleute sich immer mehr verselbständigten, was umso leichter war, als das Kloster, gegen Ende des Jh. infolge der klosterfeindlichen Politik Napoleons von der Aufhebung bedroht, die Zügel etwas schleifen ließ. Angesichts der schlimmen Zeiten versuchte es lediglich, die Unkosten niedrig zu halten und trennte sich 1795 von dem Villinger Haus. Aber die Zeiten besserten sich keineswegs. Ende 1803 ließ die österreichische Regierung, als Ersatz für verlorene Gebiete, den schweizerischen Besitz auf ihrem Boden inkammerieren; das entsprechende Gesetz wurde erst nach dem Übergang der vorderösterreichischen Lande an Baden, 1806, aufgehoben. Die neuen Landesherren setzten jedoch grundsätzlich die Politik ihrer Vorgänger fort, besonders, was die Besteuerung der fremden Grundbesitzer anging. Eine zu diesem Zweck angefertigte Aufstellung von 1806 ergab immerhin, daß das Villinger Amt damals noch einen jährlichen Durchschnittsertrag von 472 fl. (Anfang des 18. Jh. hatte er etwa bei 1500 fl. gelegen) erbrachte bei 330 fl. Ausgaben. Inzwischen hatten aber auch die Gemeinden, in denen St. Katharinental Grundbesitz hatte, damit begonnen, die ihnen auferlegten Steuern auf die klösterlichen Güter umzulegen; die Landesregierung ihrerseits war von der Besteuerung der Liegenschaften zu der der Einnahmen fortgeschritten. Die zwischen Kloster und Verwalter geführte Korrespondenz kennt daher in der Folge fast nur noch das Thema Steuern — das alles zu einer Zeit, als St. Katharinental, immer noch von der Aufhebung bedroht, zusätzlich durch Angliederung der heruntergewirtschafteten Ökonomie des Klosters Paradies belastet war. Auch der junge Kanton Thurgau, dem bei seiner Bildung lediglich finanziell unergiebigere Orte zugeteilt worden waren, sah von Beginn an in dem Kloster eine Goldgrube, die er sich nutzbar zu machen bemüht war. Sowohl die thurgauische als auch die badische Gesetzgebung mußten planmäßig zur

Abstoßung von Außenposten führen. In St. Katharinental versuchte man zunächst noch, auf Zeitgewinn zu spekulieren, so, als man 1817 dem Verwalter (auf Grund einer kantonalen Regiminalverordnung, wonach keine Kapitalforderungen nebst ausstehenden Zinsen im Ausland stehen durften) das auf dem Amt stehende Guthaben von 1272 fl. $32\frac{3}{4}$ xern übertrug, mit der Anweisung, künftig Ausstände in Geld nicht mehr einzutragen. Spätestens mit der Veröffentlichung der badischen Gesetze seit 1820 zur Überführung des Lehenbesitzes in Privateigentum beugte man sich den Realitäten. Zwischen 1829 und 1832 wurden die Häringshöfe, die Güter in Döggingen, Kirchdorf, Neudingen und Pföhren, sowie der größte Teil der Dürrheimer Lehen allodifiziert; damals hat man sich wohl auch zu der, allerdings erst 1835 ausgesprochenen, Einsicht durchgerungen, daß die verbleibenden Gefälle in keinem Verhältnis zu den Verwaltungskosten standen und damit zu der Absicht, die Villingener „Filial-Gefällverwaltung“ eingehen zu lassen. Neben den Allodifikationsverhandlungen mit den Lehenleuten liefen wohl schon 1829 Vorverhandlungen mit der Fürstenbergischen Regierung, die schließlich mit den beiden Verträgen vom 7. August und 23. November 1835 abgeschlossen wurden¹⁰⁸. St. Katharinental verkaufte seine gesamten Restgefälle in Aasen, Bräunlingen, Dürrhein, Klengen, Löffingen, Sumpfhöfen, Tuningen, Überauchen und Villingen (den dortigen Mühlenzins), nämlich jährlich 146 Malter 7 Sester 3 Meßle 3 Becher Getreide, 15 Hühner, 272 Eier und 3 fl. 50 xer Geldzinse um 6600 fl. und die Allodifikationskapitalreste aus den Lehen des Martin Held in Döggingen und des Joseph Link in Dürrhein um 1045 fl. Beide Verträge traten mit dem 1. Januar 1836 in Kraft; die Kaufsumme war für die restlichen Monate des Jahres 1835 mit 4% zu verzinsen. Sie wurde durch das F. F. Hofzahlamt im Gasthof „zum Schiff“ in Schaffhausen hinterlegt und dort von dem Bevollmächtigten des Klosters, J. B. Lenz aus Paradies, abgeholt. Schwierigkeiten ergaben sich nunmehr lediglich aus einem Passus der Haupturkunde, wonach das Kloster bestimmte Archivalien herauszugeben sich verpflichtet hatte, womit man sich jedoch Zeit ließ. Zwei darüber angefertigte und differierende Aufstellungen zeigten zudem, daß zwischen dem, was die Fürstenbergische Standesherrschaft wollte und dem, was das Kloster herauszugeben bereit war, ein erheblicher Unterschied bestand. Auch die letzte Aufstellung, die schon erheblich weniger Archivalien als die erste enthielt, scheint nicht eingehalten worden zu sein. Die Aktenauslieferung ging so schleppend vor sich, daß sich darüber eine rege Korrespondenz mit der F. F.

Domanialkanzlei ergab, welche St. Katharinental schließlich am 20. Februar 1837 mit einer Klage wegen Nichterfüllung des Kaufvertrags drohte. Offenbar sind daraufhin die fraglichen Stücke noch im selben Jahr ausgeliefert worden, zumindest ist über diesen Punkt keine weitere Korrespondenz vorhanden. Damit war das Villingener Amt endgültig Vergangenheit geworden.

Anmerkungen

- 1 St. Katharinental hat meine bereits 1972, allerdings nur im Vervielfältigungsverfahren erschienene Dissertation zum Thema. Darin wurde auch das Villingener Amt behandelt, für die vorliegende Abhandlung wurde der Text allerdings im Aufbau verändert und beträchtlich erweitert.
- 2 KARL WACKER, *Der Landkreis Donaueschingen*, Konstanz 1966, = Schriften des Landkreises Donaueschingen 26.
Bad Dürrheim, Weg und Ziel. Heimatbuch des Heilbades, Karlsruhe 1969, S. 79/80. Die Angaben über den St. Katharinentaler Grundbesitz sind so lückenhaft wie das gesamte Kapitel, in dem der Verfasser durch reines Abschreiben von Lagerbüchern eine Anzahl von Gütern vortäuscht, die es nicht gegeben hat. Die meisten Höfe waren hingegen mit Abgaben an verschiedene Institutionen belastet und erscheinen daher in verschiedenen Urbaren.
- 3 Oberländer Chronik 299, 1966 (Das Gotthaus Diessenhofen in der Rietstraße in Villingen) und 303, 1967 (Das Kloster St. Katharinental und seine Bodenzinse). Ich vermute, daß diese Nachrichten das Ergebnis eines vor längerer Zeit von mir gehaltenen Vortrags gewesen sind.
- 4 Das heutige Haus Rietstraße 31. Die Nachricht stammt aus dem St. Katharinentaler Repertorium von 1732 (Thurgauisches Kantonsarchiv Frauenfeld = ThStA: 7'44'120), die Originalurkunde scheint beim Verkauf des Hauses extradiert worden zu sein und sich nicht erhalten zu haben.
- 5 Fürstenbergisches Urkundenbuch (FUB) V, Nr. 131
- 6 Vgl. dazu meinen Artikel „Die Herren von Tannheim in Villingen“ in: Tannheim. Geschichte von Dorf und Kloster am Ostrand des Schwarzwaldes = Schriften des Landkreises Donaueschingen 31, 1971, S. 88-112.
- 7 FREI-KUNDERT, Zur Baugeschichte des Klosters St. Katharinental, in: Thurg. Beitr. zur vaterl. Geschichte 66, 1929, S. 1-176, S. 146 A 27.
- 8 Zur Villingener Frühgeschichte ist zuletzt erschienen: KARL SIEGFRIED BADER, Villingen und die Stadtgründungen der Grafen von Urach-Freiburg-Fürstenberg im südöstlichen Schwarzwaldgebiet in: Villingen und die Westbaar, herausgeg. von Wolfgang Müller = Veröffentlichungen des Alemannischen Institutes 32, 1972.
- 9 Ein Interesse des Grafen Heinrich von Fürstenberg an dem Kloster ist weder durch eine Schenkung noch durch den Klostereintritt einer seiner Töchter festzustellen. Zwar führt der Totenrodel (vgl. A 14) in Spalte 3/50-52 drei Schwestern von Fürstenberg auf, diese dürften jedoch kaum zur gräflichen Familie gehört haben, da diese bestens bekannt ist. Vermutlich handelt es sich bei dem Namen um eine Herkunftsbezeichnung, Spekulation könnte die drei Damen auch in Verbindung zur Familie von Tannheim bringen, deren einer Zweig in Fürstenberg begütert war und offenbar auch dort saß.

Warum der Stadtherr, der sonst als klosterfreundlich gilt, ganz im Gegensatz zu den führenden Familien „seiner“ Stadt das Kloster nicht förderte, ist eine wichtige, aus dem Spannungsverhältnis des Grafen zur Stadt zu erklärende Frage. Ich hoffe, darüber gelegentlich eine eigene kleine Abhandlung vorlegen zu können.

- 10 Thurgauisches Urkundenbuch (TUB) 6, S. 887 Nr. 153 (1357, Dezember 2)
- 11 TUB 4, S. 273 Nr. 1170
- 12 ThStA: 7'44'63 - A 7 C 3 (Rödel A. 14. Jh. und 1325)
- 13 ZGO 8, 1857, S. 126 f (1370, März 12)
- 14 RUDOLF HENGGELE, Der Totenrodel des Klosters St. Katharinental b. Dieffenhofen, in: Zs. f. Schweizer. Kirchengeschichte 26, 1932, S. 154 ff (TR) verzeichnet die folgenden Schwestern:
Margreth, Bertha, Mechthild, Fortunata, Adelheid, Hiltburg, Eufemia, Lucia, Katharina, Elsbeth, Mechthild, Adelheid, Katharina, Hedwig, Elsbeth, Hailwig, Eufemia, sowie Hiltburg (Silberknöllin) von Villingen, deren eigentliche Familiennamen im allgemeinen unbekannt geblieben sind, ferner Anna, Judenta und Anna Stehelli, Eufemia, Irmengard, Adelheid, Adelheid, Lucia, Luggart, Elisabeth und Luggart von Tannheim, Lucia, Elsbeth, Gertrud, Lucia, Elisabeth und Anna Hainburg (ob auch die 1670 verstorbene Maria Magdalena Hainburg noch zur Villingener Familie gehört hat, erscheint fraglich), Anna, Hailwig, Katharina, Clara und Verena Hemerli, Irmengard, Hedwig und Margret von Fürstenberg, sowie Adelheid Blumenbergin und ihre Töchter Irmengard und Agnes.
Sämtliche zu den einzelnen Persönlichkeiten bekannten Daten und Quellen aufzuführen, erscheint hier nicht angebracht.
- 15 Zentralbibliothek Zürich: Ms Z V 698: Das selige und tugentsame leben der seligen und Gott geweihten Jungfrauwen Schwoster Elisabethen Hanburgin von Villingen, closter frauen in Sant Catharina thal bey Dieffenhofen.
- 16 Über die Pfründner hat sich kein Verzeichnis erhalten, obwohl ihre Zahl recht groß gewesen sein muß, ebenso steht es mit den Laienbrüdern. Zufällig bekannt sind die Pfründner Burkhard von Tannheim und Konrad Blumberg, von denen der letztere 1291/92 ins Kloster gekommen und nach einem Jahr dort gestorben sein soll: FREI-KUNDERT S. 149.
Von den Laienbrüdern kennt man vor allem Berthold den Metzger, der 1275 aus der Zinspflicht entlassen wurde, um geistlich werden zu können, sich 1296 in Sankt Katharinental nachweisen läßt und 1304 verstorben war. Sein Jahrtag wurde am 24. März gehalten: TUB 4, S. 119 Nr. 1046 und 7, S. 833 Nr. 31, FREI-KUNDERT S. 149/50, ThStA: 7'44'62 (zu 1275, Kopie). Ein weiterer Konverse, Heinrich von Villingen, wird 1280-90 genannt: TUB 3, S. 590 und 778, und die Brüder B. und H. von Villingen wurden 1342 wegen gegen das Kloster Paradies begangener Straftaten des Landes verwiesen: TUB 7, S. 898.
- 17 Bis zur Zeit der Klosteraufhebung wurden noch gehalten die Jahrzehnten für die Brüder Rudolf und Marquart im Bach und deren Mutter (gestiftet 1299), Berthold Metzger (gest. 1304), Burkhard von Tannheim und seine Ehefrau Elisabeth (gest. 1313, März 7), Konrad von Tannheim (gest. 1345, Juli 3) und Konrad Wolf von Leipferdingen, seine Ehefrau und seine Eltern (gest. 1387, Juli 25).
- 18 Die Schenkung ist urkundlich nicht nachzuweisen, jedoch wahrscheinlich durch die Tatsache, daß diese Mühle, gen. Symowers Mühle, 1313 und 1339/45 als Leibgeding der Agnes Blumenbergin erscheint (TUB 4, S. 273 und FUB V, Nr. 331.5), den Rödeln vom A. 14. Jh. und 1325 zufolge hatten sie Blumenbergs Kinder (ThStA: 7'44'63 - A 7 C 3).
- 19 TUB 4, S. 271 Nr. 1169
- 20 TUB 5, S. 125 Nr. 1816

- 21 Frdl. Mitt. v. Herrn HAAS vom Städt. Grundbuchamt, Villingen
- 22 TUB 4, S. 381 Nr. 1250
- 23 Die Einkünfte des Villinger Schultheißenamtes, 8 M. S. (vgl. § 26 des Stadtrechtes von 1371) waren 1329 durch Herzog Otto zu Österreich an Rudolf und Hans von Blumberg verpfändet worden (FUB 6, S. 43 Nr. 25.5a, Original in ThStA: 7'44'56 - A 6 C 4). Ein Nachkomme der Obigen, Rudolf von Blumberg, nahm 1384 die Witwe seines Bruders Burkhart, Agnes von Klingenberg, zur Gemeinderin an seinem Anteil sowie an 15 Pfund vom Villinger Hauszins und 1 Pfund von der Lauben, alles auslösbar mit 120 M. S. (FUB 6, S. 43 Nr. 25.5, Original: ThStA: 7'44'56 - A 6 C 2). Agnes von Klingenberg trat in der Folge dem St. Katharinentaler Konvent bei und vermachte 1410 1/3 ihrer Pfandschaft, insgesamt 5 Pfund Heller, ihrer Schwester Anna, die damals ebenfalls ins Kloster eingetreten war (FUB 6, S. 43 Nr. 25.5c, Original: ThStA: 7'44'57 - A 6 C 4). Nach Annas zwischen 1441 und 1465 erfolgtem Tod ging der Zins an die Jarzeit ihres Vaters Hans von Klingenberg und wurde seither vom Kloster bezogen. Er wurde am 8. Dezember 1621 der Stadt Villingen, zum Ausgleich für Steuerschulden, überlassen (StA Villingen: U 1632).
- 24 1467, Oktober 25 (Sonntag vor Simon und Juda) beurkunden Agnes Kellerin, Witwe des Hans Stähelin, Bürgers zu Villingen, und ihr Sohn Konrad Stähelin, daß ihr † Gatte und Vater dem Kloster St. Katharinental seinerzeit um 20 Pfund Heller, in seinem Haus, das dem Kloster gehört, genau angegebene Zinse von Gärten vor dem Niedertor verkauft, aber versäumt hat, darüber einen Kaufbrief ausstellen zu lassen, was sie jetzt nachholen. Sr: Stadt Villingen und Konrad Stähelin, Or. Perg. von 2 S. 1 l. besch. (ThStA: 7'44'56 - A 6 C 4). Den Jahrrechnungen zufolge muß der Kauf 1465 oder 1466 getätigt worden sein, vgl. Rechnung von 1466, Montag nach Allerheiligen (ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4).
- 25 Heinrich von Salenstein war vermutlich Niedergerichtsherr in Pfaffenweiler namens des Klosters Reichenau gewesen; ob es sich bei dem Haus um sein Eigentum gehandelt hat, ist unbekannt.
- 26 Vgl. A 11
- 27 Vgl. A 24
- 28 Vgl. die Jahrrechnungen (ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4)
- 29 Die Klosterämter wechselten ursprünglich alle drei Jahre. Später wurde diese Gewohnheit, vermutlich aus praktischen Gründen, bei Hofmeister und Villinger Schaffner aufgegeben, für die eigentlichen Klosterämter jedoch beibehalten.
- 30 TUB 4, S. 302 Nr. 1192 - FUB II, Nr. 76 S. 51 (Original: ThStA: 7'44'67 - A 6 C 4). Von den Zeugen Albrecht von Blumberg, Heinrich von Randegg, Brun und Johann von Kürnegg und Wezzel von Rischa hatten die beiden ersten Verwandte im Kloster, die Familie von Randegg war, ähnlich denen von Tannheim in Villingen, dem Kloster als Wohltäter verbunden. Die anwesenden Villinger Bürger waren Burkhart Hemerli, Konrad Hainburg, Berthold, Konrad und Johann von Tannheim.
- 31 FUB II, Nr. 77 S. 52
- 32 Egino hat allem zufolge kaum die Autorität seines Vaters genossen, man betrachte die verschiedenen Zugeständnisse, die er der Stadt Villingen immer wieder machen mußte (Oberrh. Stadtrechte a. a. O.).
- 33 StA Villingen: AAA a/1 p. 5 und 147 (cives extranei, die gedinget hant) und AAA a/3, V (Audingener).
- 34 Dies entspricht der Abgabe von 1 ß d, welche nach der Urkunde von 1284 jeder Bürger von 1 Hofstatt zu geben hatte (Oberrh. Stadtrechte II/1, Villingen, bearb. von CHR. RODER, Heidelberg 1905, S. 5). Vgl. dazu auch die Jahrrechnungen des Schaffners.

- 35 Vgl. die Jahrrechnungen des Schaffners (ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4 und 7'44'191 - 93)
- 36 ThStA: 7'44'59 - A 6 C 4 (1795, Oktober 25). Begründung für den Verkauf war, daß der Vater der Käuferin viel Geld zu Bau- und Reparaturkosten verwendet habe.
- 37 Die letzte, nachweislich aus Villingen stammende Klosterfrau, Anna Hainburg, ist nach 1408 verstorben (ThStA: 7'44'55 zu 1408, Oktober 27).
- 38 Dies haben zumindest die Stehelli, die sich später nach Stocksburg nannten, erreicht. Die von Tannheim haben ebenfalls den Versuch unternommen (durch den Erwerb der Burgen in Bräunlingen und Tuningen), die Familie ist jedoch um 1423 in männlicher Abfolge erloschen.
- 39 Die von St. Katharinental geforderten Aussteuersummen betragen im 15. Jh. durchschnittlich 100 fl. rh.
- 40 ALFRED AMANN. Die Klosterfrauen in St. Katharinental und die Reformation, in: Kath. Schweizerblätter NF 9, 1893, S. 240-50, der seinerseits auf der „Geschichte des Gotteshauses St. Catharinen Thal“ des P. MAURITZ HOCHENBAUM von der Meer (Zentralbibliothek Zürich: Ms Rh Hist. 20, S. 379) basiert, bringt die Nachricht, die Klosterfrauen hätten in Villingen in ihrem Haus, genannt zum St. Anton, gewohnt. Dies stimmt nur zum Teil. Ein Schreiben der Exilpriorin von 1531, November 7 (StA Luzern: Landvogtei Thurgau, Schachtel 363.2) spricht davon, daß der Konvent in St. Antonius Haus wohne und die Reformationschronik einer bisher unbekanntes Klosterfrau (Kantonsbibliothek Frauenfeld: Hs Y) präzisiert, daß ihnen ein Priester das Haus zum St. Anton zum Wohnen überlassen und auch einen Türdurchbruch ins Nachbarhaus erlaubt habe. Da das eigentliche Antoniterhaus in jener Zeit leergestanden zu haben scheint (MANFRED HERRMANN, Das Antoniterhaus in Villingen, in: Schriften d. Baar XXVIII, 1970, S. 121 ff) darf angenommen werden, daß es sich bei dem Haus zum St. Anton um das Antoniterhaus gehandelt hat.
- 41 HOCHENBAUM a. a. O. S. 380
- 42 Besonders Oberrh. Stadtrechte S. 2 Nr. II, 3 Nr. III, 23 Nr. XVIII und XIX, 89 Nr. XXVII und 97 Nr. XXXIV.
- 43 Oberrh. Stadtrechte S. 141 Nr. 25 (Eidbuch von 1573)
- 44 ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4: Schreiben der Stadt Villingen an den Ordensprovinzial P. Hyacinth Neidecker von 1673, November 9
- 45 F. F. Archiv Donaueschingen: Fremder Herren Güter Vol. VIII Fasc. 7: Schreiben von Priorin und Konvent an den fürstenbergischen Landvogt in Sachen des Hans Sulzmann von 1614, März 15
- 46 StA Villingen: U 1721 (1655, Mai 4)
- 47 TUB 4, S. 242 Nr. 1146 (1311, August 9). Die Aussteuerschenkung geht aus der Urkunde nicht hervor, sie ist dadurch zu erschließen, daß nach dem Fragment einer Profeßliste (WOLFGANG IRTENKAUF, Das Frauenkloster Hofen und der Hegau, in: Hegau 1, 1957, S. 26/28 und Korrektur durch Reinhard Frauenfelder in: Hegau 2, 1957, S. 110/11) Agnes die Hünin um 1311 dem Konvent beigetreten ist, wo sie noch um 1331 lebte (TUB 4, S. 609 und ThStA: 7'44'40: 1328, Februar 12, Dorsalvermerk).
- 48 Dieser hatte sich während des Krieges zwischen Bischof Rudolf von Konstanz und dessen habsburgischen Vettern (1291/92) mit Frau und 2 Kindern ins Kloster geflüchtet, dem er Geld für ein Dormitorium zubrachte (FREI-KUNDERT S. 149). Die Namen von Frau und Töchtern lassen sich an Hand des Totenrodels erschließen (TR IV 1/2 und VIII 26), der Name der zweiten Tochter auch durch TUB 4, S. 273 und FUB V, Nr. 331.5, wo sie mit den 1313 erwähnten Leibgedingen aufgeführt ist. Die Herkunft der vier Höfe ist durch den Eintrag in einem Rodel A. 14. Jh. nachzuweisen: „die gut die uns Blumenberch gab“ (ThStA: 7'44'63 - A 7 C 3) sowie

- durch den verschiedentlich anzutreffenden Zusatz „unkaufte güter“ in anderen Rödeln des 14. Jh.
- 49 FUB V, S. 373 Nr. 393. Den Dorsalvermerken zufolge scheint die Kaufsumme von den Herren von Stoffeln aufgebracht worden zu sein.
- 50 FUB V, S. 346 Nr. 365 (1318, Februar 6)
- 51 Zum Neudinger Hof gehörten im 18. Jh. rd. 42 Jauchert, zum Gut in Sumpfohren im 16. Jh. 20 J. Vergleiche mit den Kaufpreisen anderer Güter gleicher Größe legen die geäußerte Vermutung nahe, Elisabeth von Tannheim muß der Profeßliste (vgl. A 47) zufolge zwischen 1311 und 1317 ins Kloster eingetreten sein, wo sie noch 1370 lebte (TUB 6, S. 887 und Hauptstaatsarchiv Stuttgart: B 104 Nr. 1518). Die im 14. Jh. übliche Aussteuersumme scheint 45 M. S. betragen zu haben.
- 52 TUB 4, S. 394 Nr. 1257
- 53 TUB 4, S. 200 Nr. 1117 und S. 431 Nr. 1294. Die Güter waren später mit Abgaben, die wohl aus Vogtrechten resultierten, an die württ. Kellerei Tuttlingen belastet, ferner mit Zinsen an die Weiße Sammlung St. Ursula in Rottweil, vgl. HStA Stuttgart: Weltl. Lagerbuch Nr. 1888 zu 1787, wo das sog. Etterlehen als ein herzogliches Kellereilehen geführt wird.
- 54 ThStA: 7'44'63 - A 7 C 3
- 55 TUB 4, S. 238 Nr. 1143, S. 251 Nr. 1154, S. 258 Nr. 1158, S. 268 Nr. 1165 und S. 302 Nr. 1192 (Vergleich von 1314, Oktober 15, dieser auch FUB II, S. 51 Nr. 76).
- 56 ThStA: 7'44'59 - A 6 C 4
- 57 FUB VII, S. 458 ff (Archivalien im StA Villingen).
- 58 TUB 4, S. 742 Nr. 1622
- 59 TUB 4, S. 733 Nr. 1611
- 60 ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4. Die Jahrrechnungen von 1463 und 1464 verzeichnen, jeweils für das Vorjahr, eine Abgabe von 3ß „von Wolf Schniders Hof wegen“ als Gegenwert für Wachs. Da die Abgabe vom Kloster getragen wurde, dürfte es sich nicht um eine Jahrtagstiftung gehandelt haben, da der Wachszins in solchen Fällen vom Hofinhaber getragen werden mußte.
- 61 FUB VI, S. 43 Nr. 25.5 c (1410, Mai 25). Die Quarten der Kirchen zu Bräunlingen und Löffingen waren durch Bischof Heinrich zu Konstanz an Rudolf von Blumberg verpfändet worden, er nahm 1384, September 28 seine Schwägerin Agnes von Klingenberg zur Gemeinderin auch an diesen Gütern, vgl. dazu A 23
- 62 FUB VI, Nr. 241.2 (Original: ThStA: 7'44'57 - A 6 C 4)
- 63 ThStA: 7'44'8 - A 1 C 3: 1 Fascikel, die Ramschwagische Erbschaft betr. (mit Urkundenabschriften)
- 64 ThStA: 7'44'57 - A 6 C 4: Prozeß gegen Hans Clewin 1440, April 27 und März 16.
- 65 ThStA: 7'44'58 - A 6 C 4 (1615, März 27) und ThStA: 7'44'60 - A 6 C 4 (Urbarkopie 1670) zu Klengen, 7'44'57 - A 6 C 4 (1608, Dezember 24) und GLA 184/246 (1604, April 5) zu den Häringshöfen, ThStA: 7'44'58 - A 6 C 4 (1661, Januar 25, Kaufpreis 70 fl.) zu Überauchen.
- 66 ThStA: 7'44'54 - A 6 C 2 (1721, Mai 9, 1747, Dezember 5, 1747/48) und F. F. Archiv Donaueschingen: Fremder Herren Güter Vol. VIII Fasc. 5 (1721, Mai 16 - August 2).
- 67 StA Villingen: AAA h/3 (Lagerbuch der Johanniterkommende Villingen 1688).
- 68 vgl. A 53
- 69 ThStA: 7'44'60 - A 6 C 4: Lagerbuch von 1719 (Kopie), mit späteren Anmerkungen.
- 70 Th StA: 7'44'57 - A b C 4 (Tuningen, 1414, November 15).
- 71 Beide Rödel sind undatiert, lassen sich jedoch nach dem Inhalt (Namensbestand u. a.) zeitlich einordnen: Rodel von 1339/45 in FUB V, Nr. 331.5 (Original im F. F. Archiv Donaueschingen), Rodel von 1359 in ThStA: 7'44'61 - A 5 C 4, hier ließ sich die Jahreszahl aus späteren Nennungen (z. B. ThStA: 7'44'61 zu Tuningen 1512)

erschließen. Für die spätere Zeit sind wichtig die Lagerbücher von 1577 und 1762 (ThStA: 7'44'58 - A 6 C 4).

- 72 Beim Verkauf des Hofes Waldhauses 1261 wird das Kloster durch die Laienbrüder Konrad von Marbach (den ersten eigentlichen Hofmeister) und Ortlieb (von Wangen) vertreten: FUB V, S. 88 Nr. 131.3 (Original: StA Villingen U 14). Weitere Urkunden des 13. bis A. 15. Jh. nennen leider keinen Klostervertreter.
Die folgenden Ausführungen beruhen im wesentlichen auf den Schaffnerrechnungen, vgl. A 35.
- 73 Cläwi (Nikolaus) Has gen. Maiger war mit einiger Sicherheit der Sohn des Maierchepaars Hans und Adelheid auf Obergailingen, die am 15. Oktober 1393 dem Kloster versprachen, weder sich noch ihre namentlich genannten Kinder demselben entfremden zu wollen (TUB 8, S. 132 Nr. 4342). Cläwi und sein Bruder Rudi schlossen am 3. Dezember 1409 mit dem Kloster einen Pfründvertrag, worin sie sich u. a. verpflichteten, die Weberei übernehmen zu wollen (ThStA: 7'44'48 - A 5 C 3). Als Villingener Schaffner wird er 1414, November 15 (ThStA: 7'44'57 - A 6 C 4/Tuningen), 1415, Dezember 5 (FUB VI, Nr. 30.3) und Dezember 15 (ThStA: 7'44'56 - A 6 C 4), sowie 1420, Oktober 20 ((ThStA: 7'44'47 - A 5 C 2) genannt und hat vielleicht dieses Amt erneut zwischen 1440 und 1445 innegehabt (ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4). Im übrigen wird er nur noch als Pfründner genannt und war am 8. November 1447 verstorben, da sich damals das Kloster mit seinem in Dießenhofen wohnhaften Sohn Andreas über die Hinterlassenschaft verglich (ThStA: 7'44'7 - A 1 C 3).
- 74 Ulrich Schmid gen. Schwab war der Sohn des Heinrich Schmid gen. Klugschwab und dessen Ehefrau Adelheid, beide von Hilzingen, und erwarb diesen, bereits als Laienbruder, am 18. Mai 1434 ein Leibgeding (ThStA: Abgelöste Urkundenfragmente). Die Villingener Zinse zog er 1437/38 ein und gab das Amt 1438 auf, um es 1441 - 44 und evtl. 1452 erneut zu bekleiden (ThStA: 7'4'61 - A 6 C 4). Anschließend erscheint er bis 1471 als Pfründner und Baumeister, wurde 1472 zum Hofmeister ernannt, als welcher er noch im Jahr 1474 nachzuweisen ist und scheint im gleichen Jahr gestorben zu sein.
- 75 Er übernahm das Amt 1439 und hat es wohl bis 1441 verwaltet (ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4).
- 76 Er stammte vermutlich aus Hilzingen und ist 1445-51 als Villingener Schaffner nachzuweisen (ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4).
- 77 Heinrich Schurhammer stammte aus Engen, wo seine Familie zu den ratsfähigen Familien gehörte. Er rechnete erstmals 1458, ist also wohl im Vorjahr angestellt worden, und letztmals im Mai 1466. Er ist 1466 oder 1467 gestorben (ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4).
- 78 Er wurde 1467 mit den Amtsgeschäften betraut und übte diese bis 1485/86 aus. Dann gab er, aus unbekanntem Gründen, das Amt auf und entzog sich einer evtl. Strafverfolgung durch die Flucht (ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4).
- 79 ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4: Rechnung 1468
- 80 entfällt
- 81 Er wird am 1. Mai 1486 als neuer Pfleger genannt, 1499 als Alt-Pfleger und war 1500 verstorben (ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4).
- 82 Sifrid läßt sich 1499 nachweisen und wird letztmals am 8. Juni 1501 genannt (ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4, 7'44'58 - A 6 C 4); am 2. Mai 1503 war er verstorben (ThStA: 7'44'57 - A 6 C 4).
- 83 Jakob Riecker wurde am 24. Juni 1481 in Villingen als Bürger angenommen (StA Villingen: AAA a/4), erscheint am 2. Mai 1503 als neuer Amtmann und wird in dieser Eigenschaft bis Mai 1522 genannt (ThStA: 7'44'58 - A 6 C 4 und 7'44'61 - A 6

- C 4). Er ist möglicherweise identisch mit dem 1520 erwähnten Zunftmeister der Schneider und Kromer (StA Villingen: U 1034).
- 84 Hans Riecker war ein Sohn des vorigen, amtierte zumindest von 1522 bis zum 6. Mai 1577 als Schaffner. Von Beruf war er Weber (ThStA: 7'44'58 - A 6 C 4 und 7'44'61 - A 6 C 4, F. F. Archiv Donaueschingen: Aliena [St. Katharinental]).
- 85 Dieser, vermutlich ein Sohn des vorigen, war zumindest von 1580-86 Klosterschaffner, gehörte 1586 dem Villingen Rat an und war 1593 verstorben (ThStA: 7'44'58 - A 6 C 4, StA Villingen: U 1591, F. F. Archiv Donaueschingen: Aliena [St. Katharinental]).
- 86 Am 22. Februar 1593 heiratete er die Witwe seines Vorgängers, Susanna Sichlerin (StA Villingen: U 1591) und wird bereits am 16. November als Schaffner im Dieffenhofer Haus genannt (StA Villingen: U 1605), in welchem Amt er sich bis Ende Oktober 1611 nachweisen läßt (GLA 184/246, ThStA: 7'44'57 - A 6 C 4 und 7'44'54 - A 6 C 2).
- 87 vgl. A 43
- 88 Im gleichen Jahr wurde er am 24. Juli in den Villingen Rat aufgenommen (StA Villingen: AAA a/4), wo er 1650 auch als Bürgermeister erscheint (GLA 184/246), er starb 1655 (StA Villingen: a. a. O.) Das Schaffneramt scheint er bis zu seinem Tode bekleidet zu haben (ThStA: 7'44'57 - A 6 C 4 und 7'44'61 - A 6 C 4).
- 89 ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4 (1815, Oktober 31): Die Kautio in Höhe von 300 fl. stellte Johann Baptist Willmann, badischer Domänenverwalter in Villingen.
- 90 Dieser läßt sich vom 9. Dezember 1656 bis 4. Dezember 1670 im Amt nachweisen (ThStA: 7'44'58 - A 6 C 4 und 7'44'60 - A 6 C 4).
- 91 Er ist vom 21. Dezember 1682 bis zum 18. Juli 1694 als Schaffner bezeugt, dürfte aber noch bis 1699/1700 amtiert haben. Als des Gerichts wird er 1688 erwähnt, 1694 war er außerdem auch Pfleger der Villingen Vettersammlung (ThStA: 7'44'3 - A 1 C 2, StA Villingen: U 1786 und 3113).
- 92 Er wurde 1699/1700 zum Schaffner ernannt, als welcher er sich mindestens bis 1732 nachweisen läßt. Ursprünglich Doktor der Medizin - 1702 auch Villingen Stadtphysikus - erscheint er seit 1714 auch als Doktor der Philosophie, 1716 als Geistlicher. Die Rechnung von 1718 weist ihn als Kaplan in Triberg aus und 1732 wirkte er als Pfarrer in Tuningen (ThStA: 7'44'181, 7'44'191, 7'44'58 - A 6 C 4, 7'44'61 - A 6 C 4, 7'44'54 - A 6 C 2, 7'44'60 - A 6 C 4 und 7'44'8 - A 1 C 3, F. F. Archiv Donaueschingen: Aliena [St. Katharinental]).
- 93 Dieser erscheint am 29. Januar 1745 als Schaffner und dürfte es bis zu seinem am 6. Februar 1772 gegen 18 Uhr erfolgten Tode geblieben sein. Als Amtsschultheiß wird er 1752/53, als Schultheiß 1763/65 genannt (StA Villingen: AAA a/4, U 1855, 2532, 3189 und 3190, ThStA: 7'44'3 - A 1 C 2, 7'44'54 - A 6 C 2, 7'44'59 - A 6 C 4, 7'44'61 - A 6 C 4 und 7'44'193).
- 94 Josef Anton Handman d. J. war ein Sohn des vorigen und übernahm nach dem Tode seines Vaters das Amt, welches ihm am 29. Oktober 1772 übertragen wurde. Er wird 1778 und 1795 als Schultheiß, 1783, 1785, 1787 und 1791 als Bürgermeister in Villingen genannt (StA Villingen: AAA a/4, U 2615, 3216, 3218, 3219, 3221, ThStA: 7'44'59 - A 6 C 4, 7'44'60 - A 6 C 4 und 7'44'61 - A 6 C 4).
- 95 Seit 1787 wird er als Villingen Sekretär genannt und erscheint am 10. Februar 1803 auch als Klosterverwalter, welches Amt er möglicherweise schon 1798 innegehabt hat (StA Villingen: AAA a/4 und U 2615, ThStA: 7'44'58 - A 6 C 4 - 7'44'59 - A 6 C 4).
- 96 ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4: Information über die Villingen Schaffney
- 97 Willmann wurde am 20. Oktober 1813 mit dem Amt betraut und wird noch am 13. Februar 1827 als Verwalter, am 5. März als St. Blasianischer Domänenverwalter genannt (ThStA: 7'44'3 - A 1 C 2, 7'44'58 - A 6 C 4, 7'44'59 - A 6 C 4 und 7'44'61 - A 6 C 4).

- 98 Als letzter Verwalter ist er zwischen dem 26. März 1827 und dem 18. November 1835 nachzuweisen (ThStA: 7'44'58 - A 6 C 4, 7'44'59 - A 6 C 4 und 7'44'60 - A 6 C 4).
- 99 ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4 (Jahrrechnungen 1. H. 15. Jh.)
- 100 Die Villingener Fleischbank zinst im 14. Jh. auf die Fasnacht (StA Villingen: U 147), die Villingener Mühle je zur Hälfte auf Johann Bapt. und Weihnachtsabend (1364 - 1422: TUB 6, S. 330 und 8, S. 405, ThStA: 7'44'56 - A 6 C 4), nachdem sie bei ihrem Erwerb 1318 auf St. Thomas Tag gezinst hatte (TUB 4, S. 381 Nr. 1250). Seit 1459 wurde der Zins regelmäßig auf Martini erhoben.
- 101 ThStA: 7'44'60 - A 6 C 4 (1670), 7'44'3 - A 1 C 2 (1745, Januar 29 und 1768), 7'44'61 - A 6 C 4 (1772, Oktober 29).
- 102 ThStA: 7'44'61 - A 6 C 4 (Jahrrechnung 1468)
- 103 vgl. A 96
- 104 ThStA: 7'44'60 - A 6 C 4 (Kopie): 1531, Dezember 22 (Freitag nach St. Thomas Tag) Priorin und Konvent zu St. Katharinental verkaufen an Jakob Riegger, obersten Zunftmeister zu Villingen, 1 Pfund 2 ß Heller Zins ab 1 Mm Wiesen zu Villingen vor dem Niedertor um 22 Pfund Heller Villingener Währung.
- 105 vgl. A 23
- 106 TUB 3, S. 119: Diese 5 Pfund Wachs hatte das Kloster jährlich für den Erwerb von 20 Mansen in der Umgebung des Klosters von Kyburgischen Ministerialen dem Straßburger Hochstift zu entrichten und ist dieser Pflicht, wenn auch gelegentlich schleppend, bis ins 19. Jh. hinein nachgekommen.
- 107 Als Quelle für das Folgende dienten im wesentlichen die Jahrrechnungen ThStA: 7'44'191 - 193, dazu die Korrespondenz 7'44'3 - A 1 C 2, 7'44'59 - A 6 C 4, 7'44'60 - A 6 C 4 und 7'44'61 - A 6 C 4.
- 108 F. F. Donaueschingen: Amt Hüfingen Vol. XII Fasc. 20

Matthias Faller und die Löffinger Barockaltäre

von Manfred Hermann

mit 7 Abbildungen

Bis vor 25 Jahren war der Hauptvertreter der Schwarzwälder Rokoko-Bildhauerei — Matthias Faller (1707-91) vom oberen Fallengrund der Gemeinde Furtwangen-Neukirch — selbst für viele Kunstfreunde so gut wie unbekannt¹. Wenn sein Name in der Spezial-Literatur doch einmal erschien, so galt er als einer der Schüler des Johann Christian Wentzinger, der alles überstrahlenden Sonne am Barockhimmel des Breisgau². Erst bei der eingehenden Würdigung der Kunstwerke von St. Peter³ und St. Märgen⁴ wurde man auf den so eng mit diesen ehemaligen Klöstern verbundenen Bildhauer aufmerksam. Mehr und mehr lernte man ihn als einen durchaus eigenständigen Meister kennen, aus dessen Werkstätte ein kaum übersehbarer Strom anmutiger Rokoko-Bildwerke in die Klosterpfarreien und darüber hinaus bis in den Thurgau und ins Elsaß floß. In der Fülle seiner Werke, oft auch in der Qualität hat er mit Ausnahme Wentzingers seine Berufskollegen im Umkreis bei weitem übertroffen. Man könnte Faller deswegen ohne Übertreibung „den Herrgottschnitzer des Schwarzwaldes“ nennen.

Den Höhepunkt seines Schaffens bilden die zwanzig Jahre Fallers beim Kloster St. Peter von 1751 bis 1771, angefangen von der plastischen Ausschmückung der herrlichen Klosterbibliothek bis zur Lieferung der St. Ulricher Kanzelschnitzereien. Nach dem Verlust seiner Gattin Maria Fehrenbach am 25. Februar 1759⁵, die ihn mit zwei Kindern zurückließ, heiratete er nicht wieder; offensichtlich trug er sich mit dem Gedanken, nach der Versorgung der Kinder als Klosterbruder seine Kunst ganz dem Dienste Gottes zu weihen. Allein, Schikanen des Pater Cellersars verleiteten ihm den Eintritt ins Kloster. Ja, sie bewogen ihn sogar zum Verlassen St. Peters. Im Tagebuch von Abt Michael Fritz von St. Märgen (1766-97) steht die Nachricht: „den 25. [Okt. 1771] ist der Bildhauer von St. Peter Mathias Faller anhero gezogen in ds neye hauß. Er will doch hier sterben, nachdem er nicht in dem Closter als Novizius hat bleiben wollen. Man hat solches zu St. Peter gar nicht gern gesehen und ich habe nicht verlangt wegen den 20 rauh gulden hauß Zinß. Der herr P. Großkeller hat ihn nicht recht gehalten, deßwegen ist er hinweg gezogen. Vielleicht ist es aber nicht sein nuzen, dan die arbeth in ds kloster St. Peter verliht er. Doch hat er anderst arbeith zu hofen und schon zu leben.“⁶

Hier in St. Märgen sollte der nunmehr 64-jährige den letzten und immer noch arbeitsreichen Lebensabschnitt verbringen, ja es sollten noch seine bedeutenden Alterswerke entstehen: die Seitenaltäre von Hüfingen, die drei Altäre der Löffinger Pfarrkirche und der Hochaltar für die Kirche in Breitenau. Vielleicht hatte Faller bei seinem Umzug schon konkrete Aussichten für Aufträge; Abt Michael Fritz, der ihn, ohne Miete zu verlangen, in ein neues klostereigenes Haus aufnahm, hat ihm möglicherweise auch durch Empfehlungen weitergeholfen.

Vor allem durch Abt Peter Glunk von St. Märgen (1736-66), der in Seppenhofen geboren war, gab es zwischen dem Kloster und der fürstenbergischen Oberamtsstadt Löffingen am Rande der Baar sehr rege Beziehungen. Sie wurden offensichtlich auch unter dem Nachfolger, Abt Fritz, nicht unterbrochen. Als nämlich Löffingen 1771 einen neuen Seelsorger bekam, trug Fritz in sein Tagebuch ein: „den 25. [Mai] ist der neye Pfarr zu Löfingen eingezogen, heißt Johan Christian Sartori, Theolog. Mor. et SS Can. Candidatus, ware Pfarr zu St. Joan Höchst im Bregenzer wald, ist 51 Jahr alt.“⁷ Abt Fritz hätte diese Notiz unterlassen, wenn er sich nicht besonders für die Pfarrei Löffingen interessiert hätte. Wahrscheinlich hat er Pfarrer Sartori bald auch persönlich kennengelernt.

Über die Anschaffung der jetzigen Barock-Altäre der Pfarrkirche Sankt Michael zu Löffingen gibt es zum Glück noch einen umfangreichen Schriftwechsel zwischen dem dortigen Obervogt, der fürstenbergischen Regierung zu Donaueschingen und weiteren Künstlern der Baar⁸. Er gibt uns einen wichtigen Einblick in die Art und Weise, wie Matthias Faller sich auch gegen starke Konkurrenz mit wichtigen Beziehungen durchzusetzen vermochte.

Unterm 26. November 1772 schrieb der neue Obervogt von Löffingen, Anton Neuffer⁹, an seinen Herrn, Fürst Joseph Wenzel von Fürstenberg: „Es sind nach und nach durch zerschiedene vermächtnißen die Mittel zu Erbauung eines Hochaltares in hießiger Mutter-Kirch so weit angewachsen, daß würclich über 3 000 fl. Capital vorrätbig. Und wie nun der hießige Pfarrer Sartori auf die Herstellung dießes Altars antrünget, und von einem Fremdling einige Riße bestellet, ich aber nach maßgab gnädigsten Rescripti Acto lten Junij a:c: Dero Hofbildhauer Xaveri Biehler einberufen, und ihme gleichmäßig Entwürfe und Überschläge zu machen aufgetragen, mithin dießer Altar bald zu veraccordieren kommt.“ Offensichtlich lagen Pläne zu einem neuen Hochaltar für die 1713/15 unter Pfarrer Markus Bosch (1701-43) erbaute Pfarrkirche schon etliche Zeit vor. Denn im Jahr 1766 vermachte der

Löffinger Bürger Michael Keiser durch Testament sein ganzes Vermögen, bestehend in Haus und Liegenschaften, der Kirche zur Erstellung eines neuen Hochaltars, zur Unterstützung der Ortsarmen und zu einem Jahrtag mit zwei hl. Messen. Nach Abzug der verschiedenen Legate blieben für die Erstellung des Hochaltars 3043 Gulden übrig¹⁰. Als nun 1771 der neue Pfarrer Sartori nach Löffingen kam, wollte er diese Anschaffung baldigst verwirklichen. Allein, Pfarrer und Obervogt zogen dabei nicht am selben Strick. Während Sartori sich an einen ungenannten Künstler — bei den Beziehungen zwischen Löffingen und dem Kloster St. Märgen könnte man an Matthias Fallner denken — wandte, beauftragte Obervogt Neuffer weisungsgemäß den fürstlich fürstenbergischen Hofbildhauer Franz Xaver Biecheler¹¹ von Donaueschingen, dem auf Grund seiner Stellung der Auftrag zustand. Dabei versäumte Obervogt Neuffer nicht, Fürst Joseph Wenzel zu bitten, seinem anwesenden Bruder Gottlieb die Flachmalerei zukommen zu lassen, „als selber ein Beamten Sohn und schon viele Jahre in der Fremde sich stattlich geübt hat, auch seine Kunst in dem Lande zu produciren wünschte“. Dabei übergibt Neuffer freilich den seit dem 1. Dezember 1769 vom Fürsten ernannten Hofmaler Franz Joseph Weiß¹², dem im fürstenbergischen Gebiet laut fürstlicher Zusicherung ebenso wie Biecheler alle anfallenden Berufsarbeiten zustanden.

Gleich darauf — am 7. Dezember — wandte sich Christoph Gottlieb Neuffer, sich selbstbewußt als „Peintre des Portraits et Histoire“ bezeichnend, an Fürst Joseph Wenzel: „Euer Hochfürstl. Durchleucht haben mir die Erlaubtнуß gnädigst zu ertheilen geruhet, Das in Dero landen die allenfalls vorfündende Malereyen in allweg fertigen dürfte, und da nun würkl: mit der Kirchen Pflugschaft zu Löffingen wegen verfertigendem Altar-blatt im accord stehe, mein Bruder der Rath und Obervogt aber solchen Accord ohne Vorwissen Euer Hochfürstl. Durchleucht nachgesetzten Regierung nicht vollenden will; als habe Euer Hochfürstl. Durchleucht des weiteren gehorsamst bitten, mir diese Arbeit umb so ehender gnädigst zugehen zu lassen, als ich solche stattlich und resonable herzustellen, auch mich fernerhin dadurch zu recommendiren gedenke.“

Nach der Anstellung des Hofmalers Weiß überrascht doch der Hinweis des Gottlieb Neuffer, der Fürst habe ihm die Erlaubnis erteilt, alle in seinem Territorium anfallenden Malereien anfertigen zu dürfen. Genau dieselbe Zusicherung hatte nämlich Fürst Joseph Wenzel drei Jahre zuvor seinem Untertan Weiß gegeben. Man kann sich nicht des Eindruckes erwehren, daß

mit Hilfe des Löffinger Obervogtes und mit dem Hinweis auf die fürstbergische Beamtenfamilie Neuffer der Hüfinger Maler Weiß auf die Seite gedrückt werden sollte. Jedenfalls hatten die beiden Neuffer den Akkord für die Malerarbeiten am Löffinger Hochaltar mit der dortigen Kirchenpflege so gut wie getroffen, es fehlte nur noch die Genehmigung der fürstbergischen Regierung.

Am 9. Dezember 1772 traf beim Obervogt Neuffer die Antwort der fürstlichen Hofkammer ein: „Wir sind gnädigst nicht abgeneigt bey herstellung des neuen Hochaltars in der dortigen Mutter-Kirch die Flachmahlerey Arbeit euerem bruder Gottlieb Neuffer zu überlassen, wenn dieser sothane Arbeit in eben der qualitaet und Preyß wie unßer hiessiger Hofmahler Joseph Weiß zu verfertigen bereit seyn wird. — Ihr habt dahero von beiden diesen Mahlern eine Schgizen über sothanen Altar entwerfen zu lassen, und solche zwey Entwürffe samt denen bildhauer Riße mit dem, was ein jeder forderet, an unß gehorsamst einzuschicken, um sodann hieraus ds beste erwählen, und Euch unsere fernerweite resolution ertheilen zu können. Dießes ist, was wir Euch auf Bericht de 26ta praet[erito] pro resolutione ohnverhalten.“

Kurz nach dem Maler Gottlieb Neuffer meldete sich auch Franz Joseph Weiß, und zwar am 11. Dezember 1772, beim Fürsten Josef Wenzel: „Man war längst schon gesinnet, in die löffingische Pfarrkirch einen neuen Altar anzuschaffen, und ich habe mich daselbst bereits vor zweyen Jahren um die diesfällige Arbeit gemeldet; der damals geweste Rath und Obervogt von Langen sowohl, als auch der itzige Stadtpfarr gaben mir auch alle Versicherung dazu. Wirklich solle, dem unterthänigsten Vernehmen nach, jener Altar hergestellet werden, und sollen sich unterdessen zerschiedene auswertige Mahler darum beworben haben. — Euer Hochfürstliche Durchleucht sind ohnehin gnädigst geneigt, Höchstdero Unterthanen vorzügliche Gelegenheit zu ihrem Unterhalt zu geben, weswegen ich mich hiemit unterthänigst zu bitten erkühne, Höchstdieselbe geruehen gnädigst, mir die Verfertigung deren obgedachten Altarblättern angedeihen zu lassen. Gnädigst bekantermaßen gehen mir die dazu nöthige Fähigkeiten nicht ab, und ist bey diesen Zeiten mein ganzer Verdienst was unbeträchtliches.“ Aus diesem Brief spricht die große Sorge des Hofmalers Weiß, ein wohl 1771 versprochener Auftrag könne ihm angesichts der Konkurrenz verloren gehen, zumal der Bruder des Obervogtes ja über die besseren Beziehungen verfügte. Darum fühlte sich Weiß wohl genötigt, seinen Landesherrn untertänigst an

seine Zusicherung und an seine Pflichten gegenüber seinem Hofmaler erinnern zu müssen. Der Hinweis auf das schmale Einkommen des Künstlers sollte ein weiterer Grund für eine Berücksichtigung durch den Fürsten sein.

Am 13. Januar 1773 wies die fürstliche Hofkammer auf den Brief des Joseph Weiß hin den Obervogt Neuffer an: „Da uñß der hießige Hof-Mahler Franz Joseph Weiß per Memoriale unterthänigst gebetten, womit wir ihm die altarblätter, welche in dortige Pfarr-Kirchen würklich zu verfertigen stehen, vorzüglichen in Arbeit überlassen möchten, so habt Ihr nun dem Hofmahler mit beystimmung des daßigen Pfarrers die gedanken zu eröffnen, was durch diese Altarblätter vorzustellen seye, sofort demselben aufzutragen, daß er eine Schgizen mit dem dießfälligen kosten überschlag verfertigen, und solche seiner Zeit uñß gehorsamst vorlegen solle“.

Bemerkenswert ist nun die Reaktion des Portrait- und Historienmalers Gottlieb Neuffer, der unter dem 16. Januar 1773 durch seinen Bruder Anton dem Fürsten folgendes übermitteln läßt: „Gleichwie Er aber kein Copist, sondern soweit in seiner Kunst erfahren seye, selbst Inventiones und originalia zu verbringen . . . , als hoffe Er, Euer Hochfürstlich Durchlaucht würden ihm gnädigst nicht zumuthen wollen, daß Er eine arbeit in eben der qualität und Preiß wie dero Hofmahler Weiß bewürken solle.“ Welch freundliche Einschätzung eines konkurrierenden Kollegen! Nur zu deutlich spricht aus diesen Worten die Verachtung für einen kleinen Kopisten und die Ablehnung, sich mit einem solchen Künstler auf eine Stufe stellen zu lassen. Die hohe Selbsteinschätzung Gottlieb Neuffers kommt auch in der folgenden Bitte zum Ausdruck: „Weillen die Scigtz das Fundament zu der außfertigung der gänzlichen Mahlerey seie, und der einstmaligen Invention leicht was beyzusetzen komme“, möge der Fürst, „im Fahl ihm dieße Mahlerey gnädigst nicht zugestanden würde, ihm vor die Scigtz 5 Louis d'or um so ehender angedeyhen lassen, als Er hiemit seine zu anderen nicht wenigen Verdiensten dienliche Zeit verliehren müßte.“ Nachdem wohl die in Aussicht stehende Arbeit in Löffingen Neuffers erster Auftrag in der Baar werden sollte, nahm er sich für den Anfang doch reichlich wichtig. Bei diesen Forderungen dürfte sich der Fürst eine Beschäftigung des weitgereisten Portrait- und Historienmalers überlegt haben. Gleichwohl nichts weiteres gesagt wird, dürften die beiden Maler und der Donaueschinger Bildhauer jeweils eine Skizze bzw. einen Entwurf vorgelegt haben. Dennoch ließ sich die fürstliche Hofkammer mit der endgültigen Auftragserteilung viel Zeit, denn bis Mitte Oktober des Jahres hören wir nichts mehr zum Thema.

Vielleicht wurde auch dem Pfarrer Sartori von Löffingen das Gezänk der Künstler zuviel; wahrscheinlich hatte er in der Zwischenzeit den St. Märgener Bildhauer Matthias Faller aufgefordert, sich mit einem Modell zu bewerben. Unterm 15. Oktober berichtete nämlich Obervogt Anton Neuffer folgendes nach Donaueschingen: „Es hat der Hofbildhauer Biehler von dar den auf Papier gestellten hiesigen Hochaltar riß und Matheus Faller vulgo Fallegrund von St. Mergen die hölzerne Scize zur Einsicht gezimmend übergeben. — Der erstere forderet für seine Bildhauer u. schreiner arbeit mit herstellung nur zweyen haubt-statuen und 4 Säul 1500 fl. so letsterer aber mit vier Figuren und sechs Säul 1800 fl. Überhaupt aber offeriert er Fallegrunder den ganzen fertigen Altar, mit bildhauer- schreiner-Mahler- und Faß arbeit nach der Schize oder auch nach einer mäßigen abänderung um 3000 fl herzustellen, und verbündet sich, dem unterthan und Schreiner Meister Xaver Stöhr von Vöhrenbach, dem Faßmahler Widmer zu Mößkirch die Faßung, und auch dem Hofbildhauer Biehler die haubtstatuen, und nur einem Freyburger Kunst Mahler nach einer approbirlichen Schize zu accordiren. Wie dann er auch diesseitig unterthänigen Meistern schon viele auswärtige arbeitthen Procuriret, und noch ferners zu zubringen vorhabe.“

Bemerkenswert an diesem Text ist einmal der Hinweis auf die Entwürfe. Während Biehler seine Vorstellung zu Papier brachte, kam der „Fallengründer“ gleich mit einem sicherlich nicht kleinen Holzmodell daher. Ein solches kennen wir etwa für den St. Märgener Hochaltar, an dem ursprünglich das bekannte Gnadenbild angebracht werden sollte; heute steht das recht umfangreiche Altärchen in der Neuhäusle-Kapelle an der Straße von St. Märgen zum Turner und nach Hinterzarten¹³. Nachdem von Faller keine einzige Zeichnung, dagegen mehrere solcher Modelle erhalten sind, möchte ich annehmen, daß er bei Entwürfen gleich zum Schnitzmesser gegriffen hat, zumal eine solche hölzerne „Schgize“ auf den Betrachter bzw. Auftraggeber wesentlich mehr Eindruck machte als eine Zeichnung auf Papier.

Überraschend bei Fallers Angebot ist die Tatsache, daß er — und das sieht schon nach einem Unternehmer aus — die Ausführung sämtlicher Arbeiten für die Summe von 3000 fl. garantierte. Das war ohne Zweifel ein billiges Angebot, da erfahrungsgemäß die Maler wesentlich mehr für ihre Arbeit erhielten als die Schreiner oder Bildhauer. Im Laufe seiner nahezu 40-jährigen künstlerischen Tätigkeit hatte Faller mit zahlreichen fürstenergischen Untertanen zusammengearbeitet, so daß sie in etwa aufeinander abgestimmt waren. Bemerkenswert ist auch die Bereitschaft Fallers, dem

Hofbildhauer zu Donaueschingen die Ausführung der Hauptfiguren des Löffinger Hochaltares zu überlassen. Offensichtlich wollte Faller jedoch weder mit dem Maler Weiß noch mit Gottlieb Neuffer etwas zu tun haben; hinter seinem vorgeschlagenen Freiburger Meister verbirgt sich der bedeutende Simon Göser¹⁴, dessen Stil Faller mehr zusagte und mit dem er schon etliche Rokoko-Altäre aus einem Guß geschaffen hatte¹⁵.

Obervogt Neuffer fuhr mit seinem Bericht weiter: „Der hiesige Pfarrer Sartori ist mit letzterem general accord sehr zufrieden, und gibet die gründlichen Ursachen, das der Fallegrunder ein berühmter bildhauer seye, der schon viele dergleichen accorden gemacht, und aller orten reussiret, auch Kurzhin in die hüfingische Kirchen zwey Altäre mit vergnügenheit dasigen Pfarrer und Kammerers verfertigt, mithin an guter arbeit kein zweifel vorwalte.“ Hier bekommen wir bestätigt, daß Pfarrer Sartori wohl von vorn herein auf der Seite Fallers stand. Dieser war eben kein bescheidener ländlicher Bildhauer, sondern ein erfahrener Künstler, der im mittleren Schwarzwald, im Breisgau und in der Baar in einem besonderen Rufe stand. Zudem erweist sich Faller am Beispiel Löffingen als ein erfolgreicher Geschäftsmann, mit dessen bemerkenswerten Angeboten selbst Bildhauer mit „höheren“ Beziehungen nicht mithalten konnten. Darüber hinaus vermochte Sartori noch auf weitere Vorteile bei Faller hinzuweisen: „Vor das andere seye dieser mit holz schon versehen und von ds dritte gehe die arbeith schleiniger von statten; dahingegen: wenn man die hölzer, schreiner- und Bildhauerdie Mahler und Faßerey arbeit special [d. h. besonders] accordirte, würden die Kösten ohngleich größer, und der altar doch nicht gut ausfallen, da kein Meister des anderen gusto errathen möge, zugeschweigen der Mühe und Schwürrigkeiten, die sich bey so vielen accorden gemeiniglich ergeben. Er verhofe dahero als mit verwalter des Kirchenguts diese seine gute Meynung um so weniger gnädigst zu verwerfen, als dieser altar-baufundus von denen fabric Mittlen ein separirtes gut seye, welches mehreren Theils von seinen Vorfahren [Vorgängern] und derselben Industri herkommen.“ Eine Anmerkung Sartoris läßt erkennen, warum er auf eine Mitarbeit von Weiß in Löffingen keinen Wert legte: „Benebens bittet derselbe [Pfarrer Sartori], den Hofmahler Weiß dahin gnädigst anzuhalten, daß er die nacher Reisel-fingen um einen hohen Preiß verfertigte altarblätter, welche deforme figuren darstellen, wiederum in seinen Kösten abändere.“

Pfarrer Sartori hatte sich auch gegenüber dem Obervogt offensichtlich durchgesetzt, denn Neuffer fügte an: „Nun bin ich bey solcher bewantsamme

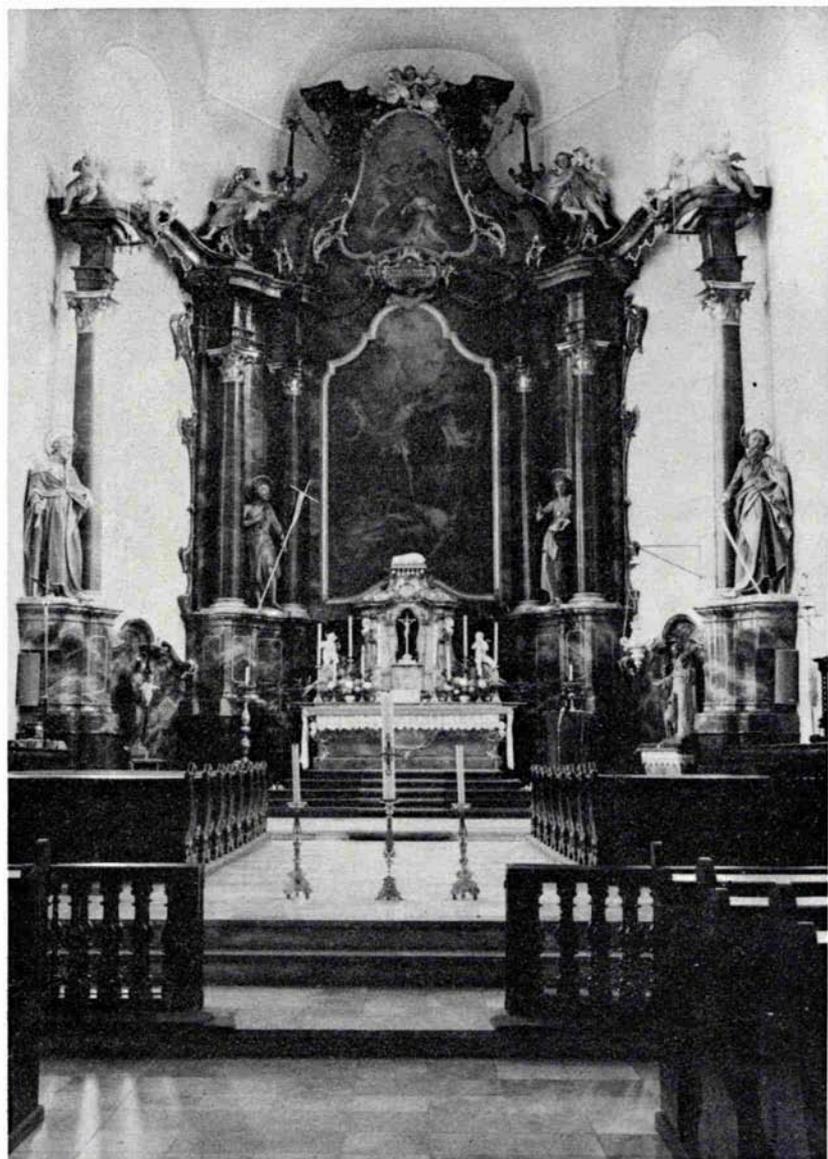
mit dem Pfarrer gleicher, doch gehorsamst ohnmaßvorschreiblicher Meynung, nemlich das der accord . . . mit dem Fallegrunder um so anemmlicher seye, als hiebey der Sorge, andere fabric Mittel angreifen zu dürfen und all weiteren aufhaltlichen Dingen vorgebogen seye und Mens fundatorum sowohl als Ewer Durchlauchs erfüllet ist, gestalten der gröste Theil des verdienstes Höchstdero unterthanen zufallete.“ Was die Reiselvingischen Altarblätter betrafen, habe er sie mit dem Flach- und Faßmaler Pankratius Miller aus Konstanz in Augenschein genommen und gefunden, daß dieselbe „keine anständige haltung“ hätten. Wenn die dortigen Kirchenpfleger und die ganze Gemeinde darüber murrten, wird verständlich, daß auch der Obervogt kein weiteres Interesse an Weiß zeigte.

Diesmal fiel die Entscheidung der fürstlichen Hofkammer sehr rasch: Am 21. Oktober 1773 schrieb sie an Obervogt Neuffer: „Unter denen von Euch sub 15ta hujus eingeschickten Sciezen, welche zu herstellung eines neuen Hochaltars in dortige Pfarrkirchen von denen Bildhauer Biehler von hier und Mathäus Faller von St. Mergen entworfen worden, finden Wir vorzüglich. Die von dem gemelten Faller gemachte Scize [ist] so artig und gut beschaffen, daß Wir keinen anstand nemen, solche anmit zu approbiren, und ihme Faller derselben Außarbeitung in ds große nach der verjüngten Form, wie solche durch die höltzerne Scizen in cornu Epistolae vorgestellet ist, gegen 3000 fl/: wenn er anderst nicht näher zu behandeln seyn wird:/ mit all anderen Mahler und Schreiner Arbeiten, mit der maß zu überlassen, daß Er jedoch nach seiner eigenen offerto gehalten seyn solle, diejenigen Arbeiten, die Er außer denen zwey Altarblätter nicht selbst verfertigen mag, denen diesseitigen Professionisten zukommen zu lassen. Bevor aber noch mit dem gemelten Faller ein würclicher accord angestoßen wird, habt ihr von demselben nicht nur einen entwurff dern Altarblätter abzufordern, sondern auch noch Muster von denen Marmor arten, die Er in der Fassung des Altars anzubringen gedenket, zuverlangen und solche . . . einzuschicken.“ Damit war die Entscheidung gefallen, Faller hatte sich gegen die fürstlichen Hofkünstler durchgesetzt. Neuffer wurde noch aufgetragen, den Hofmaler Weiß nach Reiselvingen zu berufen und die an den Gemälden erkannten Fehler verbessern zu lassen.

Von dieser Anweisung bzw. dem Auftrag an Faller erfuhren die Hofkünstler offensichtlich jedoch nichts von der fürstlichen Regierung. Noch unter dem 7. Dezember 1773 schrieben sie gemeinsam an Fürst Joseph Wenzel: „Gnädigst bekantermassen seynd wir beide unterthänigste Suppli-

canten respective als Hofmahler und Hofbildhauer angestellt und haben die gnädigste Versicherung, daß bey allen in Höchst dero Landschaften vorfallenden Mahler und Bildhauerarbeiten der vorzügliche Bedacht auf uns solle genohmen werden. — Wirklich ist es an deme, daß in der Pfarrkirche zu Löffingen ein neuer Hochaltar sollte aufgerichtet werden, und wir hatten jederzeit die beste Hofnung, der diesfällige Verdienst könne uns nicht entgehen. Wir besichtigten den Platz schon öfters, und ich der Bildhauer habe bereits den Riß darüber gemacht. — Der auswertige Bildhauer N. Faller [die beiden kannten also nicht einmal seinen Vornamen], der itzt zu St. Mergen arbeitet, hat hierauf ein Modell verfertigt /: welches besser als ein Riß in die Augen fallen muste: / und solle sich dem unterthänigsten Vernehmen nach bey dem Rath und Obervogt und bey dem Pfarrer zu Löffingen geäußert haben, daß er die ganze Arbeit um 3000 fl übernehmen wolle. Vielleicht ist der Accord schon abgeschlossen. Mir dem Bildhauer entgienge dadurch der ganze Verdienst, und der gedachte Faller dürfte mich den Mahler so einzuschränken suchen, daß ich gerne davon abstehe wollte. — Gnädigst bekanterdingen haben wir die uns anvertraute Arbeiten jederzeit untadelhaft [das stimmte wenigstens in Reiselfingen nicht] hergestellt, und nicht selten musten wir noch die Fehler der Auswertigen verbessern. Es müßte uns also sehr schwer fallen, wenn uns der Faller sollte vorgezogen werden. — Allerorten wird der erste Augenmerk auf die Unterthanen genohmen; wir haben auswerts bald gar nichts zu verdienen, und wenn uns noch die innländische Arbeit entgehet, wie es bishero öfters geschahe, so finden wir keinen Weeg mehr zu künftigen Unterhalt.“ Gleichwohl beide sich anerbotten, den Hochaltar zu Löffingen um die gleiche Summe von 3000 fl herzustellen, wurde der Zuschlag nicht mehr zurückgenommen. Hofmaler Joseph Weiß hatte sich mit seiner schlechten Arbeit für Reiselfingen in der benachbarten Oberamtsstadt eben keine Freunde erworben.

In das Jahr 1774 fällt nun die Herstellung des gewaltigen Hochaltares, der in seinem ganzen Aufbau die von zahlreichen Altären des Schwarzwaldes her unverkennbare Handschrift Fallers trägt. Halbkreisförmig umfängt die Altarwand mit hohem Unterbau, dessen sechs Säulenpostamente schräg gestellt sind, den abgesetzten Altartisch mit dem Tabernakel. Die äußeren Säulen sind so angelegt, daß sie die beiden vordersten Chorfenster in den Altarbau mit einbeziehen. Zwei Querspangen verbinden sie mit dem Hauptteil des Altares. Über dem Gebälk der mittleren und inneren Säulen steigen jeweils Volutenspangen zur Spitze des Altares hinauf. Zuseiten des breiten



Löffinger Hochaltar

alle Fotos dieses Beitrages: M. Hermann

Hauptbildes mit der Darstellung des blitzeschleudernden St. Michael, der auf Satan und seinen Anhang niederstößt, stehen Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist, außen die heiligen Petrus und Paulus. Diese gewaltigen Figuren zeigen zwar unverkennbar fallerische Züge und gehen sicher auf Modelle Fallers zurück. Allein die Haltung der beiden Apostelfürsten ist trotz der Herausarbeitung von Stand- und Spielbein reichlich steif ausgefallen; das Knie des jeweiligen Spielbeins drückt sich kaum merklich durch die Gewänder. Die einzelnen Stoffbahnen fallen zudem recht flach zu Boden und schwingen kaum einmal frei im Raum. Dort, wo etwa beim hl. Petrus der Mantel durch eine Brosche über der Brust zusammengehalten wird, finden sich scharfe Faltengrater, die wir in dieser Art bei Faller nicht gewohnt sind. All das sind Hinweise für eine Ausführung der Figuren durch den Donaueschinger Hofbildhauer Biecheler, der sich auch bei einer Zusammenarbeit mit dem Konkurrenten den Verdienst wohl nicht entgehen ließ.

Dagegen zeigen die Engelskinder über dem Gebälk und der Querspange der äußeren Säulen, ferner die großen Engel auf den Voluten über den mittleren und die geflügelten Engelsköpfchen am Oberteil des Altares unverkennbar die Handschrift des St. Märgener Bildhauers. Weitere eigenhändige Arbeiten des Schwarzwälders sind die Schnitzereien am Antependium des Altartisches und am Tabernakelaufbau mit Kreuz, Putten und dem Lamm Gottes auf dem Buch mit sieben Siegeln; ferner die Säulenkapitelle, die Kartusche über dem Hauptgemälde und die Ornamente um das Oberbild mit der Krönung Mariens durch die heiligste Dreifaltigkeit von der Hand Simon Göasers. Gerade an den graziösen und schwungvollen Ornamenten des Tabernakels kann der Betrachter die Fähigkeit Fallers bewundern, stuckierte Rocailles, Blumen- und Blütengehänge in Holz täuschend nachzuahmen. Freilich, auch bei Faller meldet sich der kühlere Klassizismus. Noch am 1770 ausgeführten Hochaltar-Tabernakel der Klosterkirche Sankt Peter¹⁶ bieten sich seine stuckähnlichen Schnitzereien spritzig und übermütig schäumend dar. Nunmehr sind die Ornamente ruhiger geworden und nüchterner. Hierin paßte sich der jetzt 67-jährige, so schwer ihm in diesem Alter eine Wandlung gefallen sein mag, dem herrschenden Zeitgeschmack an.

Unterm 23. Juli 1774 berichtete Obervogt Neuffer nach Donaueschingen: „Zu gehorsamster Befolgung gnädigsten rescripts vom 21ten octobre a: e: hat der Bildhauer Fallegrunder die gehorsamst hieby verwahrte Flach Mahlerey zu gnädigster Einsicht und Approbation unterthänigst vorstellen



St. Petrus vom Löffinger Hochaltar

wollen, mit der gehorsamsten Versicherung, das in dem großen die sich allenfalls in der Schgitze entdeckende Mängel durch einen berühmten Meister selbst corrigiret werden sollen.“ Offensichtlich hatte sich Matthias Faller bzw. Simon Göser zu Freiburg mit dem Entwurf der Gemälde Zeit gelassen. Etwa auftretende Mängel sollten wohl durch Johann Christian Wentzinger, ebenfalls zu Freiburg, der zeitweilig Göasers Lehrmeister gewesen war, verbessert werden.

Am 9. August sandte die Hofkammer die Entscheidung des Fürsten Joseph Wenzel zu Donauschingen ab: „Von denen mit der Schgiza des für den Hoch-Altar zu Löffingen gewidmeten Mittel und Oberen Blats unterm 23ten nuperi Eingesandten Marmor Musteren der übrigen Verzierungen ged. Altars haben Wür das sub No 1 zurückfolgende Modell des Weißlichten auserleßen, nach welchem wür dann auch dieße Arbeit verfüget wissen wollen. Und weillen übrigens der Mahlerey wegen sowohl alß all sonstiger Arbeit unsere Ratification Euch bereits unterm 21ten octob[ris] a[nni] e[lap-si] zugefertigt worden, so finden gegenwärtig in sachen nichts mehr zu Erinnern, Ausser daß wür Unß der Mahlerey halber gegen den Meister versehen, Er werde die hier und dar in der Schgiza vorkommende zerschiedene Mängel in der Zeichnung der Ausarbeitung im Großen sich sorgfältig angelegen sein lassen.“

Während der Aufbau des Hochaltars wohl noch 1774 fertig geworden war und seine Aufstellung fand, wurden die beiden Gemälde nach der Signierung bzw. Datierung erst 1775 vollendet. In der Hauptsache verwandte Göser beim Hauptbild mehr rote und erdhaft dunklere Farben, dagegen zeigt das Oberbild das für Göser so typische zarte und auf den Farben Blau, Weiß und Rot basierende, kühlere Kolorit. Ich möchte mir an dieser Stelle eine nähere Beschreibung sparen, doch sei angefügt, daß das fertige Werk der Beschäftigung Göasers durch Matthias Faller recht gab: Die Gemälde übertreffen bei weitem an Qualität jene, die wir von Franz Joseph Weiß kennen.

Der Löffinger Hochaltar, im Entwurf und teilweise in der Ausführung das Werk Fallers, zeigt sich immer noch als ein Kind des ausklingenden Rokokos, voll der schwingenden Bewegung und doch sehr zurückhaltend geworden im Ornament. Trotz des aufkommenden Stilwandels scheint der St. Märgener Bildhauer auch jetzt noch den Geschmack des ländlichen Volkes getroffen zu haben. Jedenfalls waren Pfarrer, Gemeinde und der Obervogt so sehr mit Fallers Werk zufrieden, daß sie — wovon im genannten Schrift-



Marienaltar von Löffingen



St. Konrad, Bischof von Konstanz, Marienaltar Löffingen



Abt St. Gallus vom Marienaltar Löffingen

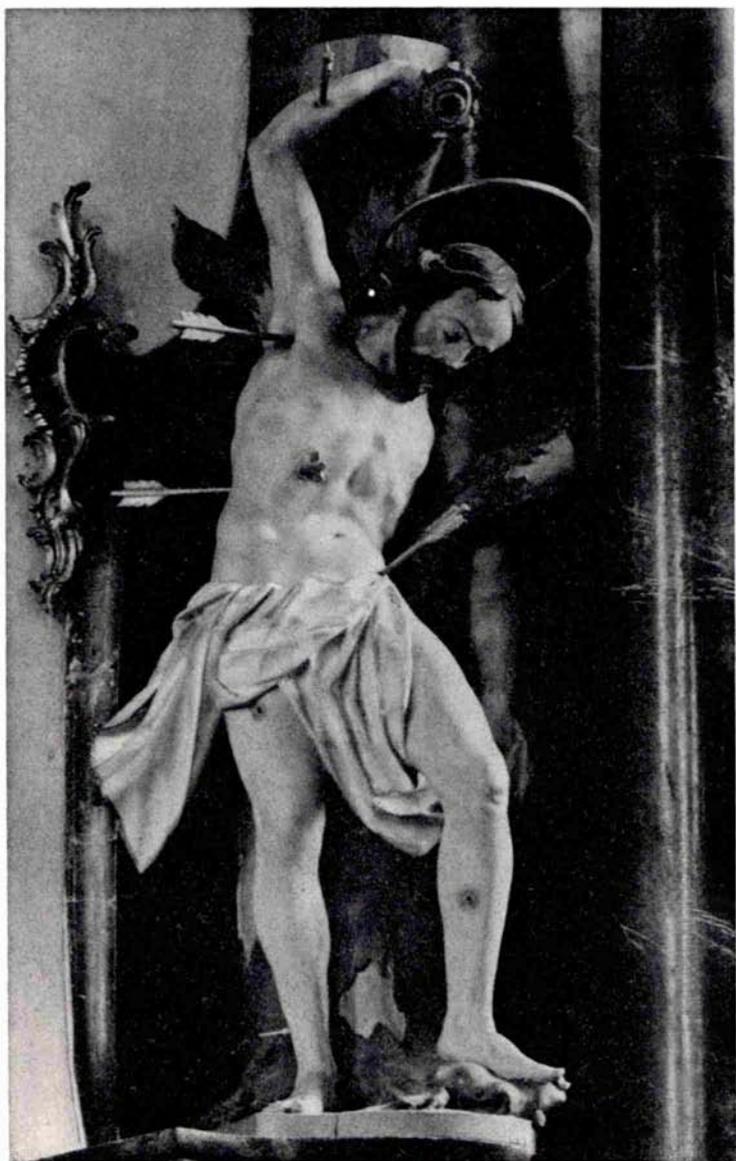
wechsel nie die Rede war — sich entschlossen, auch zwei Seitenaltäre bei dem gleichen Meister in Auftrag zu geben. Offensichtlich haben auch die übrigen Mitglieder des Hochaltar-Teams sich daran beteiligt: der Kunstschreiner Franz Xaver Stöhr aus Vöhrenbach, der Maler Simon Göser aus Freiburg, der Faßmaler Franz Widmer aus Meßkirch bzw. Donaueschingen. Nur der Hofbildhauer Biecheler dürfte nicht mehr teilgenommen haben, da er mit der Anfertigung der Altäre für die Stadtpfarrkirche St. Martin zu Meßkirch vollauf beschäftigt war¹⁷.

Wohl 1775 noch oder im darauffolgenden Jahr sind der Marien- und der Josefsaltar als vereinfachte Ausführungen des Hochaltars entstanden; d. h. der Bildhauer hat den Aufbau auf dessen Mittelteil mit einem Säulenpaar reduziert, ansonsten ist der Aufriß völlig gleich geblieben. An die Stelle des Tabernakels sind bei beiden Seitenaltären Nischen für Reliquienschreine getreten.

Die Mitte des Marien- bzw. Rosenkranzaltars bildet ein Gemälde Göser's mit der Darstellung der Himmelskönigin mit Kind; die Madonna wird von einem breiten Wolkenband getragen und ist von kleinen geflügelten Engelsköpfchen umgeben. In der Linken hält Maria neben ihrem Sohn den Rosenkranz; ihr zu Füßen kniet mit ausgebreiteten Armen der hl. Dominikus, bei ihm ein Hund mit brennender Fackel und die Weltkugel. Rechts von der Madonna ist in weißem Ordenshabit der ebenso kniende hl. Simon Stock zu sehen, aus der rechten Hand der Gottesmutter das kleine Skapulier empfangend. Das Oberbild des Altars enthält in wundervoll zarten Farben eine Weihnachtsdarstellung mit der Anbetung der heiligen Drei Könige von der Hand Simon Göser's. — Zu Seiten der den Mittelteil flankierenden Säulen stehen auf auskragenden Konsolen zwei kraftvoll gestaltete Heilige in Pontifikal-Gewändern: der hl. Bischof Konrad von Konstanz, den Krummstab in der Rechten und den Kelch mit Spinne in der Linken; dann der hl. Abt Gallus, den Stab in der linken Hand, in der anderen das Brot, auf den Bären an seiner rechten Seite niederschauend, der in seinen Pranken das Holz herschleppt. Beide Figuren zeigen bis hinein in jedes Detail die unverkennbare Handschrift des Rokoko-Meisters aus St. Märgen. An den Gesichtern, an der Behandlung von Bart und Haar, an der Gestaltung der weich fließenden und sich frei im Raum entfaltenden Gewandbahnen läßt sich der feine, elegante Stil des Schwarzwälder Bildhauers ablesen. Überhaupt dürfte sein Gallus, in seinem langen gewellten Bart eine würdige Erscheinung, zu den besten Alterswerken gehören. Nichts an diesen Plastiken

ist steif ausgefallen wie etwa Haltung und Kleidung der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus am Hochaltar, denen doch Schwächen in der Bewältigung eines so großen Formates durch Bildhauer Biecheler anzumerken sind. Außer den beiden Engelsputten auf den Volutenspangen des Altar-Oberteils sind nur spärliche Rocaille-Schnitzereien über den Aufbau verstreut. Dies ist wieder als Zeichen zu werten, daß die Zeit des üppig schäumenden Rokokos mit seiner Zierfreudigkeit - auch im Werk Fallers - langsam zu Ende geht.

Auf der Südseite der geosteten Kirche steht als Gegenstück des Marienaltars der des hl. Josef. In Aufbau und Ornamentik entspricht er völlig dem Pendant. In der Mitte des Hauptbildes ist wiederum auf einer Wolkenbank der Nährvater mit dem göttlichen Kind zu sehen, vor dem rechts ein Engel in anbetender Haltung niedergesunken ist; ein weiterer großer Engel in Halbfigur am linken Bildrand hält einen Zirkel, das Handwerkszeug des Zimmermanns in Händen. Das Oberbild in geschweiftem Rahmen zeigt die Steinigung des Erzmärtyrers und Diakons Stephanus. Beide Gemälde sind wiederum typische Arbeiten in einer sehr zurückhaltenden Farbgebung des Freiburger Simon Göser, des einzigen Vertreters des Klassizismus im Breisgau auf dem Gebiet der Malerei. Auf den seitlich vorspringenden Konsolen zu seiten der Säulen stehen die Plastiken des hl. Sebastian und der hl. Agatha, beides Arbeiten von Matthias Faller. An einen mächtigen Baumstamm mit gekappten Ästen ist der römische Offizier Sebastian gestellt, unter den Pfeilschüssen zusammensinkend, ohne jedoch von Fesseln gehalten zu werden. Ein breites, reich gefaltetes Tuch ist um seine Lenden geschlungen, wobei das eine Ende an der rechten Hüfte ausweht, das andere aber zwischen die Beine genommen und unter dem linken Oberschenkel hindurchgeführt wird. Schon immer hat Faller bei seinen zahlreichen Sebastiansdarstellungen den nackten Körper relativ weich wiedergegeben, wobei jedoch das Spiel der Muskeln deutlich die Oberfläche des Brustkorbes, der Arme und Beine belebt. Sebastian ist bei unserem Bildhauer weniger der strahlende Held, der tapfer seine Schmerzen erträgt, viel mehr ist er der stille Dulder, der langsam in die Ohnmacht hinübersinkt. Ihm gegenüber steht, mit dem rechten Fuß ausschreitend, in breiten Gewändern die aufrechte Gestalt der jungfräulichen Märtyrin Agatha, in der rechten Armbeuge eine Schale mit den abgeschnittenen Brüsten haltend. Die Palme des Blutzugnisses in der linken Hand ist offensichtlich verloren gegangen. Ein kleines Krönchen sitzt auf dem fülligen, in Strähnen zur Schulter herunter-



St. Sebastian vom Josefsaltar Löffingen



Hl. Agatha vom Josefsaltar Löffingen

fließendem Haar. Unter dem mit eleganten Rocaillen verzierten Mieder fällt glockenförmig das fußlange Kleid nieder, breite Faltenrücken und tiefe Täler bildend. Um die linke Schulter ist der Mantel gelegt und von hinten unter dem rechten Arm hindurchgenommen, wobei ihn dieser an einem überlappenden Zipfel festhält. — Drall und lebendig sind genau wie beim Marienaltar wieder die beiden auf den Volutenspangen des Oberteiles thronenden Putten ausgefallen. Auch hier zeigt sich wieder, daß Faller Kleinkinder sehr genau beobachtet hatte und die ganze Seligkeit des Himmels in ihnen auszudrücken wußte.

Kaum einmal außerhalb St. Peters und St. Märgens, wo wir durch die äbtlichen Tagebücher genau über das Kunstschaffen unterrichtet sind, haben wir so reiche Unterlagen über die Entstehung eines Faller-Altars wie in der Löffingen betreffenden Korrespondenz. Bei den genannten Klöstern hatte sich der Schwarzwälder Bildhauer eine feste Stellung erworben, die man mit „Klosterbildhauer“ umschreiben kann. So nennt ihn Abt Philipp Jakob Steyrer „noster statuarius“¹⁸. Nachdem aber Matthias Faller im Herbst 1771 St. Peter verlassen hatte, mußte er sich ein neues Arbeitsgebiet suchen, wobei er freilich durch den St. Märgener Abt Fritz Unterstützung erfuhr. Es ist bemerkenswert, auf welche Weise sich unser Schnitzer nun im fürstenbergischen Gebiet (Hüfingen, Löffingen) gegen die dortigen Hofkünstler durchzusetzen wußte und im Stil eines Unternehmers Aufträge hereinnahm. Das setzte allerdings eine reiche Erfahrung und eine schon in mehreren Fällen erprobte Zusammenarbeit mit dortigen Meistern voraus. Der Zuschlag des Auftrages in Löffingen freilich ist auch nicht ohne den besonderen Ruf des Schwarzwälders zu erklären. Die Kenntnis all dieser Momente und Zusammenhänge führt uns endlich dazu, dem Rokoko-Bildhauer Matthias Faller den richtigen Platz in der Kunstgeschichte des Schwarzwaldes, des Breisgaus und der Baar zuzuweisen.

Anmerkungen

- 1 Der Name Matthias Faller steht bisher in keinem Kunstlexikon der Welt. Leider hat sich eine für Sommer 1974 im Freiburger Augustiner-Museum geplante Faller-Ausstellung aus Zeitmangel zerschlagen. Sie hätte dem Künstler die längst fällige Beachtung gebracht.
- 2 ALOIS SIEGEL, Wenzinger, in: THIEME-BECKER, Allgemeines Künstlerlexikon der bildenden Künstler. 35. Bd./Leipzig 1942, S. 385 f. Die neuere Literatur in: Kunstepochen der Stadt Freiburg - Katalog zur Ausstellung zur 850-Jahrfeier vom 24. 5. - 26. 7. 1970, Freiburg 1970.

- 3 HERMANN GINTER, Kloster St. Peter im Schwarzwald, Karlsruhe (1950). Ders., St. Peter/Schwarzwald, Schnell & Steiners Kleiner Kunstführer Nr. 561, München/Zürich 1952. HANS-OTTO MÜHLEISEN, St. Peter im Schwarzwald - Schnell & Steiners Großer Kunstführer Nr. 62, München/Zürich 1972.
- 4 HERMANN GINTER, St. Märgen, Schnell & Steiners Kleiner Kunstführer Nr. 539, München/Zürich 1951 1. Aufl. MANFRED HERMANN, Die Klosterkirche zu St. Märgen im 18. Jh., in Festschrift: 850 Jahre St. Märgen, 1968, S. 54-100. Ders., St. Märgen, Schnell & Steiners Kleiner Kunstführer Nr. 539, München/Zürich 1970, 7. Aufl. (völlig neu bearbeitet).
- 5 Pfarrarchiv St. Peter, Totenregister.
- 6 General-Landesarchiv Karlsruhe (GLA), Abt. 65/Hdschr. 528, pag. 168 v.
- 7 S. Anm. 6, pag. 153 r. FRANZ KERN, Das Tagebuch des vorletzten Abtes von St. Märgen im Schwarzwald, Abt Michael Fritz, in: Freib. Diöz. Arch. 89 Bd./1969, Seite 242.
- 8 F. F. Archiv Donaueschingen, Eccl. 51/Vol V/Fasc. 3.
- 9 Joseph Anton Neuffer war der Sohn des fürstenbergischen Hofbeamten Christoph Gottlieb Neuffer. 1756 wurde er Kanzlist in Hüfingen, 1759 Amtssekretär in Wolfach, 1769 Rat und Landschreiber in Haslach, 1770 Oberamtsrat in Hüfingen, 1772 Obervogt in Löffingen, 1778 Obervogt in Haslach; 1783 wurde er pensioniert und starb 1787. (Repertorium d. Personalien Fürstenberg. Beamter Bd. II im F. F. Archiv).
- 10 KARL HASENFUSS, Chronik von Löffingen - Die Geschichte eines Landstädtchens, Löffingen 1953, S. 38 f.
- 11 Franz Xaver Biecheler (1726-87) hat zahlreiche Werke im fürstenbergischen Gebiet geschaffen; angefangen vom plastischen Schmuck des Hochaltars, der Muttergottes- und Walburga-Nebenaltäre in St. Johann zu Donaueschingen bis zu Schnitzereien in Aasen, Unterbaldingen, Reisingen und Altären in der Stadtpfarrkirche in Meßkirch.
- 12 Franz Joseph Weiß (* 15. 2. 1735 in Hüfingen - † 14. 6. 1790 in Donaueschingen), war ab 1. Dez. 1769 fürstenbergischer Hofmaler. Seine Werke sind zu sehen in Hüfingen, Hausen vor Wald, Donaueschingen (Abendmahlbild in St. Johann) in Reisingen, Bild des Fürsten Joseph Wenzel im Schloß Heiligenberg. (Mappe v. Joseph L. Wohleb ü. fürstenbergische Künstler im FF Archiv Donaueschingen)
- 13 Abb. in MANFRED HERMANN, Die Klosterkirche zu St. Märgen, S. 75. Vgl. Anm. 4.
- 14 HERMANN GINTER, Südwestdeutsche Kirchenmalerei des Barock - Die Konstanz und Freiburger Meister des 18. Jahrhunderts, Augsburg 1930, S. 118-134 (Simon Göser), ferner Katalog S. 178-179. HERMANN BROMMER, Georg Saum und Simon Göser in Straßburg, in: Schauinsland 90. Jhrg. 1972, S. 81-100.
- 15 Den Hochaltar für die Pfarrkirche zu Gütenbach von ca. 1762 (nach dem Neubau der Pfarrkirche nach St. Peter verbracht, um dort in der Ursula-Kapelle aufgestellt zu werden); ferner die beiden Seitenaltäre für die ehemalige Lindenberg-Kapelle, heute in Eschbach (um 1765).
- 16 Abb. Nr. 19 bei H. GINTER, Kloster St. Peter (1950). Vgl. Anm. 3.
- 17 JOSEPH SAUER, Meßkirch (Baden) - Schnell & Steiners kleiner Kunstführer Nr. 122, München/Zürich 1960, 3. Aufl.
- 18 FRANZ KERN, Philipp Jakob Steyrer, Abt des Benediktinerklosters St. Peter im Schwarzwald (1749-95), in: Freib. Diöz. Arch. 79. Bd./1959, S. 70.

Ortsnamen der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg
 unter besonderer Berücksichtigung der engeren Baar
 von Hans Brüstle
 (mit 6 Abbildungen)

In den 80er Jahren des letzten Jh. (1880, 1882, 1885) erschienen in dieser Zeitschrift mehrere Beiträge des damaligen Archivars am F. Fürstenb. Archiv zu Donaueschingen, Dr. F. L. BAUMANN, die sich mit den Ortsnamen und abgegangenen Orten der Baar und eines Teiles des Hegaus befaßten. Inzwischen hat die Ortsnamenphilologie einen beachtlichen Aufschwung genommen, dabei mancherlei Bereicherungen erfahren und selbst neue Perspektiven in orts- und landeskundlicher Hinsicht eröffnet.

Dennoch bleiben Baumanns Arbeiten — wenn man von ihrer Zeitbedingtheit absieht — eine respektable Leistung, die der Kundige wohl zu schätzen weiß. Baumann hat insbesondere in seinem Beitrag über abgegangene Orte wertvolle Hinweise zur Siedlungsgeschichte der Baar beige-steuert, auf die hier ausdrücklich verwiesen wird. Eine dem jetzigen Stand der Forschung entsprechende Ortsnamendarstellung läßt sich allerdings nicht mehr umgehen, allein schon im Hinblick auf die im Jahre 1973 abgeschlossene Kreisreform im Lande Baden-Württemberg.

Das neue politische Verwaltungsgebiet, die Region Schwarzwald-Baar-Heuberg, besitzt ein umfangreicheres und daher günstiger zu bearbeitendes Ortsnamenfeld. Zu den ehemaligen Kreisen Villingen und Donaueschingen, die Baumanns Arbeit zugrunde liegen, treten nun noch die Kreise Tuttlingen und Rottweil hinzu, m. a. W., die bisherige engere Baar um Donaueschingen, Restraum einer früheren großen Westbaar, wird beträchtlich erweitert, und Teile der alten Westbaar — wenn auch nicht alle — werden dem neuen Verwaltungsgebiet zugeschlagen, das wir im folgenden zusammen mit der engeren Baar als Baar schlechthin bezeichnen werden (ohne daß wir uns jedoch bei der Festlegung ihrer Grenzen an naturräumliche „Grundmuster“ halten könnten. Siehe dazu GÜNTHER REICHELT: Die natürlichen Landschaften, in: Die Baar. Wanderungen durch Landschaft und Kultur, herausgegeben von G. Reichelt, 1972). Die neue verwaltungspolitische Grenze im Osten unseres Gebietes verläuft ungefähr von Vöhringen b. Sulz südöstlich über Gößlingen, Bubsheim, Fridingen nach Buchheim.

Dem Neuzuwachs stehen andererseits Verluste gegenüber. Einige Orte wie Löffingen, Dittishausen, Unadingen, Bachheim, Reiselfingen, Ewattin-

gen, Münchingen u. a. treten in die neugebildeten Kreise Breisgau-Hochschwarzwald bzw. Hochrhein über. Als bisher mit der Baar verbundene Orte wollen wir sie jedoch in unserem Ortsnamenbestand beibehalten.

Zunächst soll einiges über die Landschaftsbezeichnung Baar gesagt werden. Wir finden bei KRIEGER¹ folgende Namen mit Erstnennungen: Perahtoltespara 741 (Bertholdsbaar), Adelhartespara 769 und Albunespara 851 (Albuinsbaar). Die Namen bezeichnen Teile einer größeren, noch im 6. und 7. Jh. ungetrennten „para“, eines vermutlichen Herrschaftsbereiches im südlichen Alemannien, faßbar ungefähr in einer Ausdehnung vom Ost- rand des Schwarzwaldes bis vor Ulm².

Im 8. Jh. erfolgte eine Trennung dieser großen Baar³. Es entstanden zwei Teilbaaren: eine Westbaar, die 741 erstmals als Perahtoldespara (Bertholdsbaar) in den Quellen genannt wird, und eine Ostbaar (die nicht mehr zu unserem Ortsnamenbereich zählt). Diese Scheidung ist wohl eingetreten im Zusammenhang mit der Unterwerfung Alemanniens unter die Franken.

Die Teilungen setzten sich indessen auch in den getrennten Baaren fort, wie wir aus den neu auftauchenden Bezeichnungen schließen können. So erscheinen in der Westbaar (Bertholdsbaar): Adelhartsbaar (769), den heutigen Raum um Donaueschingen umfassend, Albuinsbaar (851), mit Löffingen als Zentrum und, östlich an die Adelhartsbaar anschließend, die Perichtilinsbaar (756), die sich über die Alb hinzog bis ungefähr zur Linie Sigmaringen-Tailfingen. Neben den neuen Landschaftsbezeichnungen behauptete sich aber der Name Bertholdsbaar nach wie vor. Nach 800 wurde „Adelhartsbaar“ zugunsten von „Bertholdsbaar“ wieder verdrängt. Auch „Albuinsbaar“ setzte sich nicht durch, ebensowenig „Perihtilinsbaar“. Seit Mitte des 9. Jh. wird dafür „in pago Scerra“ (Grafschaft Scherra, adh. scera = Klippe, Fels) gebräuchlich, woraus sich die Bezeichnung „in Scherrun“ und dann „auf der Scheer“ entwickelte.

In der landesgeschichtlichen Forschung^{3,4,5} wird das Wort Baar interpretiert als Bezeichnung für einstiges alemannisches Territorium, sei es des Adels oder der Herzöge.

Von der sprachwissenschaftlichen Seite her hat P. v. POLENZ⁶ diesem Ergebnis zugestimmt: „Die sprachliche Deutung des Para-Problems kann die sachliche Deutung Baders, Jänichens und Mayers vollauf bestätigen.“ Diese Feststellung bezieht sich im besonderen auf das Grundwort „para“⁷. Das adh. para, bara gehört zum Verb beran = tragen⁸ und ist im Ndh. als Adjektivsuffix noch aktiv (essen-eßbar, Frucht-fruchtbar). Die Grundbedeutung

von bara ist „tragend“; sie umschließt sowohl den Vorgang, das Tragen, als auch das Ergebnis hiervon, den Ertrag. So faßt auch BOHNENBERGER⁹ dieses Grundwort auf im Sinne von „fruchtbar“ hinsichtlich der ergiebigen Kalkböden der Baar. Polenz geht noch weiter, wenn er den Schwerpunkt des Wortsinnes mehr im Staatlich-Fiskalischen sieht und „para“ als ertragsreichen Grundbesitz, als Steuereinnahmequelle eines großen Verwaltungsgebietes glaubt auffassen zu können. „Para“ (seit 759 auch schon als „bara“ geschrieben) wurde nach Neueinteilung ihres Gesamttraumes zum Grundwort für die Namen der einzelnen Teilbaaren, als es nötig wurde, für sie unterscheidende Namen zu prägen. Dabei vollzog sich der Wortbildungsvorgang genau wie bei der Bildung der Ortsnamen dieser Zeit durch Hinzufügung eines Personennamens als Bestimmungswort — in diesem Falle durch die Namen von amtierenden Grafen.

-ingen-Ortsnamen

Als die Alemannen¹⁰ nach ihrem Einbruch in Südwestdeutschland (259 n. Chr.) auch die Baar in Besitz nahmen, bauten sie in dem eroberten Land ihre Holzhäuser und Lehmhütten oder vielleicht noch leichtere Unterkünfte. Von einer kontinuierlichen Siedlungsplanung und Landbestellung konnte jedenfalls im ausgehenden 3. Jh. noch nicht die Rede sein. Zunächst ging es immer noch um Behauptung und Verteidigung des gewonnenen Lebensraumes. Erst später, im Laufe des 4. Jh., wird sich eine gewisse Beständigkeit in der Lebenshaltung und im Wohnen eingestellt haben und damit die Notwendigkeit, die Wohnplätze mit unterscheidenden Namen zu benennen.

Mit Hilfe der Ortsnamenforschung läßt sich diese frühe Siedlungszeit in groben Zügen eingrenzen und erfassen¹¹. Um diese Zeit wurde durch Anhängen der Nachsilben -ing, -ingen an einen Personennamen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe und später deren Wohnstätte bezeichnet. Es entstanden auf diese Weise zweigliedrige Ortsnamen, z. B. aus Tutilo (Vornamen) und -ingen = Tuttilingen (wir nennen im folgenden Tutilo Bestimmungswort oder 1. Wortteil, -ingen Grundwort). Eine große Zahl Ortsnamen der Baar (etwa ein Drittel, die abgegangenen Orte eingerechnet) zeigen diese Art der Namenbildung. Sie ist ein sprachliches Kennzeichen für Siedlungen¹² im ganzen westgermanischen Ausdehnungsraum.

Die Verwendung eines Personennamens in der Ortsnamengebilde ist

aus dem Zeitcharakter ihrer Entstehung zu verstehen. In der Völkerwanderungszeit, als die Alemannen in das Limesgebiet einbrachen, besaßen sie für die Örtlichkeiten, in die sie einrückten, noch keine feststehenden und für die Orientierung brauchbaren Bezeichnungen. Je länger nun der Aufenthalt an bestimmten Wohn- oder Lagerplätzen dauerte, um so dringender wird sich das Bedürfnis nach Ortsbezeichnungen bemerkbar gemacht haben. Es ist einleuchtend, daß hierfür in erster Linie Namen von Anführern, Familienältesten oder anderen bekannten Persönlichkeiten gewählt wurden. Der germanische Personenverband der Völkerwanderungszeit wirkte sich eben bei der Bildung von Siedlungsnamen stärker aus als etwa topographische Eigenheiten der umgebenden Landschaft. Wir können daran etwas erkennen von der Vorläufigkeit der Siedlungsplanung, die sich zunächst nicht auf eine längere Verweildauer einzurichten schien. Wir verspüren aber auch in dieser Art der Namengebung die Härte und Unruhe der Wanderjahrhunderte, in denen der einzelne von seiner kleineren oder größeren Gemeinschaftsgruppe abhing und von dem sie repräsentierenden Herrn oder Anführer Schutz und Recht empfing.

Mit dem Aufhören der Wanderjahre seit dem 6. Jh. und mit der endgültigen Festlegung der Siedlungsräume, gleichzeitig auch mit zunehmender Bevölkerungsdichte, gewannen andere Ortsnamenbildungen an Bedeutung. Nach A. BACH lassen die Bildungen von -ingen-Ortsnamen im alemannischen Sprachraum im 12./13. Jh. nach¹³.

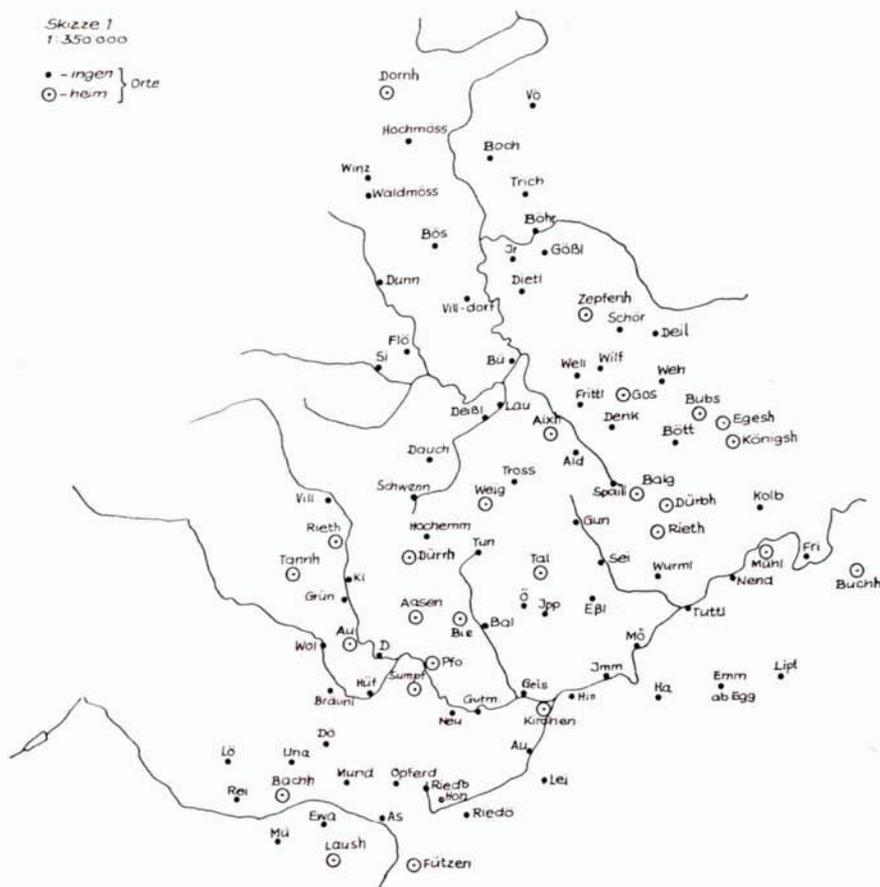
Die Nachsilbe -ingen hat sich über -ingun (Huntingun-Hondingen), -ingin (Risolvingin-Reiselfingen) zur jetzigen Form entwickelt. Wir finden auch die Formen -inga und -ingas (Ippinga-Ippingen, Chisingas-Geisingen), die sich jedoch nicht durchgesetzt haben¹⁴. Es handelt sich bei „-ingen“ um eine ahd. Dativendung im Plural, die ein Zugehörigkeitsverhältnis ausdrückt: Asolvingen (Aselfingen) bedeutet zunächst bei den Leuten des Asolf. Der Name wurde dann im Laufe der Zeit auf die Wohnstätte dieser Leute übertragen. Dieses sprachliche Grundverhältnis liegt allen alten -ingen-Namen zugrunde. So entstanden, um nur einige Beispiele zu nennen, Neidingen (heute Neudingen) aus Nidinga, Tuttingen aus Tutilingun, Schweningen aus Swaningen mit den Personennamen Nido, Tutilo, Swano.

Die germanischen Rufnamen sind in ihrer Mehrzahl Kurzformen aus zweigliedrigen Langformen (z. B. Filo aus Fili-berth, Fili-muth). Sie aus den Kurzformen erschließen zu wollen, ist so gut wie unmöglich, da diese jeweils aus mehreren Langformen entstanden sein können. Außerdem haben die

Kurzformen manche Umbildungen erfahren, die nicht auf lautgesetzlicher Entwicklung beruhen, so daß der Rückschluß auf die Ursprungsform auch hier auf Unsicherheit stoßen kann. Selbst aber wenn uns die Langform eines Ortsnamenteiles bekannt wäre (wie etwa Sigward in Sigwardswangen), könnten wir nicht sicher sein, den ursprünglichen Personennamen gefaßt zu haben, weil es durchaus denkbar ist, daß in der ersten Zeit der Ortsnamensbildungen die in ihnen enthaltenen Personennamen mit den maßgebenden und namengebenden Personen innerhalb einer Siedlungsgruppe wechselten. Unsere Kenntnisse der Ortsnamen stammt erst aus der

Skizze 1
1:350 000

- -ingen } Orte
○ -heim }



Zeit der schriftlichen Überlieferung, in unserem Gebiet also seit etwa 750 n. Chr.

Die frühere Annahme, die Siedlungen der ersten Landnahmezeit hätten schon seit dem 4. Jh. sozusagen als fertige Sippendörfer mit ihren „Urmarken“ das allgemeine Siedlungsbild bestimmt, wird von der landesgeschichtlichen Forschung heute nicht mehr vertreten. Markung und Dorffluren sind nach und nach entstanden. Die Siedlungen sind langsam und nach den jeweiligen Bedürfnissen und Umständen aus Einzelsiedlungen oder Siedlungsgruppen zusammengewachsen. Man wird sich den Zeitraum einer solchen Entwicklung nicht zu kurz vorstellen dürfen — er hat sich sicher über Jahrhunderte hin erstreckt. Im übrigen sei hier nur kurz vermerkt, daß die Ergebnisse der archäologischen Forschung diese Meinung bestätigen. So hat H. STOLL¹⁵ in und bei dem württembergischen Dorf Hailfingen (Oberes Gäu) 600 alemannische Reihengräber untersucht. Es gelang ihm dabei festzustellen, daß die früheste Siedlung dieses Ortes anfangs des 6. Jh. aus zwei bis drei Höfen mit 20 Einwohnern bestand. Bis zum Ende des 7. Jh. war die Siedlung auf 16 Hofstellen angewachsen und zählte nun 220 Einwohner. Ähnliche Größenordnungen der Siedelstellen und Bevölkerungsdichte um die Jahrtausendmitte sind auch für den nordwestdeutschen Raum errechnet worden^{15a, 15b}.

Die -ingen Orte liegen, das ist die Regel, in siedlungsfreundlichen, offenen und leicht bebaubaren Landstrichen, auf fruchtbaren Kalk- und Lößböden, die Nähe von Wasser bevorzugend. Eben an dieser Tatsache sind diese Siedlungen als die ältesten zu erkennen, denn die Auswahl der Siedelstelle nach den günstigsten Voraussetzungen hat immer nur der erste Siedler, die erste Siedlerwelle.

*Ortsnamen auf -ingen*¹⁶

(Name, Erstschiebung, Erstnennung, Personennamen im 1. Wortteil; die abgegangenen Orte sind gesondert aufgeführt, s. S. 112 ff):

Aldingen	Aldingas	802	Aldo
Aulfingen	Auwolfinga	770	Auwolf
Aselfingen	Asolvinga	802	Asolf
Baldingen	Baldinga	769	Baldo
	seit 1316 U.- u.		
	Oberbald.		

Biesingen	s. Biesenheim		
Bochingen	Bochinga	961	Bocco
Böhringen	Behringen	1275	Bero
Bösingen	Bosinga	994	Boso
Böttingen	Pottingas	802	Bodo
Bräunlingen ¹⁷	Briulingen	1108	Bruno, Brunilo
Bühlingen	Bühlingen	1037	Buolo
Dauchingen	Touchingen	1094	Toucho
Deilingen	Tulingas	786	Tulo
Deißlingen	Tusilinga	791	Tusilo
Denkingen	Thankina	818	Tanko
Dietingen	Theodingun	786	Theodo
Döggingen	Decgingun	1086	Tacco
Donaueschingen (Eschingen)	Escinga	889	Esco
Dunningen	Tuningas	786	Tuno
Emmingen ab Egg	Eminga	820	Emo
Esslingen	Esselingen	1275	Ezzo
Ewatingen	Ekipetingun	816	Egipet, Egbert
Flötzingen	Flozolvestale	779	Flozolv
	Grundwort: -tal, erst nach 1094 Flezelingen		
Frittlingen	Fridiningas	797	Frido
Fridingen a.d.D.	Fridingun	786	Frido
Geisingen	Chisingas	764	Giso
Grüningen	Gruoningen	1109	Gruno
Gößlingen	Cozninga	793	Gozzo
Gunningen	Conningas	798	Cono
Gutmadingen	Guotmuotingin	1106	Gutmut
Hattingen	Hettingen	793	Hatto
Hintschingen	Huntschengin	1312	Huntizo
Hochemmingen (Emmingen)	Ommingen	1200	
Hochmössingen	Emingen	1275	Emo
Hondingen	Hochmessingen	1099	Masso
	Huntingun	817	Hunto

Hüfingen	Hiuvinga	1083	Hufo
Immendingen	Immindingen	1101	Imino
Ippingen	Ippinga	880	Ippo
Irslingen	Ursilinga	994	Ursilo
Klengen ¹⁸	Choeinga (Kopie)	765,	
	Cheningun	817,	
	Chnewinga	821	Chnebi
Kolbingen	Kolbingen	1253	Kolbo
Kommingen	Kumingen	1354	Kumo
Leipferdingen	Liutfridingas	778	Liutfrid
Liptingen	Liupdahingun	761	Liupdah
Löffingen	Leffinga	819	Leffo
Möhringen	Mereheninga	882	Maro
Münchingen	Munechingen	1275, spätere Namenbildung, da kein Personennamen, sondern ein Gattungswort im 1. Wortteil (wie abge- gangenes Pfeffingen b. Unterbaldingen)	
Mundelfingen	Munolvingas	802	Munolfo
Nendingen	Nendingen	1092	Nando
Neudingen	Nidinga	870	Nido
Öfingen	Evingen	1261	Evo
Opferdingen	Offridingen	1200	Otfrid
Reiselfingen	Risolvingin	1218	Risolf
Riedböhringen (Böhringen)	Behringen	1262	Bero
Riedöschingen (Eschingen)	Eschingen	1100	Esco
Schörzingen	Scerzingas	785	Scarzo
Schwenningen	Swaningas	817	Swano
Seitingen	Sutiningas	786	Suto
Sinkingen	Sunchingen	1308	Sunicho
Spaichingen	Speichingas	791	Specia, Sbesas?
Trichtingen	Truchtinga	793	Truhtilo
Trossingen	Trosinga	793	Trusun
Tuningen	Deiningas	817	Dano
Tuttlingen	Tutilingun	797	Tutilo

Unadingen	Unnodingen	1150	Unot
Villingen	Filingas	817	Filo
Vöhringen	Faringen	772	Faro
Waldmössingen	Messinga	994	Masso
Wellendingen	Wälalingen	1258	Walilo
Wehingen	Wagingas	793	Wago
Wilflingen	Wilvelingen	1086	Willolf
Winzeln	Winzelun	1050	Winzo
	(viell. aus Winzilingun)		
Wolterdingen	Wultardingun	772	Wulthart
Wurmlingen	Wurmeringa	797	Vurmger

Ortnamen auf -heim

„Heim“ bedeutet ursprünglich Heimat eines Stammes, aber auch Wohnort, Dorf, Siedlung. Wie die -ingen-Orte so gehören auch die auf -heim der ältesten Siedlungszeit an. Sie sitzen wie diese auf guten Böden. Ihre Zahl ist in der Baar wesentlich geringer — etwa die Hälfte der -ingen-Orte —, und nur ein Teil von ihnen hat im 1. Wortteil einen Personennamen. Unter den -heim-Siedlungen werden sie die älteren sein. Wir unterscheiden zwei Gruppen:

a) Der 1. Wortteil besteht aus einem Gattungswort

Auffen	Uffheim	1138	uff = oben, noch 1507 sind zwei Dörfer bekannt: Ober- u. Nider- uffa; heute zu Auffen vereinigt
Bachheim	Pachheim	838	Ort am Bach
Buchheim b. Fridingen	Puachheim	861	ahd. buohha = Buche
Dornhan ¹⁹	Turnhain	747	
Dürrheim	Durroheim	889	ahd. durre = trocken ahd. horo = sumpfiges Gelände; zugrunde liegt wohl älteres Horgheim
Horgen			
Kirchen (-hausen)	Chiriheim	764	
Königsheim	Kunigshaim	777	Hinweis auf Königsbesitz

Lauffen b. Rottweil	Lofin		ahd. louf = Flußlauf, viell. aus Laufheim
Mühlheim a.d.D.	Muleheim	843	
Mühlheim am Bach b. Sulz	Muleheim	772	
Pföhren	Forrün	817	ahd. forha = Föhre; die heutige Form ist wohl ent- standen aus Forheheim ²⁰ (wie Aasen aus Aseheim)
Rietheim b. Villingen	Rietheim	1092	Heim im Ried
Rietheim b. Tuttlingen	Reotheim	786	
Schura	Scurheim	851	mhd. schür = Obdach
Sumpfhöhen	Sundphörran	883	südlich gelegenes Pföhren (s. dort)
Talheim b. Trossingen	Taleheim	1095	
Tannheim	Tanheim	817	

b) der 1. Wortteil ist ein Personennamenname

Aasen	Aseheim	1083	Aso
Aixheim	Aichsan	1094	Agilo? oder: ahd. eihhe = Eiche
Balgheim	Balghain	1239	Balgo
Biesingen bzw.			
Biesenheim	Boasinheim	759	Buso
Bubsheim	Bubeshain	1347	Bobo
Dürbheim	Diripihain	786	Dirpo
Egesheim	Aginesheim	770	Egino
Gosheim	Gossheim	1295	Gozzo
Weigheim	Wicohaim	763	Wigo
Zepfenhan	Epfenhaan	1275	Epho
Fützen ²¹	Phoezen	1083	unsicher

Nach der ältesten Siedlungsperiode, deren Ausbreitungsraum abgesteckt wird von den -ingen- und -heim-Orten, treten uns in der folgenden Zeit im Ortsnamenfeld der Baar Wortbildungen entgegen, deren Grundwort (2. Wortteil) eine Siedlungsart bezeichnet (was übrigens auch bei den -heim-

Typen der Fall ist). Es sind Namen auf -weiler, -hausen, -hofen, -dorf, -zimmern und -stetten.

Sie zeigen uns einen durch wachsende Bevölkerungszahl verursachten weiteren Landesausbau (2. Siedlungsperiode) im Altsiedelgebiet an. Er erstreckte sich etwa über einen Zeitraum von 700-1000 n. Chr. (mit entsprechenden Einschränkungen im Einzelfall).

Ortsnamen auf -weiler

Zwischen dem Ausklang der frühesten Siedlungsperiode im Zuge der Landesbesetzung durch die Alemannen und der beginnenden zweiten Periode der Ortsgründungen sind die -weiler-Orte anzusetzen.

In der Baar gruppieren sie sich vornehmlich gegen den Schwarzwaldrand zu. Auffallend erscheint, daß sie hier, wo sie nicht allzu zahlreich auftreten, relativ klein geblieben sind im Gegensatz zu den -ingen- und -heim-Orten.

Sprachgeschichtlich steht -weiler, -weil, -weier^{22, 23} im Zusammenhang mit einer Ortsnamenmode aus der merowingischen Zeit und dem gallo-romanischen linksrheinischen Sprachgebiet. Das lateinische Wort *villare* = Gehöft ist von dorthier bei uns eingewandert (nach BACH seit 700 n. Chr.) und hat als Lehnwort *wilari* (mhd. *wiler*) ortsnamenbildend Eingang in die deutsche Sprache gefunden. Im Hochdeutschen erscheint *wiler*, nachdem es die nhd. Diphthongierung mitgemacht hat, als „Weiler“ (mit dem Sinn: kleine Gehöftegruppe).

Die -weiler-Orte folgen zeitlich denen auf -heim, sind also etwas jünger als diese. Vielleicht sind sie in der Baar teilweise auch Vorläufer der mittelalterlichen Rodezeit im Schwarzwald. Als Ausnahme ist Göschweiler zu nennen. Es liegt auf Altsiedelland und hat alemannische Reihengräber, was auf eine Gründungszeit vor 700 hinweist.

Die folgenden -weiler- (-weil-) Namen haben im 1. Wortteil

a) einen Personennamen:

Erdmannsweiler	Ortinsvilare	1094	Ortwin
Friedenweiler	Fridenwilare	1123	Frido
Göschweiler	Gozcervilare	850	Gozker
Martinsweiler	Morcenesvilare	1208	Morzini, Morinzan
Volkertsweiler ²⁴	Folconeswilare	1094	Folconi

b) einen Gattungsnamen:

Mönchweiler	Munehwilar	1258	
Pfaffenweiler	Phaphinwiler	1200	
Herzogenweiler	Herzoginwilar	1208	
Rottweil ²⁵	Rotuvilla		Ersterwähnung im letzten Drittel des 8. Jh. = rotes Weil

c) der Name besteht nur aus dem Grundwort:

Weiler			
b. Dittishausen	Wilare	1130	
Weiler nordöstl.			
Königsfeld	Wilare	1132	
Weilheim ²⁶			
a. Faulbach	Wilson	838	Weilheim ist ein echter Weiler- ort, der um 1200 noch „wiler“ hieß, aus dem sich dann über „wilen“ Weilheim entwickelte.

Manchmal auch sind -weiler-Orte in der Nähe von -zell-Orten anzutreffen, auf der engeren Baar etwa Mönchweiler bei Peterzell und Weiler (nordöstl. Königsfeld) bei Mariazell²⁷.

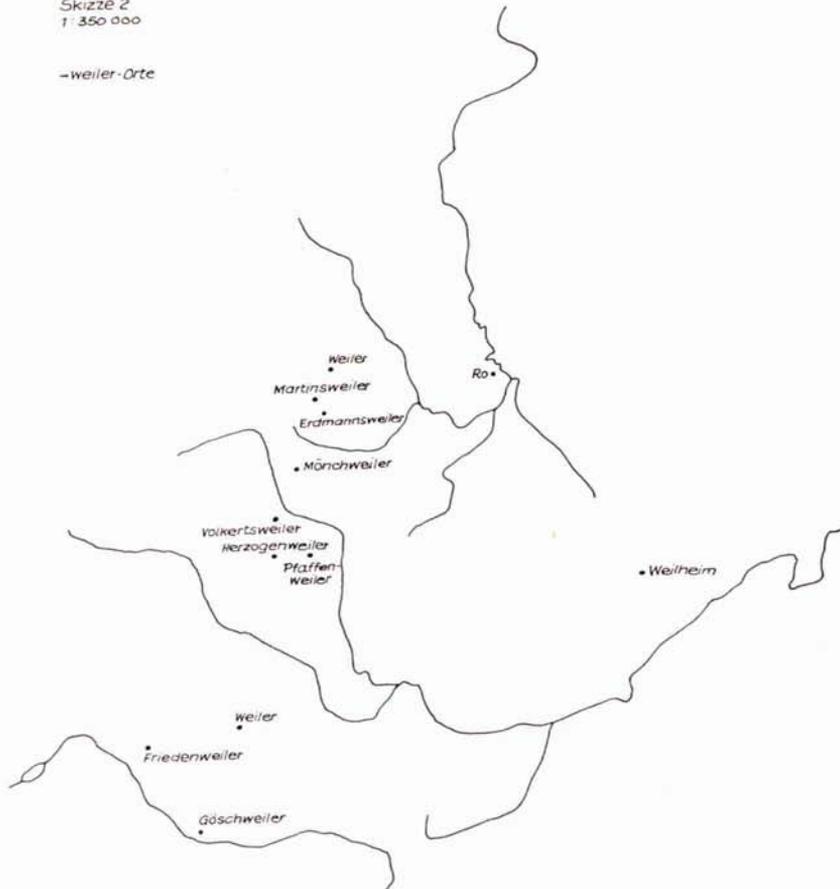
Mönchweiler (Munehwilar, 1258) deutet dem Namen nach auf Gründung durch ein Kloster (Salem oder Reichenau) oder auf klösterlichen Besitz im Ort.

Pfaffenweiler und Herzogenweiler bildeten nach BAUMANN²⁸ vor dem 13. Jh. als „Weiler“ eine gemeinsame Mark. Im 13. Jh. dann soll eine Trennung erfolgt sein, mit einem Teil an das Kloster Salem, mit dem anderen an das Haus Zähringen. Sicher erscheint diese Vermutung nicht. Aus den Ortsnamen allein läßt sich eine Teilung nicht begründen. Pfaffenweiler wird unter diesem Namen (Phaphinwiler) schon um 1200 erstmals genannt. Die Trennung müßte also schon vorher erfolgt sein. Hierfür und auch für das 13. Jh. liegen indessen keine Quellenbelege vor. Pfaffenweiler und Herzogenweiler müssen daher als von Anfang an getrennt entstandene Siedlungen angesehen werden. Eine mehr oder weniger starke Abhängigkeit einerseits zum Kloster Salem, andererseits zu den Herzögen von Zähringen wird davon nicht berührt.

Keiner der Weiler-Orte der Baar hat etwas mit einer römischen Vorsiedlung zu tun. Nur Rottweil, dessen „weil“ von dem lateinischen villa

Skizze 2
1:350 000

-weiler-Orte



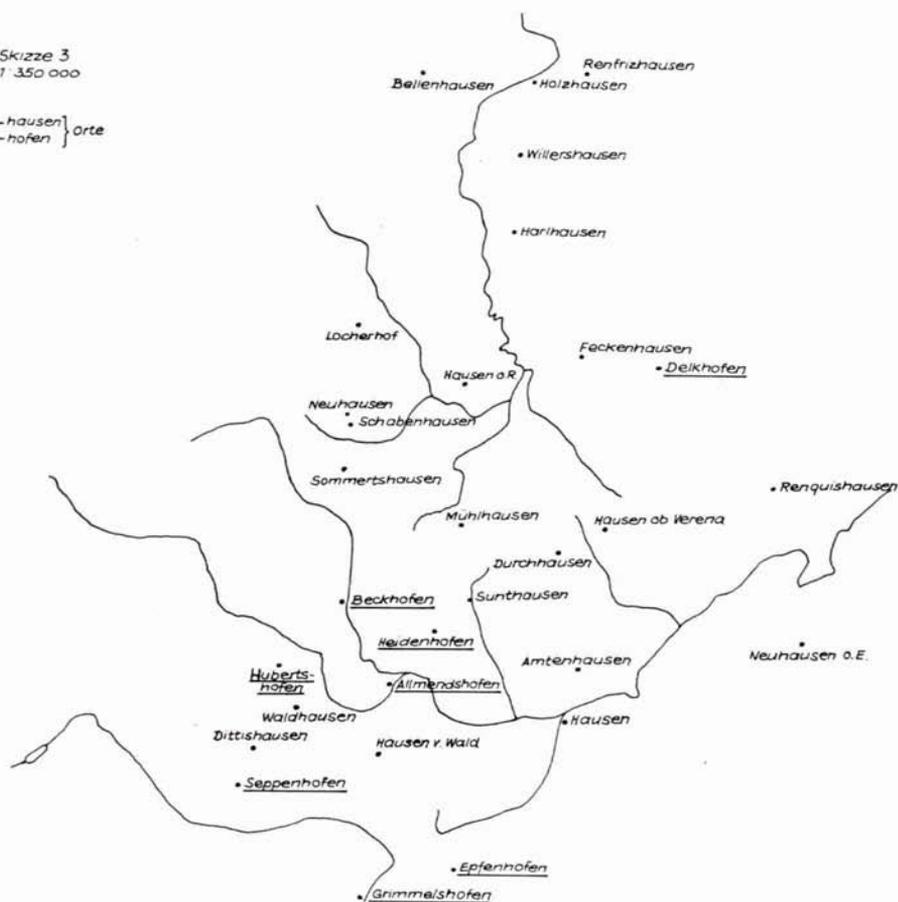
herstammt, macht eine Ausnahme. „Villa-weil“ erinnert in diesem Namen an die Siedlungsreste der ehemaligen römischen Kastellanlagen. Man hat „Rottweil“ verstanden als das rote Weil in Anlehnung an die rötliche Erde des Siedlungsgeländes (evtl. an terra sigillata). Dagegen hat es aber auf Grund eines in der vita St. Galli gebrauchten Ausdrucks „fiscus regis Rotundavilla“, (771) Anlaß zu Zweifel ergeben²⁹. In der Diskussion, die sich über diese Frage einstellte, hat indessen die herkömmliche Deutung die Oberhand behalten.

Ortsnamen auf -hausen

Die -hausen-Ortsnamen weisen auf eine Häufung von Einzelsiedlungen hin. Das adh. Grundwort heißt hūs, die zugehörige Form in unseren Ortsnamen -hūsun (Plural/Dativ), abgeschliffen zu -husen (Amtenhusen). Diese Form ist seit dem 9. Jh. gebräuchlich. Daneben gibt es auch die latinisierte Form -husa (Harthusa)³⁰.

Skizze 3
1:350 000

-hausen }
-hofen } orte



Die Namen haben im 1. Wortteil

a) einen Personennamen:

Amtenhausen	Amtenhausen	1138	Amita
Bettenhausen	Pettenhusen	1022	Petto
Dittishausen	Titinhusen	1200	Titin
Feckenhausen	Feccenhusa	902	Fekko
Renfrizhausen	Ramfrideshusen	1180	Randfrit
Renquieshausen	Rentwigeshusa	1092	Rantwig
Schabenhausen	Scheibehusen	1094	Scarbo, Sceppo
Sommertshausen	Sumbrechtshusen	1429	Sumbrecht
Wittershausen	Wittereshusa	1180	Withar

b) einen Gattungsnamen:

Harthausen	Harthusa	882	mhd. hart = Wald
Holzhausen	Holzhusen	1278	holz = Wald
Waldhausen			
b. Bräunlingen	Waldhusen	um 1150	
Sunthausen	Sundhusa	895	adh. sund = Süden, im Gegensatz zu einem anderen Ort
Mühlhausen			
b. Schweningen	Mulehusen	1179	
Neuhausen			
b. Villingen	Neuhusen	1094	
Neuhausen ob Eck	Nuwenhusin	1095	
Durchhausen			hieß um 1290 Husen; der spätere Zusatz „durch“ kann ahd. durri = dürr oder durh = durch bedeuten. („durch“ das Eltatal)

c) bestehen nur aus dem Grundwort mit einem späteren Zusatz:

Hausen (in Kirchen- hausen)	Atrahusen	1312	Hausen an der Aitrach
Hausen ob Rottweil	Husen	1483	
Hausen vor Wald	Husen	890	
Hausen ob Verena ³¹	Husen apud Kalphen	1275	seit 1403 Husen off Frene. Nach der abgegangenen Verenamühle bei Spaichingen

Ortsnamen auf -hofen

Die wenigen -hofen-Orte liegen alle in der engeren Baar (Ausnahme Delkhofen b. Deilingen). Das ahd. Grundwort hof bedeutet eingezäunter Raum, Gehöft. In unseren Ortsnamen erscheint das Wort als -hoven (Plural/Dativ), daneben auch als -hova, hovin. Einige Orte sind schon früh bezeugt; sie haben alle (mit Ausnahme von Delkhofen und Locherhof) einen Personennamen zum Bestimmungswort:

Allmendshofen	Almishofen	1224	Alawig
Beckhoven	Pettingchova	793	Petto
Epfenhofen	Epphenhoven	1145	Epho
Grimmelshofen	Grimmeltzhoffen	1360	Grimo
Heidenhoven	Heidinhova	759	Haido
Hubertshofen	Humbrechtszhoven	1440	Humpert, Hubert
Seppenhofen	Seppenhovin	1122	Seppo
Delkhofen	Telkoven	1253	Telle, Delle = Graben Mulde
Locherhof	der Name geht zurück auf den Namen einer Einzel-		

siedlung, die Lochhof hieß (14. Jh.); mhd. loch = verborgener Ort, schlechter Platz. In neuerer Zeit hat sich aus mehreren Höfen die jetzige Siedlung gebildet.

Seppenhofen, Hubertshofen^{31a} und Grimmelshofen haben, trotz später Erstnennung, alemannische Gräber auf ihren Gemarkungen zu verzeichnen, so daß wir sie in die Reihengräberzeit (6. u. 7. Jh.) datieren können.

Eine sprachliche Sonderform bilden die -inghofen-Orte, die südlich der Donau, in der Schweiz und in Bayern häufig anzutreffen sind (als -ighofen, ikhofen oder verkürzt als -kon, -kenn). Es handelt sich dabei um Weiterbildung der -ing-Namen durch Anhängung von -hofen. In der Baar ist dieser Typ nur einmal vertreten in Beckhofen (s. o.).

BOHNENBERGER³² sieht in den -inghof-Anlagen ursprüngliche -ingen-Orte, die durch den Zusatz -hofen als aus wenigen Höfen bestehende Siedlungen bezeichnet wurden, im Gegensatz zu den größeren -ingen-Plätzen.

Ortsnamen auf -dorf und -zimmern

Wie die -hofen-Orte, so fallen auch die auf -dorf gegenüber den -ingen zahlenmäßig kaum ins Gewicht. Das ahd. dorf bezeichnet eine Siedlungsgruppe. Die Zahl der früh genannten Orte unter ihnen ist auffallend, ebenso ihre gruppenweise Lage am oberen Neckar.

a) Ortsnamen mit Personennamen:

Beffendorf	Beffindorf	769	Beffo
Epfendorf	Epfindorf	994	Epho
Göllsdorf	Geroldisdorf	1099	Gerold
Irrendorf	Urendorf	1194	Uro
Seedorf	Sedorof	786	Seo
Schwandorf	Swanindorf		Swano
Villingendorf	Villingen	793	Filo, Zusatz „dorf“ seit 1278
Worndorf	Worndorf	993	Warin

b) Ortsnamen mit Gattungsnamen:

Achdorf	Ahadorf	775	ahd. aha = Wasser, Dorf am Wasser (Wutach)
Kirchdorf	Chilchdorf	1200	
Lackendorf	Lackendorf	1339	1.) ahd. lahha = Grenzzeichen 2.) Lache = Wasseransammlung Deutung unsicher
Oberndorf	Obarindorf	782	ahd. obaro = oberhalb (des Neckars; das Bestimmungs- wort ist hier eine Präposition)
Altoberndorf		1380	

Desgleichen finden sich im Umkreis der -dorf-Orte beiderseits des Neckars die meisten -Zimmern-Orte unseres Bereiches:

Herrenzimmern	Ancencimbra	994	Anzo; seit 1344 Herrazimbern
Marschalkenzimmern	Zimbern	1323	seit 1390 Marschalken- zimmern (nach der abgegangenen Burg, auf der die „Marschalken“ wohnten (wohl der Herren v. Lupfen)
Rotenzimmern	Cimberen	1094	seit 1341 Rotazimbern
Zimmern ob Rottweil	Zimbern	1283	

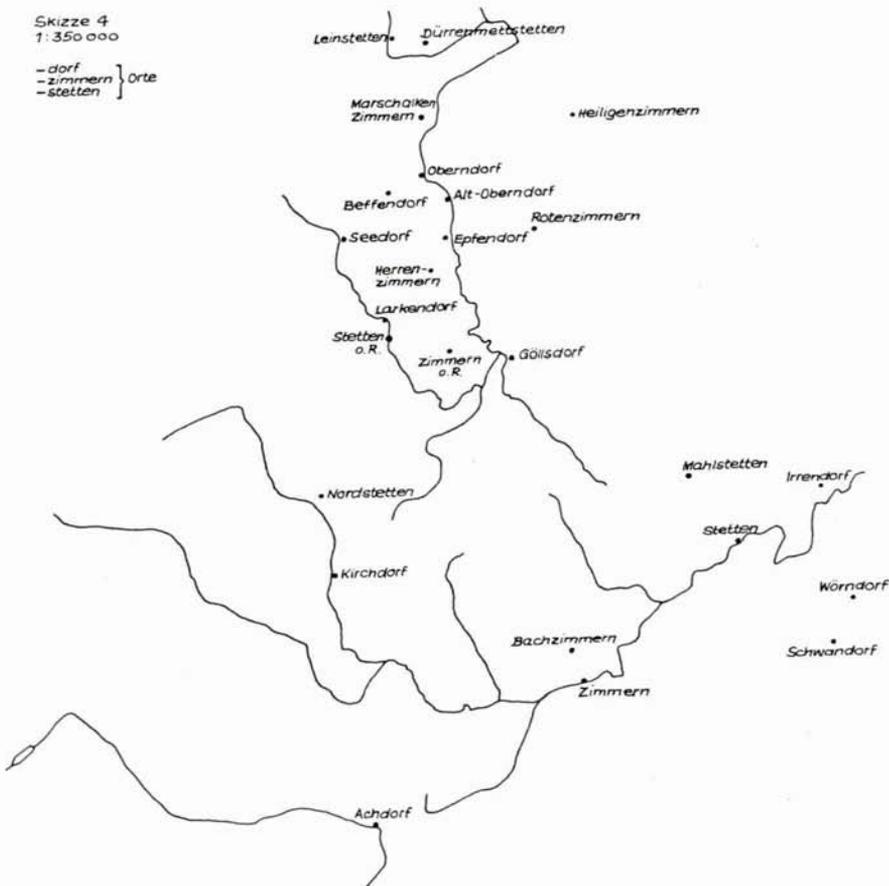
Dazu kommen die beiden Zimmern nördlich der Donau:

Zimmern	Timbirn	993	
Bachzimmern	Cimbren	1185	

Zimmer, ahd. zimbar, hat den Sinn von Holz, Holzbau, etwa auch Haus aus nur einem Raum für landwirtschaftliche Zwecke (Scheune, Schober) bestehend. Es handelt sich hier um Siedlungsanlagen mit vorwiegender Verwendung von Holz als Baumaterial (im Gegensatz zu Steinbauten).

Skizze 4
1:350 000

-dorf
-zimmern
-stetten } Orte



Ortsnamen auf -stetten

Der Typ auf -stetten bildet bei uns mit den Zimmern-Orten die kleinste Ortsnamengruppe. „Stetten“ ist eine Pluralform aus ahd. stat mit der Bedeutung von Platz, (auch Weideplatz, Versammlungsort). Die -stetten-Orte liegen oft in der Nähe von älteren Siedlungen, Flußübergängen, ehemaligen Heerstraßen:

Nordstetten	Nordstati	762	Ausbausiedlung am nördlichen Rand der Villingener Gemarkung
Stetten ob Rottweil	Stetten	882	
Mahlstetten	Malstetten	1275	aus mhd. mahel = Gericht; die Deutung mit „Madel“ als Personennamen ist wenig wahrscheinlich
Stetten bei Mühlheim a.d.D.	Stetten	1409	
Leinstetten	Linstettin	1085	„lin“ vielleicht Hinweis auf Bodenbewuchs (Linde); Leinstetten wie auch Stetten a.d.D. liegen an Flußübergangsstellen.
Dürrenmettstetten	Turremezstetten	1278	die Deutung ist schwierig; BUCK ³³ leitet „met“ ab von ahd. meizo = Holzschlag; in „turre“ könnte mhd. Tür = Durchgang angenommen werden. Eine andere Deutung ³⁴ sieht in „Met“ den Personennamen Metzi

Die abgegangenen Orte

Zum Siedlungsbild, wie es sich uns durch die Ortsnamen darstellt, gehören auch die Namen der aus irgendwelchen Gründen verlassenen und eingegangenen Siedlungen (Einzelsiedlungen werden hier in der Regel nicht erwähnt).

Die abgegangenen Orte hat F. L. BAUMANN³⁵ für die engere Baar schon 1880 zusammengestellt. Weitere Namen sind zu entnehmen aus den Württembergischen Oberamtsbeschreibungen sowie aus den betreffenden topographischen Karten 1 : 25 000. Wir stellen hier die Wüstungen, soweit sie bekannt sind oder vermutet werden können, nach Ortsnamentypen zusammen:

-ingen-Orte

Aitlingen	Aitrachtal (Eitelingen 1297, Eitilo), 1499 abgeg. infolge Kriegseinwirkung
Künsingen	bei Löffingen (Kiungsiggun 1290, Kunizo), abgeg. im 30-jähr. Krieg
Ihringen	bei Grüningen (vielleicht Uringen, Uro)
Österlingen	bei Pfohren (Osterlingen 1387, Osteri)
Bislingen ^{36, 37}	Blumberg, Flurname (Bisilingen 1112)
Beroldingen	Niedereschach, Flurname
Berlingen	Immendingen, Flurname
Milfingen	bei Ewattungen, (Wilolfingen 1293, Wilolf)
Dossingen	bei Röttenbach/Neustadt (Tozzingen, Tozzo)
Mühlefingen	bei Ewattungen, Flurname
Everingen	bei Unterbaldingen (Everingen 1312, Eviro), abgegangen um 1400
Pfeffingen	bei Unterbaldingen
Himmlingen ³⁸	zwischen Gutmadingen und Neudingen (Himmlingen 1381, Himilo)
Gossingen	zwischen Gutmadingen und Neudingen (Gezzingen, um 1200, Gozzo)
Keglingen	Eschach/Krottenbach, Flurname
Dellingen	bei Bräunlingen (Tällingen 1483, Tallo)
Windingen	bei Böttingen
Winzingen	bei Aldingen
Stockingen	bei Spaichingen
Dellingen	bei Spaichingen
Altnendingen	bei Nendingen

Alle diese Namen haben einen Personennamen als Bestimmungswort, nur Pfeffingen (Pfäffingen) nicht, in dem das Wort Pfaffe steckt. Die Namensbildung ist jüngerer Ursprungs und hängt wahrscheinlich zusammen mit kirchlichem Besitz o. ä.

Warum diese und die folgenden Orte der Wüstung verfielen, läßt sich im einzelnen nicht mehr sagen, sofern nicht eindeutige Quellenhinweise vorhanden sind. Es können nur allgemeine Gründe angenommen werden, wie etwa Seuchen, Hungersnöte, wirtschaftliche Krisen, vor allem auch der Sog größerer, lebensfähigerer Siedlungen auf kleinere, schwächere³⁹.

-heim-Orte

Mauchen	(Mucheim 1506 noch genannt) lag nördl. von Unadingen an der Mauchach. Das Bestimmungswort ist n. SPRINGER ⁴⁰ keltisch, BUCK ⁴¹ dagegen vermutet ahd. mûhhan = heimlich, versteckt.		
Oberaufen	bei dem heutigen Aufen an der Brigach; vom 14.-16. Jh. gab es die „zway dörfer Ober- und Underuffen“ ⁴² . Nach 1500 verschwindet Oberaufen aus den Quellen. Es wurde ein Teil von Aufen.		
Suntheim	heute südlicher Teil von Aufen		
Aufen	Hausen v. Wald, Flurname „im alten Aufen“		
Vanagesheim ⁴³	Zwischen Behla und Hausen v. Wald, (Vaganesheim 890, Fagini)		
Hartheim	bei Reiseltingen	Holzheim	bei Bergfelden/Sulz
Suntheim	bei Zepfenhan	Reutheim	bei Oberndorf
Rietheim	bei Denkingen	Dietenheim	bei Irrendorf

Die meisten dieser Ortsnamen haben schematische Bestimmungswörter (Angabe von Lage, Bodenwuchs usw.). Nur Dietingen und Vaganesheim haben Personennamen im 1. Wortteil.

-weiler-Orte

Herzogenweiler bietet ein anschauliches Beispiel für den Verödungsvorgang einer Siedlung, die in den Sog einer größeren gerät. Das im 13. Jh. gegründete Vöhrenbach zog nach und nach die Einwohner aus Herzogenweiler in seine Mauern. Herzogenweiler zerfiel und erstand erst im 18. Jh. wieder an einem neuen Platz. Noch erhaltene Mauerreste von Gebäulichkeiten im Gewann Schlößlebühl sind wohl letzte Spuren vom alten Herzogenweiler.

Einige Flurnamen haben im Grundwort *-weiler*, *-weil* die Erinnerung an verschollene Siedlungen erhalten, so auf den Gemarkungen von Kirchen(hausen), Riedböhringen, Öfingen, Sunthausen, Tuningen, Winzeln, Egesheim, Waldmössingen, Seedorf und Dautmergen.

In den Quellen sind als abgegangene Orte genannt:

Weiler bei Geisingen, die „muli ze wiler“ 1333; Birchtenweiler bei Pfaffenweiler (Birthinwiler um 1220, Birthilo); Sannenweiler⁴⁴ bei Villingen (Sannunwilre 1112, Sanno). Baumann nennt ein abgegangenes Weiler bei Löfingen, dessen Gemarkung durch Kauf an die Fürstenberger übergang.

-hausen-Orte

Bodelshausen	bei Geisingen (Podilshusin 1106, Bodilo) einst Besitz von Kloster Amtenhausen. Im Jahre 1699 ⁴⁵ existierte nur noch ein Hof; die übrigen Gemarkungsteile waren abgegangen nach Geisingen, Hausen (Kirchenhausen), Hintschingen ⁴⁶
Dumpfhausen	bei Aselfingen, als Flurname erhalten
Ebenhausen	bei Obereschach, vielleicht Vorsiedlung dieses Ortes; Reihengräber auf Obereschacher Gemarkung gehören wahrscheinlich zu Ebenhausen; 1365 noch als Flurname erwähnt (Ebenhusen, Ebo)
Gebtenhausen	(Gebtenhusen 1321, Gebita), als Flurnamen von Öfingen erhalten
Holzhausen	} bei Mistelbrunn; die Erinnerung an sie beruht auf mündl.-volkstümlicher Überlieferung
Laubhausen	
Huphenhus	
Riedhausen	(Riedhusen 1418) lag zwischen Hüfingen und Sumpfohren
Sebenhausen	(Sebenhausen, Sippo) 1418 noch genannt; es lag bei Unterbaldingen
Schafhausen	bei Sunthausen, (Schafhusen 973, wahrscheinlich ahd. scaf = Schaf im Bestimmungswort); Tiernamen im Bestimmungswort von Ortsnamen sind nicht selten, „Schaf“ nicht ausgenommen. Einen Parallellfall haben wir in Schafhausen bei Böblingen ⁴⁷ .
Vockenhausen	zwischen Villingen und Mönchweiler (Vockenhusen 1139, Vokko); im 17. Jh. bis auf die Kirche und zwei Häuser verödet; 1632 abgebrannt, die Gemarkung kam an Villingen
Waldhausen	bei Bräunlingen ⁴⁸ (Waldhusan um 1150); Mitte 15. Jh. „an lüht und guet abgangen und ödt worden“; wahrscheinlich wegen Ungunst der Lage an der Buntsandsteingrenze; als fürstenbergische Neusiedlung jedoch am alten Platze wieder erstanden
Waldhausen	bei Villingen (Waldhusa 769); von Villingen seit dem 13. Jh. allmählich aufgekauft
Sandhausen	Sandhauser Täle, Flurname südl. Hintschingen

Weitere Flurnamenhinweise⁴⁹

a) mit Personennamen im 1. Wortteil:	b) mit Schemanamen im 1. Wortteil:
Guckenhausen bei Flötzlingen	Talhausen bei Trossingen
Amritzhausen bei Aixheim	Anhausen bei Bubsheim
Aggenhausen bei Mahlstetten	Stockhausen bei Spaichingen
Bezenhausen bei Sulz	Oberhausen bei Irrendorf
Denkenhausen bei Aisteig	Neuhausen am südlichen
Buwenhausen bei Epfendorf	Lupfenabhang

-hofen-Orte

Bollhofen	bei Hondingen, um 1558 genannt, Teil einer abgegangenen Siedlung Hofen, mit den übrigen Teilen sowohl nach Fürstenberg als auch nach Sumpfohren gekommen (s. u.)
Deckenhofen	bei Bräunlingen (Tatkenhöfen 1418, Taticho) nach HORNUNG ⁵⁰ traten seit 1533 die „Hölzlehöfe“, von denen heute nur noch ein Hof übrig ist, an Stelle von Tackenhofen
Eigenhofen	bei Klengen (Eiginhova 793, Eigo), vielleicht die Vorsiedlung des heutigen Kirchdorf; hier aufgefundene Reihengräber gehen wohl auf Eigenhofen zurück
Hofen	lag zwischen Hondingen, Fürstenberg und Sumpfohren ⁵¹ ; 1485 zuerst erwähnt, hundert Jahre später nur noch als Flurnamen bei den drei Gemeinden bekannt
Jettenhofen	bei Oberbaldingen, (Ötenhofen 1329, Uttenhofen 1359, Uto)
Niederhofen	bei Seppenhofen (Niderhofen 1321)
Oberhofen	bei Seppenhofen (Obernhoven 1352)
Oberhofen	bei Mauchen (Obernhoven 1339)
Westhofen (Weschhofen)	bei abgeganginem Mauchen (Wösthoffen 1507, schon 1418, 1447 genannt ⁵²)
Ortenhofen	bei Waldhausen/Bräunlingen (Flurname 1418, Orto)
Hetzhofen	Fützen, Flurnamen (um 1500), wohl identisch mit Hetzenhofen, Hellintzhofen

Flurnamenhinweise:^{53,54}

Retishofen	bei Weilersbach	Untershofen	bei Oberflacht
Groß-Hofen	bei Gölldorf	Ötishofen	bei Talheim
Rulinghofen	bei Herrenzimmern	Deckenhofen	bei Seitingen
Steghofen	bei Spaichingen	Niederhofen	bei Denkingen

-dorf- und -zimmern-Orte

Bollersdorf	}	beide bei Rottweil
Angstdorf		
Feldzimmern		bei Heidenhofen (Velzimbern 1339), Flurname ⁵⁵
Zimmern		bei Eschach/Krottenbach, 1515, Flurname ⁵⁵
Halldorf		bei Nendingen
Weschdorf		bei Ewattungen, Flurname; bei BAUMANN ⁵⁵ angeführt als Wesdorf (Weistorf 1293)

-stetten-Orte

Bonstetten	bei Pfohren, 1312 zum letzten Male erwähnt; vielleicht geht „bon“ zurück auf mhd. bôm = Baum
Einstetten	ist nicht, wie BAUMANN ⁵⁶ meint, eine von Nordstetten bei Villingen getrennte Siedlung. Sie ist vielmehr Nordstetten selbst, das im 30-jährigen Krieg eine Zeitlang unbewohnt war. Um 1694 taucht der Name Einstetten auf, weil um diese Zeit nur ein Hof bewohnt war. Die Siedlung besaß um 1800 wieder vier Höfe. Man kann daher nicht von einer Wüstung reden.
Hagstetten	zwischen Aulgingen und Hintschingen, 1312 erstmals erwähnt; mhd. hac = Gebüsch, Einfriedung eines Ortes
Honstetten	bei Sunthausen, 1267 genannt, vielleicht aus mhd. hohun-stati = hochgelegener Platz, Hochfläche
Lützelstetten	bei Löffingen, (Liucilostetten, um 1290), bedeutet kleine Siedlung

Auf manchen Gemarkungskarten, so von Hüfingen, Bräunlingen, Wolterdingen, Döggingen, Eschach, Riedböhringen, Leipferdingen, Kirchen(hausen), Hattingen, Unterbaldingen, Öfingen, Oberflacht erscheint „-steten“ als Grundwort oder in einer Zusammensetzung mit Hof- unter den Flurnamen. Die Bezeichnung Stetten muß nicht unbedingt eine Siedlung meinen, es kann sich oft auch nur um eine Versammlungsstelle, einen Weideplatz o. ä. handeln. Es ist daher fraglich, ob wir es bei obigen Flurnamen mit abgegangenen Orten zu tun haben. Wahrscheinlich werden die meisten von ihnen reine Flurnamen sein.

Es ist angebracht, an dieser Stelle vergleichend einiges über die abgegangenen Orte des ersten und zweiten Siedlungszeitraumes anzumerken.

Der Prozentsatz der Wüstungen für das mittelalterliche Deutschland (berechnet aus der Zahl der Orte einschließlich Wüstungen) beträgt 40%⁵⁷. In der Baar liegt der Satz bei 37%.

Diese Zahl mag nicht viel besagen. Ein genaueres Bild indessen ergibt sich, wenn man innerhalb der Namentypen den vorhandenen Zahlenbestand aufschlüsselt und in folgender Tabelle vergleicht:

Typ	jetzige Zahl	Wüstungen	Gesamtzahl d.Siedlungen	Wüstungen %
-ingen	72	20	92	21
-heim	30	11	41	26
-weiler	12	15	27	55
-hausen	21	24	45	53
-hofen	9	19	28	67
-dorf	13	4	17	18
-stetten	6	5 (+ 12)	11 (+ 12)	45 (73)
-zimmern	6	2	8	14
insgesamt	169	100	269	

Die Betrachtung der Wüstungsvorgänge ergibt einige bemerkenswerte Aspekte, die indessen weder verallgemeinert noch als abgeschlossen angesehen werden sollen:

1. Die -ingen- und -heim-Orte zeigen einen relativ geringen Wüstungsanteil. Er beträgt im Durchschnitt 23,5%.
2. Noch geringer ist der Abgang mit durchschnittlich 16% bei den -dorf- und -zimmern-Siedlungen. Es muß offen bleiben, ob sich hinter dieser Zahl mehr als nur eine Zufälligkeit verbirgt.
3. Dagegen ist die Zahl der Ödungen innerhalb der -stetten-Orte sehr hoch; sie würde unter Einbeziehung der Stetten-Flurnamen die unwahrscheinliche Höhe von 73% erreichen. Die oben ausgesprochene Vermutung, daß es sich bei diesen Namen gar nicht immer um Wüstungen handle, kann sich durch den ungewöhnlich hohen Prozentsatz nur bestätigt sehen.
4. Den Schwerpunkt der Siedlungsverluste haben wir unter den -weiler-, -hausen- und -hofen-Orten zu suchen. Die Ursachen der Abgänge sind von Fall zu Fall verschieden und kaum in den Quellen überliefert. Allgemein

gesehen gelten Hungersnöte und Seuchen als Ursachen der Bevölkerungsdezimierung und der sich meist anschließenden langjährigen Wüstungsphasen.

Eine Folge der Verödungen waren aber doch auch wieder eine Kräftigung und Stärkung benachbarter Siedlungen, die den freigewordenen Bevölkerungsteil samt dessen Fluranteil jeweils in sich aufnahmen. Die heutigen großen Gemarkungen etwa von Villingen, Bräunlingen, Löffingen stehen damit in einem gewissen Zusammenhang.

Die Wüstungsvorgänge erstreckten sich in der Regel über einen längeren Zeitraum und fallen, soweit sich das für die Baar ersehen läßt, in der Mehrzahl in das 14./15. Jh. Es waren vorwiegend Kleinsiedlungen, die davon betroffen wurden. Die Ergebnisse der allgemeinen Wüstungsforschung stimmen damit überein⁵⁷.

5. Desgleichen kann in Übereinstimmung mit der Wüstungsforschung festgestellt werden, daß die meisten abgegangenen Orte wie im größeren Raum von Süddeutschland so auch im kleineren der Baar in offener, freier Landschaft und auf guten Böden lagen⁵⁸.

Die Abgänge aus dem Landesausbau der 3. Siedlungsperiode sind, da sie nicht mehr allzu zahlreich auftreten, im folgenden bei den entsprechenden Ortsnamentypen aufgeführt.

Fremdes Namengut

Hier sind einige Orte zu nennen, deren Namen an vordeutsche Besiedlung erinnern: Brigach, an der Brigachquelle, der Weiler Bregnitz bei Königsfeld, die Zinken Breg bei Furtwangen und bei Langenbach, Bregenbach bei Neukirch und die frühere Gemeinde Bregenbach im mittleren Bregtal; ferner die auf eine spätere Zeit hinweisenden Flurnamen „Beim „Welschenweiher“ (am Röhlinbach südl. St. Georgen) und „Welchenveld“ (im Röhlinwald südl. St. Georgen).

Den Ortsnamen Brigach, Breg, Bregenbach liegen die gleichlautenden Gewässernamen zugrunde (Brigana 1095, Brigen 1234 und Brega 1234). Die Wörter „brig“ und „breg“ sind durch das keltische Wort „briga“ = hügeliges Gelände miteinander verwandt⁵⁹. „Brig“ bezog sich ursprünglich auf die Landschaft zwischen den beiden Flüssen, die dann nach ihr benannt wurden im Sinne von Breg-Höhengewässer. Dabei ging „brig“ mit ahd. -aha (ach) eine Verbindung ein, d. h., es wurde zu „Brigach“ eingedeutscht, während

der andere Fluß den Namen Breg annahm. Wir haben hier also einen ortsnamenkundlichen Hinweis auf keltische Besiedlung, die auch aus dem archäologischen Befund nachweisbar ist^{59a}.

Den Namen Bregnitz stellt BAUMANN⁶⁰ gleichfalls in die Reihe keltischer Ortsnamen. KRIEGER⁶¹ führt den Zinken als reichenauischen Besitz auf (Pagneheintz 973). An weiteren Formen sind bekannt: Prigneheintz, Bregentzhoff (Rottweiler Pürschgerichtskarte 1564), Bregatz (1591) und Bregetz⁶² (1813), woraus sich dann wohl „Bregnitz“ einstellte. War der Name ursprünglich vielleicht eine Flurbezeichnung? In der Nennung von 1591 ist nämlich die Rede von „uf dem Bregatz“! Aus „Prigneheintz“ und den folgenden Formen läßt sich durchaus eine Verwandtschaft zu keltischem „breg“ herleiten, nicht aber aus „Pagneheintz“. Es ist daher fraglich, ob Pagneheintz mit Bregnitz identisch ist. „Bregnitz“ hat erst im 19. Jh. seine gegenwärtige Form erhalten.

In den Flurnamen Welschenweiher und Welchenveld ist ahd. wal(a)ch = welsch enthalten, eine Bezeichnung für gallo-römische Bevölkerungsteile im Limesland, die sich vor den andringenden Germanen in unzugängliche Gebirgsgegenden zurückzogen⁶³. Es wäre hier auch das benachbarte Joostal zu erwähnen (bei Neustadt), das 1112 Welschenordera hieß = Welschenordnach.

In den 30er Jahren wurde ein an der Brigachquelle gemachter Fund bekannt⁶⁴, das sogen. „Brigachrelief“. Es liegen darüber zwei nicht übereinstimmende Interpretationen vor, von denen sich die eine für ein keltisches Quellheiligtum an der Brigach ausspricht, die andere für eine römische Weihegabe aus einem Abnobaheiligtum im Siedlungsgebiet am Ostrande des Schwarzwaldes. Berücksichtigt man die in der Nähe des Fundortes liegenden „Welschenweiher“ und „Welchenveld“⁶⁵, so ist die Annahme, daß sich hier ein gallo-römisches Reliktgebiet befunden haben muß, doch sehr wahrscheinlich^{66, 67}.

Fränkische Siedlungseinflüsse

Im Hinblick auf die vielfältigen Berührungen der fränkischen mit der alemannischen Stammesgeschichte drängt sich bei der Betrachtung des Ortsnamensschatzes der Baar immer wieder die Frage auf, inwieweit sich die staatliche und verwaltungsmäßige Überlegenheit der Franken auf die unterworfenen und in den fränkischen Staat seit der zweiten Hälfte des

6. Jh. einbezogenen Alemannen ausgewirkt haben könnte, insonderheit ob sich bei Ortsnamen fränkische Einflüsse nachweisen lassen.

Einen besonderen Anlaß zur Überlegung bieten in dieser Hinsicht die Ortsnamen auf -heim. Sie treten uns in zwei Bildungsweisen entgegen: 1. im Typ Weigheim, der zusammengesetzt ist aus einem Personennamen (Wigo) und dem Grundwort „heim“; 2. im Typ Rietheim, der anstelle eines Personennamens ein Schemawort (Riet-, Dürr-, Tal-) aufweist. Die Ortsnamenforschung⁶⁸ vertritt die Ansicht, daß der -heim-Typ zuerst bei den Franken zur Geltung gekommen und vom Mittelrhein ins Elsaß und in andere Nachbarschaftsgebiete eingedrungen sei (im 6. und 7. Jh.). Diese Annahme ist zu verstehen als fränkische Siedlungstätigkeit, aber auch als sprachliche Ausstrahlung im Bereich der Ortsnamenbildung⁶⁹. Mit fränkischer Siedlung ist zu rechnen in Gebieten, wo ehemaliges fränkisches Königsgut anzutreffen ist (annektiertes Adels- und Herzogsland, das nach der Unterwerfung Alemanniens dem fränkischen König zugefallen war).

Auch -hausen-, -hofen- und -dorf-Orte sind in diesem Zusammenhang zu sehen. Wo solche Orte mit gleichem Grundwort im Namen gruppenweise zusammenliegen, da besteht Verdacht auf einen Landesausbau, dessen Initiative nach BOHNENBERGER⁷⁰ am ehesten vom fränkischen Fiskus ausgegangen sein könnte.

Für die Baar ist das bedeutsam. Hier ist beträchtliches Königsgut anzutreffen. In der engeren Baar gruppiert es sich in einer fast gleichmäßigen Streuung zwischen Aitrachtal gegen den Neckarursprung zu. Hier fallen uns eine ganze Anzahl -heim-Namen auf, vor allem im Umkreis von Klengen, Neudingen und Löffingen. Bei allen drei Orten ist (neben anderen) Königsgut bezeugt⁷¹. Neudingen war zeitweilig Sitz Karl III. Klengen wie Löffingen haben Martinskirchen⁷². Beide Orte werden als fränkische Militärstützpunkte angesehen⁷³.

Um Klengen gruppieren sich Rietheim, Tannheim, Aufen, Dürrheim, Aasen und Biesingen (früheres Boasinheim), um Löffingen Bachheim und die abgegangenen Mauchen und Hartheim, in der Nähe Neudingens finden wir Pfohren und Sumpfohren — um nur die -heim-Orte zu nennen — die meisten von ihnen mit schematischem Bestimmungswort.

Ähnlich verhält es sich im weiteren Baarbereich. Königsgut⁷⁴ ist bezeugt in Tuttlingen, Trossingen, Talheim, Nendingen, Tuningen, Mühlheim a.d.D. In diesem Raum stoßen wir auf eine Häufung von Orten wie Balgheim, Rietheim, Dürbheim, Königsheim, Bubsheim, Egesheim, Gosheim, Aixheim,

Weigheim, dazu treten die abgegangenen Rietheim bei Denkingen und Dietenheim bei Irrendorf; die Hälfte von ihnen haben allerdings Personennamen. Weiteres Königsgut ist zu finden in der Umgebung des fränkischen Königshofes in Rottweil und in anderen Orten mit Königshöfen wie Oberndorf⁷⁵, Seedorf, Epfendorf. Hier fehlen aber die -heim-Siedlungen.

Dagegen ist zwischen Rottweil und Oberndorf entlang des Neckars ein gruppenweises Vorkommen der -dorf- und -zimmern-Orte festzustellen, so daß sich der Eindruck gelenkter Siedlung auch hier aufdrängt. JÄNICHEN⁷⁶ vermutet, daß in diesem Raum eine vom fränkischen Fiskus gesteuerte Siedlungsaktion, wahrscheinlich um die Mitte des 8. Jh. (Einführung der fränkischen Grafschaftsverfassung), am Werke gewesen sein könnte.

Landesausbau im Hoch- und Spätmittelalter

Noch zur Zeit der Zähringer setzte eine dritte Siedlungswelle ein, die weit über den schon besiedelten Baarraum hinausgriff. Sie ist seit dem 11. Jh. urkundlich belegt. Die neue Landeserschließung⁷⁷, die jetzt den östlichen Schwarzwaldrand erfaßte, drang durch die Schwarzwaldtäler gebirgsaufwärts. Diesem Vorgang entspricht die Namengebung der Neusiedlungen ziemlich genau. Sie erhielten sog. Stellenbezeichnungen, d. h. die Ortsnamen beziehen sich nun auf Bodenbeschaffenheit, Bodenwuchs, den Rodungsvorgang oder — und das am zahlreichsten — auf fließende Gewässer. Das ahd. Wort *aha* = Wasser als Grundwort entfaltete eine intensive ortsnamenbildende Kraft für Siedlungen in Wassernähe, desgleichen das Wort *Bach*, das „*aha*“ allmählich ersetzte. Personennamen als Bestimmungswörter spielen nun fast keine Rolle mehr.

Vorwegzunehmen ist, daß im Altsiedelland schon früh -*aha*- und -*bach*-Namen erscheinen, es sind Vorläufer dieses Typs. Namen dieser Art sind *Behla* (*Pelaha* 890, mhd. *belle* = Weidenbaum, Ort am Weidenbach), *Überauchen* (*Ouberah* 1132, d. h. Ort jenseits [über] der Brigach) und *Überauchen* bei *Aselfingen* (1352). Es folgen *Obereschach* (*Obr Ezza* 1260) und *Niedereschach* (*Aschaha* 1086). Das Grundwort beider Namen heißt -*aha*, das Bestimmungswort ist das mhd. *asche* (*esche*) = Fisch: Ort am fischreichen Wasser. Möglicherweise wäre auch an mhd. *asche* = Esche zu denken: Ort am Wasser, wo Eschen wachsen^{77a}.

Der Name Eschach für den Ort im Krottenbachtal scheint auf den ersten Anblick ebenfalls ein -aha-Name zu sein. BAUMANN führt ihn als solchen an ^{77a}. Die uns bekannte Erstschriftung heißt jedoch Eschain (1293), erst 1364 taucht Escha auf. Hinter Eschach-Eschain steht daher möglicherweise ein älteres Eschheim. Der Name wäre damit zu den -heim-Orten zu stellen.

Marbach (marc, mark = Grenze, 1200) bedeutet Ort an einem Grenzbach. BAUMANN^{77b} bringt den Namen in Zusammenhang mit einer Grenze zwischen der Albuinsbaar und der Grafschaft Aasen, was allerdings schwerlich zutreffen dürfte, vor allem nicht für eine „Grafschaft“ Aseheim, deren räumliche wie zeitliche Existenz sich der landesgeschichtlichen Forschung bisher entzogen hat⁷⁸. Mark, ahd. marha, bezeichnet zwar Grenzgebiet, gleichzeitig aber auch das zu einer größeren Siedlung gehörige Land. Marbach könnte also als ein Ausbauort an der nördlichen Grenze Klengens gedeutet werden.

Der Name Fischbach (Fispach 1094) ist eindeutig als Ort an einem fischreichen Wasser zu verstehen.

Rötenbach (Rotinbach 819), unmittelbar vor dem Waldgebiet, Reichenbach am Heuberg (Rihinbach 793, mhd. rîch = reich) und Lauterbach bei Schramberg (Lutinbach 759, mhd. lûter = rein, sauber) sind ebenfalls frühe -bach-Siedlungen, ebenso Weilersbach (Wilarresbah 764, Wilharri) mit einem Personennamen im 1. Wortteil. Dem Namen Sulz a. N. (Sulza 790) liegt mhd. sulz = Salzwasser zugrunde. Fürnsaal (Firnsul 1110) hat dasselbe Grundwort; zusammen mit mhd. virne = alt ergibt sich die Bedeutung Ort an einer alten Salzquelle.

-aha- und -bach-Ortsnamen

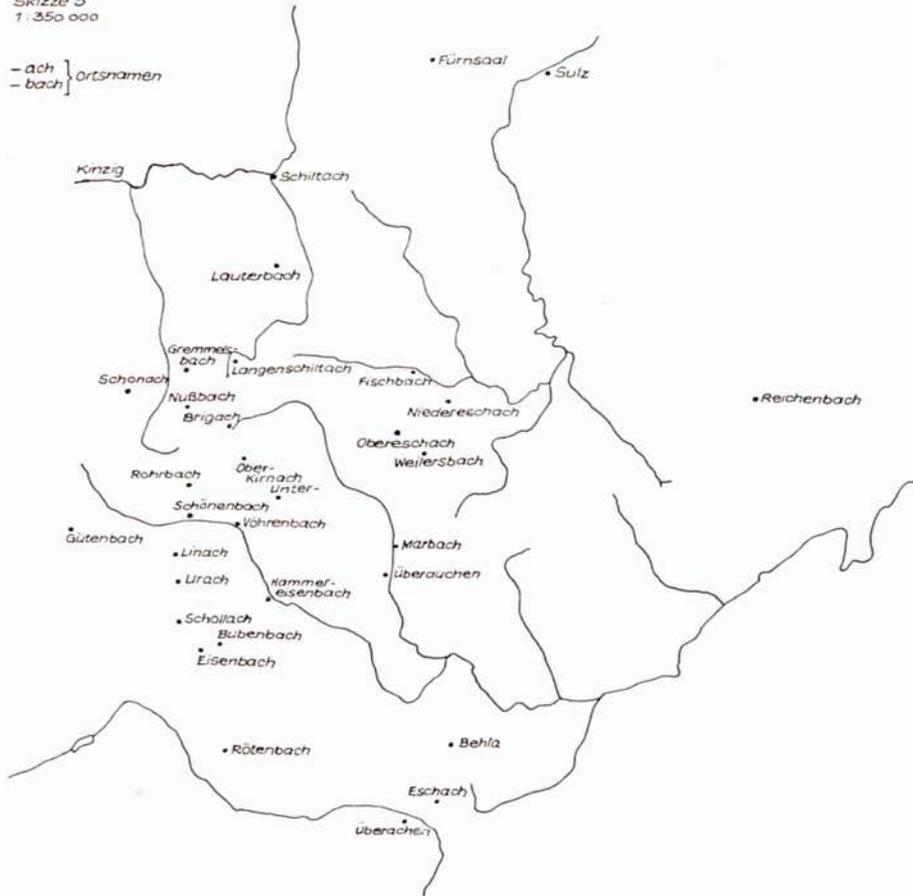
An den -aha- und -bach-Ortsnamen der Rodezeit läßt sich die Besiedlung der östlichen Schwarzwaldabdachung ablesen. Sie beherrschen die Namenslandschaft der dritten Siedlungsperiode, die getragen war von weltlichen und geistlichen Grundherrschaften.

Der Ort Brigach (Brigen 1377) hat seinen Namen nach der Brigach. „Brig“ im 1. Wortteil ist keltischer Herkunft, wie auch das „breg“ im Namen für Bregenbach (1112) bei Neukirch.

Bubenbach (1627) ist der Name für eine späte Ausbausiedlung auf Bräunlinger Gemarkung. Im 1. Wortteil steckt nach BAUMANN der Personennamenname Bubo⁷⁹. Eisenbach (Eyßenbach 1625) und Hammereisenbach (1553) sind nach dem Eisenbach benannt, der durch eisenhaltige Gesteinsschichten

Skizze 5
1:350 000

- ach } Ortsnamen
- bach }



fließt. Der Zusatz Hammer verweist auf ein früheres Hammerwerk. In „Gremmelsbach“ (1655) und „Gütenbach“ werden Qualitäten des Wassers bezeichnet (grimmig = kalt, und gut). „Kirnach“ (Kurna 1244, Unter- und Oberkirnach) bedeutet Mühlbach, mhd. kurn = Mühle.

In Langenschiltach (Schilta 1303) und Schiltach (1275) steckt das mhd. schilt im Sinne von Schutz. Linach (Lina 1299, mhd. lin = Lein oder wahrscheinlich Linde), Nußbach (Nuspach 1284) und Rohrbach (1316) beziehen

sich alle drei auf Pflanzenbewuchs. Schollach (Schala 1316) bedeutet trübes Wasser, aus mhd. schal = trübe. Schönenbach hieß 1221 noch Sconowe = schöne Au, ebenso enthält Schonach (1275) mhd. schone = schön, klar. Urach (Ura 1310) verweist auf das Tier Ur.

Vöhrenbach (Verinbach 1244) ist eine Gründung der Grafen von Fürstenberg. Verinbach, Vernbach hieß damals das Areal⁸⁰, auf dem die neue Stadt entstand. BAUMANN⁸¹ sieht im ersten Wortteil den germanischen Personennamen Faro. In diesem Falle wäre älteres „Farinbach“ zu erschließen, das durch Wandlung von a zu e nun in den Quellen als „Verinbach“ erscheint. Der Ortsname heißt 1752 noch so, mundartlich wird heute noch „Ferrebach“ gesprochen. Die Form Vöhrenbach ist spätestens seit 1816 in der Schreibung vorhanden (s. KOLBS topographisches Lexikon von Baden). „Vöhrenbach“ wäre neben „Bubenbach“ einer der wenigen Ortsnamen auf -bach mit Personennamen im Rodungsgebiet des mittleren Ostschwarzwaldes. Der Name war sicher schon vor der Stadtgründung da, doch über den Beginn der Rodung wird seine Entstehung nicht zurückreichen. Um diese Zeit war die Verwendung von Personennamen bereits im Abklingen. Insofern erscheint die Deutung BAUMANNs nicht ganz sicher. Das gilt auch für „Bubenbach“, von welchem zudem nur eine späte Schreibung aus dem 17. Jh. vorliegt. Der einzige sichere -bach-Name mit einem Personennamen ist „Weilersbach“. Der Ort liegt indessen nicht im Rodungsgebiet, sondern im Altsiedelland, und seine Schreibung ist schon im 8. Jh. überliefert. BAUMANN erwähnt allerdings auch eine Herleitung von „Vernbach“ aus mhd. forhel = Forelle, doch schien ihm die Umlautklärung (ahd. a wird zu e) glaubhafter zu sein. Der Vollständigkeit halber soll hier doch noch auf weitere Möglichkeiten zur Namenbildung „Vöhrenbach“ hingewiesen werden. So liegt nördlich Freiburg Vörstetten (Verstatt 993), bei KRIEGER⁸² aus mhd. vere = Fähre gedeutet; ferner gibt es, heute in Oberkirch eingemeindet, den einstigen Ort Fernach (Vernach 1347) mit ahd. varn = Farn im Bestimmungswort. „Vere“ bzw. „varn“ sind beide, auch in Anbetracht der topographischen Umstände, als Bestimmungswörter bei „Vernbach“ möglich, obwohl auch hierbei eine sichere Deutung offen bleiben muß.

*Ortsnamen mit den Stellenbezeichnungen
-berg, -burg, -halden, -staig, -stein, -tal u. a.*

In den folgenden Ortsnamen kommt die Lage einer Siedlung zum Ausdruck. Die Grundwörter -berg, -burg (ahd., mhd. bergen = schützen) sind

miteinander verwandt und bedeuten urspr. Höhe, Hügel im Sinne von Schutz. Hierher gehören die Namen Buchenberg (Buochinberg, 1275) und Burgberg (Burberc, 1245). Sie sind durch das Bestimmungswort gekennzeichnet als Ort mit Buchenbewuchs bzw. als durch Burgen geschützten Ort (bei Burgberg standen zwei Burgen). Triberg (1296) wird nach seiner Lage zwischen drei Bergen gedeutet. Blumberg (1260) hat seinen Namen nach den Herren von Blumberg⁸³ („Blum“ kann auf Weideland verweisen).



Fürstenberg, die Nachfolgerin der abgegangenen gleichnamigen Burgsiedlung, ist erst 1841 unterhalb der Kuppe des Fürstenberges erbaut worden.

Der Name Schramberg (Schrannenberg 1339, mhd. schranne = eingenger Raum) erklärt sich wohl aus der topographischen Eigentümlichkeit des Ortes. Rötberg (1275), nördl. von Schramberg, könnte sich im Bestimmungswort auf „rot“ beziehen^{83a}. Sulgen bei Schramberg (1323) geht zurück auf ahd. sulag = morastige Stelle. Aichhalden (1323) weist auf Eichenbewuchs. Aistaig (Eggesteige 1099, wahrscheinlich mit Personennamen Ago) bezeichnet im Grundwort „steig“ eine steile Anhöhe.

Der jetzige kleine Weiler bei der Ruine Zindelstein im Bregtal (Sindelstein 1225) hat von der ehemaligen Burg seinen Namen. Der Weiler war Ende des 17. Jh. abgegangen, ist aber an gleicher Stelle wieder aufgebaut worden. Stein bedeutet hier eine steil aufragende Felsengruppe. BAUMANN⁸⁴ sieht hinter Sindel den Personennamen Sindolt; es wäre aber auch an mhd. zingel = Umschanzung zu denken. Bruggen (Brugken 1281) mhd. brucke = Brücke liegt an einem Flußübergang der Breg bei Bräunlingen.

Namen, die unmittelbar auf Rodung hinweisen, sind bei uns relativ selten vertreten. Der bei Schramberg liegende Ort Hardt (Hard 1416) ist deutlich als Waldsiedlung bezeichnet (hart = Wald). Unter- und Oberbränd sind auf Rodungsland erbaut worden, das durch Abbrennen des Waldes gewonnen wurde. Die gesamte Rodungsfläche hieß „das Brend“ (1491), danach erhielten die Orte ihren Namen. Stockburg bei St. Georgen (1084) ist eine Siedlung im „gestockten“, d. h. mit der Axt gerodeten Wald.

Mit kirchlicher Siedlungstätigkeit hängen zusammen: St. Georgen, das sich als Dorf neben dem 1084 gegründeten namengebenden Kloster entwickelte. Peterzell bei St. Georgen (s. Peters celle 1339) geht wahrscheinlich auf reichenauische Gründung zurück; in Kappel (Capella 1139) hatte das Kloster Salem schon früh Besitz, in Mariazell (Cella Marie 1275) desgleichen das Kloster Reichenau. Schenkenzell hieß ursprünglich nur Zell (Zella 1255). Ab 1275 hieß der Ort Schenkenzell (Cella pincerne). Der Zusatz „Schenk“ hängt mit dem mittelalterlichen Titel „Mundschenk“ zusammen. In unserem Namen wurde er gebraucht für den Verwalter der Herren von Geroldseck, die das Dorf als Lehen innehatten.

Bei Mistelbrunn (Mistelbrunne, 1145), Tennenbronn (Tennenbrunne 1179) und Kaltbrunn bei Schiltach (Kaltabrunnen, 1336) liegen Wortzusammensetzungen vor aus -brunn/bronn mit Mistel, Tanne und kalt.

Schönwald (Schönenwalde 1275) nimmt in seinem Bestimmungswort Bezug auf schöne Waldlage.

Furtwangen (1179) weist mit mhd. vurt = Übergang, Durchgang auf die Lage der Siedlung im Durchgangsgebiet der Breg vom Katzensteig ins obere Bregtal. Das Grundwort -wangen bedeutet Feld, Wiese. In Sigmarswangen bei Sulz (Sygmarswanden 1323) ist -wangen wieder anzutreffen, diesmal in einer Zusammensetzung mit dem Namen Sigmar.

Neufra bei Rottweil (Niufare 1179) hat als Grundwort das mhd. var = Fähre. Der Name bedeutet also Ort an einem Flußübergang.

Oberflacht (Obervlaht, 1297) ist ein alter Ort mit bedeutendem alemannischem Friedhof. Der Name allerdings muß als jünger angesehen werden. Der Zusatz „Ober“ könnte sich als Unterscheidungsbezeichnung auf das abgegangene Flacht bei Öfingen (mhd. vläht = flaches Gelände, auch Einöde) beziehen.

Glatt, nördl. von Sulz, hat seinen Namen von dem Flusse Glatt, an dem es liegt. Das mhd. glat bedeutet rein, glänzend.

Weiden bei Sulz hieß 1330 Wida, aus mhd. wīde = Weide. Bergfelden bei Sulz (Bercveld, 1222) ist eine Zusammensetzung aus Berg und Feld im Sinne von Weideland. Der Name bedeutet ursprünglich geschütztes Weideland, auf dem gesiedelt wurde. Im Zusammenhang mit besiedelter Flur steht auch Fluorn bei Oberndorf (Fluorin 1099, mhd. vluor = Feldflur).

Lehengericht bei Schiltach ist vielleicht zu deuten als Gerichtsstätte bei den Lehen (Lehenshöfen); wahrscheinlicher ist indessen, daß „Lehen“ auf ahd. leo = Hügel zurückgeht.

Hopfau bei Sulz (Hopfowa, 1085) hat als Grundwort mhd. owe = Aue. Im Bestimmungswort könnte mhd. hopfen = Hopfen stecken. Die Deutung bleibt ungewiß.

Eine Gründung des 19. Jh. ist Königsfeld (1806). Der Ort ging als eine Herrnhuter Siedlung aus einem Einzelhof hervor (Hörnlishof). Das Bestimmungswort im Ortsnamen erinnert an den Protektor der Siedlung, König Friedrich I. von Württemberg.

Wüstungen unter den Orten mit Stellenbezeichnungen

Affenberg (Affinberc 1274, Affo) lag auf der Gemarkung Villingen⁸⁵; vermutlich handelte es sich aber um eine Einzelsiedlung, nicht um eine geschlossene Ortschaft.

- Briberg (1418) hießen eine Siedlung und ein Höhenrücken bei Bräunlingen. Seit dem 16. Jh. führt der Höhenrücken den Namen Triberg. In „Briberg“ steckt die keltische Wurzel brig.
- Fürstenberg (Fürstenberc 1175) war eine Burgsiedlung auf dem gleichnamigen Berg. Nach BAUMANN⁸⁶ stammt der Name aus der mundartlichen Wendung „vürderster“ Berg, vorderster Berg des Höhenzuges Länge. Fürstenberg wurde 1841 durch Brand völlig zerstört und nicht mehr an der alten Stelle aufgebaut⁸⁷.
- Kirnberg (Curenberg 1088, mhd. Kürn = Mühle) lag westlich von Bräunlingen. Die Siedlung fiel im 15. Jh. einem Brande zum Opfer und ging dann nach und nach ganz ein.
- Schenkenberg bei Emmingen ab Egg (Schenchinberc 1169) verödete im 15. Jh. bis auf einen Hof.
- Wallenberg auf Gemarkung Riedböhringen, um 1317 erwähnt. Der Name haftet noch als Flurname an der Höhe Wallenberg bei Riedböhringen⁸⁸.
- Flacht bei Öfingen, im Amtenhauser Tal, 1312 noch genannt⁸⁸.
- Steingart bei Bräunlingen soll westlich von Waldhausen gelegen haben (um 1132 erwähnt)⁸⁹.
- Stega bei Bräunlingen (1384, „di muli ze stega“) lag nach HORNUNG in der Gauchachschlucht⁸⁹.
- Runstal bei Villingen (rundestal 1111) war wohl eine kleine Siedlung um eine Wasserburg. Siedlungsspuren sind festgestellt worden. 1259 brachte Villingen Runstal käuflich an sich. Die Einwohner zogen in die Stadt. Runstal verfiel nach und nach. Der Name hat im 1. Wortteil vielleicht den Personennamen Rumo; möglich wäre aber auch — was den topographischen Gegebenheiten entsprechen würde — mhd. runs = Rinnsal, Wassergraben.
- Neufra im Aitrachtal (Nufren 1426) hat im Grundwort mhd. var = Fähre. In „Neuvertal“ lebt der Name weiter. Dort wird der Ort auch gelegen haben.
- Asp lag am Krähenbach. Es ging durch Kriegseinwirkung⁸⁸ ab. Seine Flur fiel teils an Eßlingen, teils an Talheim. Der Name (Äsp 1413) besteht nur aus dem Grundwort aspe (mhd.) = Esche.

Zenginhart bei Villingen war aller Wahrscheinlichkeit nach keine Siedlung (wie BAUMANN meinte⁸⁸), sondern ein Gemarkungsteil, der um 1112 lenginhart hieß (mhd. lenge = lang, d. h. langes Waldstück). Aus „lenginhart“ wurde im Volksmund der heutige Flurname Engelhard⁸⁵.

Ortsnamen und Reihengräber

Die Ortsnamenforschung kann Bestätigung und Ergänzung ihrer Ergebnisse durch die Ur- und Frühgeschichte finden. Die Bodenfunde, in unserem Falle die vorchristlichen „Reihengräber“ (so nach ihrer reihenmäßigen west-ostgeordneten Lage) haben in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr an Bedeutung für die Aufhellung von Zusammenhängen zwischen Ortsnamen und Siedlung gewonnen. Wo frühgeschichtliche Siedlungen längere Zeit bestanden haben, da müssen sich auch Gräber ehemaliger Ortsinsassen nachweisen lassen. Das trifft in unserem Raum für die älteste Siedlungszeit weitgehend zu. Wenn nicht alle frühen Orte bis jetzt ihren alemannischen Friedhof oder Teile davon haben, so ist das mehr oder weniger auf die Zufälligkeiten, die mit der Entdeckung von Gräbern verbunden sind, zurückzuführen. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß Reihengräber nach 700 aufhören. Ihre Masse geht auf die Zeit des 6. und 7. Jh. zurück. Das Fehlen von Reihengräbern etwa vor der Mitte des 5. Jh. ist mit den kriegerischen und unsicheren Zeitläuften zu erklären, aus den Lebensgewohnheiten der Völkerwanderungsjahre und aus der Sitte der Leichenverbrennung, die keine Bodenspuren hinterließ. Nach 700 beginnen die Bestattungen auf christlichen Friedhöfen.

Wir zählen im Ortsnamenfeld der Baar insgesamt 169 Siedlungen (ohne Wüstungen) der ersten und zweiten Siedlungsperiode. Unter ihnen haben 84 Orte registrierte alemannische Grabfunde nachzuweisen, eine ganze Anzahl — es sind durchweg die größeren — sogar zwei oder drei Friedhöfe, m. a. W., die Hälfte aller Orte des Altsiedelgebietes hat alemannische Reihengräber. Davon werden 50% allein von den -ingen- und -heim-Siedlungen gestellt.

Auch auf den Gemarkungen der übrigen Siedlungen finden sich alemannische Grabfunde, wenn auch in abnehmender Häufigkeit: die -dorf-, -hofen-, -zimmern- und -stetten-Orte haben insgesamt etwa 30%, die auf -hausen und -weiler etwa 20%. In diesen Zahlen spiegelt sich der Besiedlungsablauf

teilweise insofern wieder, als der Schwerpunkt und die Dichte der Besiedlung in der Zeit der -ingen- und -heim-Orte zu erkennen sind.

Im Zusammenhang mit Reihengräberfunden stellt sich indessen eine Frage, die bisher kaum beachtet wurde. Es gibt einige Orte, die vom Namen her nicht mehr in die Reihengräberzeit fallen und dennoch alemannische Grabfunde haben. Es sind dies Blumberg, Marbach, Niedereschach, Obereschach, Weilersbach, Bergfelden, Fluorn, Neufra und Oberflacht.

Wie ist das Vorkommen von Reihengräbern bei diesen Orten zu erklären? Hier ist folgendes in Erwägung zu ziehen: Alle diese Orte liegen im Alt-siedelland. Sie sind älter, als nach ihrem Namentyp angenommen werden könnte, und das alemannische Fundgut auf ihren Gemarkungen stellt daher keine Überraschung dar. Es gibt bei den hauptsächlichsten Ortsnamentypen Vorläufer und Nachzügler. Die Namen Marbach, Nieder-Obereschach und Weilersbach zählen zu den Vorläufern der -ach und -bach-Gruppe, ehe der Typ im Verlaufe der Rodezeit im östlichen Schwarzwaldrand zur vollen Geltung gelangte. Sie müssen schon um 700 n. Chr. bestanden haben. Das gilt insbesondere für Marbach — vielleicht eine Ausbausiedlung des alten Klengen — und für Weilersbach, das ja quellenmäßig früh belegt ist.

Was die anderen Orte betrifft, so ist zu vermuten, daß auf den Gemarkungen von Blumberg, Bergfelden, Fluorn, Neufra und Oberflacht ältere, dann aber abgegangene Vorsiedlungen Reihengräber hinterlassen haben.

Bei Blumberg⁹⁰ scheint es sich um solch einen Fall zu handeln. Der Name reicht nicht in die Reihengräberzeit zurück. Dennoch wurden dort alemannische Einzelfunde und drei Grabfunde (Gewann Kirchwiesen) gemacht⁹¹. Auf Blumberger Gemarkung lag aber das abgegangene Bislingen, das unter dem Namen Blumberg als Neugründung der Herren von Blumberg wieder erstanden ist. Das Vorkommen von alemannischen Gräbern in Blumberg bietet nun eigentlich kein Rätsel mehr. Sie gehen zurück auf die Blumberg-Vorgängerin Bislingen.

Ähnlich, wenn auch nicht so sicher, steht es mit Obereschach, das wie Niedereschach Reihengräber hat. Als mutmaßliche Vorgängerin von Obereschach ist das abgegangene Ebenhausen anzusehen und als seine archäologische Hinterlassenschaft der alemannische Friedhof im „Harzerwald“. Die gleiche Rolle wie Ebenhausen für Obereschach mag das abgegangene Beroldingen für Niedereschach gespielt haben. Beroldingen lag zwischen den Bächen Fischbach und Eschach, in der Nähe der ebenfalls abgegangenen Burg Graneck.

So könnte auch das Vorhandensein von Reihengräbern auf den Gemarkungen von Bergfelden, Fluorn, Neufra und besonders Oberflacht mit Hilfe der örtlichen Flurnamenkarte bzw. Flurnamenforschung eines Tages vielleicht geklärt werden.

Kurze Zusammenfassung

1. Die -ingen-Orte bestimmen das Siedlungsbild der Baar. Sie sitzen auf den für die Landwirtschaft günstigsten Böden. Innerhalb des -ingen-Gebietes von Baden-Württemberg kennzeichnen sie einen am dichtesten besiedelten Raum. Ihr sprachliches Kennzeichen ist ein germanischer Personenname im 1. Wortteil. Für die -ingen-Ortsnamen-Siedlungen der Baar gilt dies — mit den Ausnahmen Münchingen und Pfäffingen — durchweg, nicht aber für die anderen Ortsnamentypen. Der Anteil an Reihengräbern ist bei den -ingen-Orten am größten. Die -heim-Siedlungen reichen ebenfalls in die erste Siedlungszeit zurück, wenn sie auch etwas später anzusetzen sind. Auf der Baar bestreiten sie mit den -ingen-Orten zusammen die Hälfte aller Siedlungen vor der Rodungszeit. Die -heim- und -ingen-Namen sind nicht typisch für irgendeinen bestimmten Siedlungstyp, auch nicht für die Zugehörigkeit zu einem bestimmten germanischen Stamm. -heim- und -ingen-Namen erscheinen überall im deutschen Sprachgebiet westlich der Elbe.

2. Die -weiler-Orte kommen bei uns über ein rundes Dutzend nicht hinaus. Das Grundwort „-weiler“ ist ein lateinisches Lehnwort, das nicht nur in der Zusammensetzung mit einem Rufnamen vorkommt (Göschweiler), sondern alleinstehend gebraucht wird für kleinere, abgelegene Siedlungsgruppen. Die -weiler-Orte liegen bei uns fast ausschließlich im westlichen Baargebiet, nahe am Schwarzwaldrand. Ihre Gründungszeit ist nach den -heim-Orten anzusetzen.

3. Die -weiler, -hausen, -hofen, -dorf, -zimmern- und -stetten-Namen kennzeichnen einen Siedlungsausbau in einem im wesentlichen schon während der 1. Siedlungszeit abgesteckten Raum, oft als Ausbausiedlung von benachbarten -ingen-Orten. Sprachgeschichtlich auffallend erscheint, daß der Personenname allmählich zurücktritt und durch einen Gattungsnamen ersetzt wird. Der Abgang durch Verödungen ist insbesondere bei den Orten auf -hausen und -hofen sehr hoch, die Zahl der Reihengräber dagegen gering.

4. Bestimmte Ortsnamenbildungen lassen auf fränkische Einflüsse schließen. Das gilt im besonderen Maße für Ortsnamen mit Allgemeinbegriffen (Schemanamen) im 1. Wortteil, etwa für den Typ Talheim, aber auch für die -dorf-Orte am oberen Neckar. Hinter Benennungen solcher Art wird Siedlung auf Grund einer administrativen Anordnung durch planende staatliche Behörden vermutet (wahrscheinlich zur Durchsetzung einer bestimmten Besatzungspolitik). Das gilt vor allem bei gruppenweiser Lage auf oder in der Nähe von fränkischem Königsgut.

5. Die 3. Siedlungsperiode seit Ende des 11. Jh. stellt eine Erweiterung des Siedlungsraumes dar. Das Altsiedelland reichte nicht mehr aus. Neues Land konnte nur noch durch Rodung im Schwarzwald gewonnen werden. Ortsnamenbildend wird jetzt, was den Siedlern zunächst in ihrem Existenzkampf von großer Bedeutung sein mußte: das Wasser. Die Ortsnamen auf -aha (Wasser) und -bach kennzeichnen diese Siedlungszeit. Außerdem spielt bei der Namengebung der Vorgang der Landgewinnung, das Brennen, Reuten und Stocken oder irgendeine topographische Eigenheit der Siedelstelle eine Rolle.

6. Namensänderungen, außer bei Biesingen und Flötzingen, haben nie stattgefunden. Die Stabilität der Namenlandschaft erklärt sich aus dem geschichtlich-kulturellen Charakter der Ortsnamen, die nicht willkürlich gesetzt wurden, sondern in ihrer Schichtung zu erklären sind aus dem Ablauf und den geschichtlichen Bedingungen einer Landschaft oder eines Siedlungsraumes.

Anmerkungen

Abkürzungen:

Baumann, Abgegangene Orte =	F. L. BAUMANN, Abgegangene und unbekannte Orte der bad. Baar und der Herrschaft Hewen, 1880
Baumann, Ortsnamen =	F. L. BAUMANN, Die Ortsnamen der badischen Baar und der Herrschaft Hewen, 1882
Krieger, Wörterbuch =	A. KRIEGER, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 1898
Schriften =	Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Donaueschingen
Z =	Zeitschrift
ZGO =	Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Freiburg
ahd =	althochdeutsch
mhd =	mittelhochdeutsch

- 1 KRIEGER, Wörterbuch.
- 2 W. BOHNENBERGER, Frühalemannische Landstrichsnamen, in: Z. f. württemb. Landesgeschichte 7/1943, S. 120.
- 3 H. JÄNICHE, Baar und Huntari, in: Grundfragen der alem. Gesch., 1955, S. 85 ff.
- 4 K. S. BADER, Zum Problem der alem. Baaren, ZGO 1941, S. 452 ff.
- 5 THEODOR MAYER, Grundlagen und Grundfragen, in: Grundfragen der alem. Geschichte, 1955, S. 23.
- 6 P. v. POLENZ, Landschafts- und Bezirksnamen im frühmittelalterlichen Deutschland, 1. Bd. 1961, S. 142 ff.
- 7 A. BACH, Deutsche Namenkunde § 485: „In der Beurteilung der ‚Baaren‘ ist man also auf den Standpunkt zurückgekehrt (H. Dannenbauer, A. Bauer, K. S. Bader), den Chr. F. Stälin schon vor mehr als 100 Jahren vertreten hat.“
- 8 F. KLUGE/A. GÖTZE, Etymologisches Wörterbuch d. dt. Sprache, 1952.
- 9 W. BOHNENBERGER, Frühalemannische Landstrichsnamen, in: Z. f. württemb. Landesgeschichte, 7/1943, S. 122.
- 10 Über die Herkunft der Alemannen, deren Name nichts anderes bedeutet als „alle Männer“, siehe E. SCHWARZ, Die Herkunft der Alemannen, in: Grundfragen der alemannischen Geschichte, Konstanz 1955, S. 37, und K. WELLER, Geschichte des schwäbischen Stammes, 1944, S. 2.
- 11 K. BOHNENBERGER, Die Ortsnamen Württembergs, 1927, S. 12, 15.
- 12 A. BACH, Deutsche Namenkunde, 1954, Bd. II, § 579.
- 13 A. BACH, Geschichte der deutschen Sprache, 1956, § 70; ders. Deutsche Namenkunde II/§ 579.
- 14 -inga, -ingas werden als latinisierte Formen angesehen. S. dazu W. BRAUNE/ W. MITZKA, Althochdeutsche Grammatik, 1967, § 193/A. 7, 8, 10 und § 225/A 2; dazu auch A. BACH, Deutsche Namenkunde II/§141.
- 15 H. STOLL, Die Alemannengräber von Hailfingen i. Wttbg., 1949.
- 15a WILH. ABEL, Handbuch der deutschen Wirtschafts- u. Sozialgeschichte, 1971, S. 85.
- 15b Über die Größenordnung der frühen Siedlungen liegen jetzt neue archäologische Untersuchungsergebnisse aus südbadischen Gräberfunden von GERH. FINGERLIN vor: Zur alemannischen Siedlungsgeschichte des 3. - 7. Jh., in: Die Alemannen in der Frühzeit, hrsg. v. WOLFGANG HÜBENER, 1974, S. 81, 82. Nach Fingerlin umfassen die -ing- (und -heim-) Orte etwa um die Mitte des 5. Jh. in der Regel 8 - 10 Höfe. Am Ende der Reihengräberzeit ist ein Wachstum bis auf 15 - 20 Höfe bei einer Einwohnerzahl von rd. 200 je Ort festzustellen.
- 16 Die Angaben zu den Ortsnamen hier und im folgenden stützen sich auf das Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, bearb. v. H. WARTMANN, 1863, auf F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1882, ders. Abgegangene Orte, in: Schriften 1880, auf A. KRIEGER, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden 1898, ferner auf die Beschreibungen der ehem. Oberämter Rottweil, Spaichingen, Tuttlingen und Sulz, auf CH. F. STÄLIN, Württembergische Geschichte, 1841 ff, auf das Württembergische Urkundenbuch, 1849 ff und Das Königreich Württemberg 1904, 4 Bd.
- 17 Die mittelalterliche Schreibung (s. KRIEGER, Wörterbuch) schwankt zwischen Pruwelingen (1132), Prulingen (1181), daneben auch Brulingen, Brunlingen (1486); Briulingen (um 1108) und Brülingen (1333) sind offensichtlich zwei Formen, die deutlich die mundartliche Aussprache widerspiegeln; auch ein Breulingen taucht auf (1406), dann einige Formen mit -nl-, so Breunlingen (1565), Breinlingen (1685), zuletzt Brüenlingen (1786). Um 1800, also relativ spät, erscheint unvermutet das heutige Bräunlingen. Parallel zur Unsicherheit in der Schreibung läuft nebenher

- die Beständigkeit der mündlichen Überlieferung. Sie verweist auf die Schreibung um 1108: Briulingen. In der Mundart heißt der Ort heute noch so. „Briulingen“ verrät am deutlichsten seine Herkunft aus Brunilo (Koseform aus Bruno = der Braune, Glänzende). Aus diesem Namen entstand durch Ausfall des i vor l Brunlo und aus diesem wiederum Brulo (dazu BACH, Dt. Namenkd. I/§105). Der Umlaut u-ü (iu) führte hierauf zur ersten uns bekannten Form Briulingen. Daneben behauptete sich in der Schreibung das nicht umgelautete ältere Brulingen, jedoch nicht in der Mundart, die uns die umgelautete Form Briulingen (heutige Sprechweise Brilingen) aus dem Althochdeutschen bis in die Gegenwart bewahrt hat.
- 18 Die älteste Form Choeinga (765) stammt aus einer Kopie und ist, wie BAUMANN wohl richtig vermutet, außerdem verschrieben (BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1882, S. 9). Sie ist daher ungeeignet für eine Namensklärung. Am ehesten führt „Chnewinga“ (821) zu „Klengen“. Zwischenglieder sind: Kniengen (1094), Chneingen (1187), Knengen (1313) und Kliengen (1326). Infolge Wechsel des n in „Knengen“ zu l in „Kliengen“ entstand die feste Form Klengen, nachdem das innlautende w in „Chnewinga“ schon früher ausgefallen war. Siehe dazu: BRAUNE/MITZKA, Althd. Grammatik 1967, § 110, A 1 u. 2, sowie H. PAUL/L. E. SCHMITT, Mhd. Grammatik, 1950, S. 67.
- 19 Möglich wäre „Turnhain“ aus ahd. tura = turm, oder aber nach einer Schreibung v. 1099 „Dorinheim“ aus ahd. dorn = Dorn, Gesträuch herzuleiten. Siehe dazu A. BACH, Deutsche Namenkunde II/§ 321.
- 20 Bei E. FÖRSTEMANN, Altdeutsches Namenbuch, Ortsnamen Bd. 2. 1872 wird zu Pfohren auch die Form Pforheim aufgeführt.
- 21 „Fützen“ wird von BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1882, S. 24, gedeutet als zu den Füßen des Höhenzuges Randen liegend, was wenig wahrscheinlich ist. Vermutlich liegt der Form Phoezen (1083) ein älteres Phoezheim zugrunde. Um 1508 taucht die -heim-Form wieder auf in Futzheim. Es ist eher ein Personenneame im Bestimmungswort als eine Stellenbezeichnung anzunehmen.
- 22 F. LANGENBECK, Beitrag zur Weiler-Frage, Alemannisches Jahrbuch 1954.
- 23 A. BACH, Geschichte der deutschen Sprache, 1956, II/§ 604.
- 24 Volkertweiler ist nach 1420 abgegangen, um 1880 aber am alten Platz als kleine Siedlung wieder erstanden.
- 25 Siehe dazu Württembergisches Städtebuch.
- 26 Nach K. WELLER, Besiedlungsgeschichte Württembergs, S. 59.
- 27 J. BITZER, Zell- und -weiler-Orte, in: Blätter d. Schwäb. Albvereins 34/1922. Bitzer hält solche Ortsnamenpaare für planvolle kirchliche Siedlungen aus der Karolingerzeit auf Königsgut.
- 28 F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1882, S. 29. Baumann stützt sich hier auf eine Stelle im Fürstenb. Urkundenbuch I, 179, die jedoch zu allgemein gehalten ist, als daß man hieraus ein früheres ungetrenntes „Weiler“ ohne weiteres annehmen könnte.
- 29 A. STEINHAUSER, Der fränkische Königshof bei Rottweil, in: Z. f. württbg. Landesgeschichte, 1942. Steinhauser vertritt die Ansicht, daß das Bestimmungswort Rott- in „Rottweil“ aus rotunda = rund abzuleiten sei.
- 30 W. BRAUNE/W. MITZKA, Althochdeutsche Grammatik, § 193/A. 8, 9, 10 u. § 225/A 2.
- 31 Verena ist der Schutzheilige der Müller.
- 31a Nach J. B. HORNING, Geschichte der Stadt Bräunlingen, 1964, S. 111, ist Hubertshofen 1352 als Ausbausiedlung von Bräunlingen aus entstanden. Die alemannischen Gräber auf Hubertshofer Gemarkung verweisen jedoch auf eine schon früher bestandene Siedlung.

- 32 K. BOHNENBERGER, Germ.-Röm. Monatsschrift, Bd. 1, 1909, 17, S. 333.
- 33 M. R. BUCK, Oberdeutsches Flurnamenbuch, 1931.
- 34 Das Königreich Württemberg, 1905, Bd. II/539.
- 35 F. L. BAUMANN, Abgegangene Orte, in: Schriften, 1880.
- 36 K. S. BADER, Die geschichtlichen Flur-, Haus- und Geländennamen von Blumberg, in: Schriften, XXVI. Heft, 1966, S. 68.
- 37 Ders. Zum abgegangenen Ort Bislingen b. Blumberg, in: Schriften, XXVII. Heft, 1968, S. 118.
- 38 Ders. Die Flurnamen von Gutmadingen, 1931.
- 39 Vielleicht trifft letzteres zu auf Gossingen b. Neudingen. S. dazu KARL GLUNK, Die Flurnamen von Neudingen und Fürstenberg, 1949. Danach ist Gossingen Ende des 14. Jh. abgegangen. Seine etwaige Lage vermochte Glunk anhand zahlreicher Flurnamen zu rekonstruieren. Glunk nimmt an, daß die Einwohner der wohl nur sehr kleinen Siedlung in die nahegelegene Burgstadt Fürstenberg abwanderten. Zu Himmlingen und Gossingen vergleiche auch M. MÜNZER, Die Geschichte des Dorfes Neudingen, 1973, S. 112, 113.
- 40 O. SPRINGER, Die Flußnamen Württembergs u. Badens, 1930.
- 41 M. R. BUCK, Oberdeutsches Flurnamenbuch, 1931.
- 42 A. KRIEGER, Wörterbuch, Baden, 1898.
- 43 F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1882, S. 30.
- 44 F. L. BAUMANN, Abgegangene Orte, in: Schriften, 1880, S. 62, 63. Die Lage Sannenweilers konnte bisher nicht festgestellt werden. Der Ort wird im Rotulus Sancti Petri (Freib. Diöz. Archiv 15. Bd., 1882, S. 144) erwähnt: Ein Mann namens Engilboldus aus Volkertsweiler schenkte St. Peter u. a. ein Gut bei „Sannunwilre“. Daß der Ort bei Villingen liegen soll, wie Baumann annimmt, ergibt sich nicht zwingend aus der Textstelle.
- 45 K. S. BADER, Kloster Amtenhausen in der Baar, Rechts- und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen, Veröffentlichungen aus dem Fürstl. Fürstenbergischen Archiv, 1940, S. 69.
- 46 F. L. BAUMANN, Abgegangene und umbenannte Orte usw., in: Schriften, 1880, III. Heft, S. 52.
- 47 F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1882, S. 32. Baumann sieht in dem Bestimmungswort „Schaff“ das Wort Schaft als Hinweis auf Schilfrohr bzw. sumpfiges Gelände. Diese Deutung hat jedoch wenig für sich. Die in der Ortsnamenbildung gebrauchte Bezeichnung für sumpfiges Gelände ist das ahd. ror- (Rohrbach) oder riot- (Rietheim).
- 48 J. HORNUNG, Geschichte der Stadt Bräunlingen, 1964, S. 88.
- 49 D. WEBER, Die Wüstungen in Württemberg, 1927.
- 50 J. HORNUNG, Geschichte der Stadt Bräunlingen, 1964, S. 106.
- 51 A. VETTER, Geschichte der Stadt Fürstenberg, o. J., S. 36.
- 52 F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften 1882, S. 36.
- 53 Oberamtsbeschreibungen von Rottweil, Spaichingen, Sulz, Tuttlingen.
- 54 D. WEBER, Die Wüstungen in Württemberg, 1927.
- 55 F. L. BAUMANN, Abgegangene Orte, in: Schriften 1880, S. 62, 64.
- 56 F. L. BAUMANN, Abgegangene Orte, in: Schriften, 1880, S. 53.
- 57 W. ABEL, Landwirtschaft 1350-1500, in: Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 1971, S. 300.
- 58 R. GRADMANN, Süddeutschland, Bd. I, 1964, S. 125.

- 59 O. SPRINGER, Die Flußnamen Württembergs und Badens, 1930, sowie H. KRAHE, Unsere ältesten Flußnamen, 1964.
- 59a P. REVELLIO, Aus der Ur- und Frühgeschichte der Baar, 1932, S. 11, sowie E. SANGMEISTER, Die Ausgrabungen des Hallstatt-Fürstehügels „Magdalenenberge“ bei Villingen - Aspekte und Perspektiven, und K. SPINDLER, Keltische Gräber im Magdalenenberg, beide in: Villingen und die Westbaar, 1972, S. 26 bzw. S. 30.
- 60 F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1882, S. 12.
- 61 A. KRIEGER, Wörterbuch.
- 62 J. B. KOLB, Hist.-stat.-topographisches Lexikon v. d. Großherzogtum Baden 1813.
- 63 A. BACH, Deutsche Namenkunde, 1954, § 490.
- 64 P. REVELLIO, Beiträge z. Geschichte d. Stadt Villingen, 1964, S. 17.
- 65 Notitia fundationis, ZGO, 9. Bd. 1858, S. 203: Est locus cellae vicinus nomine Welchenveld, qui pertinuit ad abbatiam Scaphusensem (Schaffhausen).
- 66 Zur Problematik dieser Frage siehe BR. BOESCH, Grundsätzliche Erwägungen z. d. nichtdt. Orts- und Flurnamen am Oberrhein u. i. Schwarzwald, in: ZGO 1965, 1. Heft, S. 12 ff.
- 67 Dazu B. HEINEMANN, Kelto-römische Siedlungsreste im Gebiet der oberen Brigach, Schriften, XXI. Heft, 1940, S. 199.
- 68 A. BACH, Deutsche Namenkunde II/§ 467, 483, 676, 698. § 584: „Als jüngere und wohl unter fränkischem Einfluß entstandene Anlagen werden in den verschiedenen deutschen Landschaften . . . die Gruppen sichtlich aufeinander abgestimmter Namen wie Nord-, Süd-, West-, Ostheim, Berg-, Tal-, Mühl-, Kirchheim angesprochen, die in der Nähe von Königsgut liegen.“
- 69 Siehe dazu: BRUNO BOESCH, Ortsnamenprobleme am Oberrhein, in: Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung. Methoden, Probleme, Aufgaben, 1963, S. 144. Boesch sieht in den -heim-Namen eine unter der merowingischen Herrschaft beginnende Sprachentwicklung, deren Einfluß „-heim“ rasch nach Süden brachte. Nach Boesch sind die schematischen -heim-Orte in Südalemannien (Typ **Tannheim**) als staatsfränkische Siedlungen anzusehen.
- 70 K. BOHNENBERGER, Die Ortsnamen Württembergs, 1927, S. 18. Bohnenberger nimmt diesen Tatbestand besonders für die -dorf-Siedlungen an, wenn auch nicht für alle. Er sieht in der Häufung dieses Namentyps am oberen Neckar keine Zufälligkeit, sondern die Absichtlichkeit einer bestimmten Planung für ein größeres Siedlungsgebiet, durchgeführt von ein und demselben Gründer.
- 71 M. GLUNK, Die karolingischen Königsgüter in der Baar, in: Schriften, Bd. 1968.
- 72 Als Kennzeichen für fränkische Siedlung oder Siedlungseinfluß gelten die Namen von fränkischen Kirchenheiligen (St. Martin, Remigius, German u. a.), die als Schutzpatrone auch im alemannischen Gebiet zu finden sind.
- 73 H. JÄNICHEN, Baar und Huntari, in: Grundfragen d. alem. Geschichte, 1955, S. 125.
- 74 Beschreibungen der Oberämter Rottweil, Spaichingen, Tuttlingen, Oberndorf.
- 74a Königsheim, Bubsheim und Egesheim sieht H. Jänichen, zusammen mit anderen -heim-Orten, die sich insgesamt um Nusplingen, Kreis Balingen, gruppieren, als fränkische Gründungen an; s. Der Landkreis Balingen. Amtliche Kreisbeschreibung, hrsg. v. Statistischen Landesamt Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Balingen, Bd. I, 1960, S. 208.
- 75 Württembergisches Städtebuch, 1962, S. 428.
- 76 H. JÄNICHEN, Dorf und Zimmern am oberen Neckar, Alemannisches Jahrbuch, 1954. Jänichen steht hier in der Nachfolge Bohnenbergers, siehe Anmerkung 70.

- 77 Siehe hierzu: K. S. BADER, Das Benediktinerinnenkloster Friedenweiler und die Erschließung des südöstlichen Schwarzwaldes, in: ZGO, NF 52, 1939, sowie FRITZ SCHEERER, Besiedlung und Flurnamen im Vorland des Mittleren Schwarzwaldes, in: Z. f. Württembergische Landesgeschichte XXXI, 1972, und TH. MAYER, Die Besiedlung und politische Erfassung des Schwarzwaldes im Hochmittelalter, in: ZGO, NF 52, 1939, S. 500.
- 77a F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in Schriften, 1882, S. 17.
- 77b Ders. in: Schriften, 1882, S. 19.
- 78 In den Quellen erscheint Aasen unter der Floskel „... in comitatu Aseheim“ (1083). Es ist auf Grund dieser Quellennotiz der Eindruck entstanden, als habe es neben der Grafschaft Baar im gleichen Raum auch noch eine Grafschaft Aseheim gegeben. Tatsächlich kann es sich aber hier nur um die in der bekannten Kaiserurkunde (Villinger Marktrechtsurkunde) 999 genannten Grafschaft Baar handeln. Hierzu paßt auch die Feststellung von P. v. POLENZ, Landschafts- u. Bezirksnamen im frühmittelalterlichen Deutschland, 1961, daß wir nämlich in der Kanzleisprache zur Konvention erstarrte Schreibform vorfinden (in pago . . . , in comitatu . . . , in ministerio . . .), die in der nachkarolingischen Zeit ihren ursprünglichen Sinn eingebüßt haben und hinter denen sich die „verschiedensten Arten von Raumeinheiten (Gemeinde, Gemarkung, Kirchspiel usw.)“ verbergen können. Man kann daher davon ausgehen, daß bei „in comitatu Aseheim“ eine solche Formel vorliegt und es eine Grafschaft Aasen nie gegeben hat.
Siehe dazu auch K. S. BADER, Die Landgrafschaft Baar vor und bei ihrem Übergang an das Haus Fürstenberg, in: Schriften, 1960, S. 13 ff; ferner H. MAURER, Ein päpstliches Patrimonium auf der Baar, in: Villingen und die Westbaar, 1972, S. 131.
- 79 F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1882, S. 19. Die Deutung ist unsicher.
- 80 K. S. BADER, Beiträge zur Geschichte der Stadt Vöhrenbach, 1965, S. 19.
- 81 F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1882, S. 19.
- 82 KRIEGER, Wörterbuch.
- 83 K. S. BADER, Die geschichtlichen Flur-, Haus- und Geländennamen von Blumberg, in: Schriften, XXVI. Heft, 1966, S. 68.
- 83a Es könnte aber auch eine Ableitung des Bestimmungswortes „Röten-“ aus „reuten“ vorliegen. In der Mundart dieser Gegend erscheint der Name heute noch als „Raidenberg“. Eine „Raidi“ ist ein Reutefeld; s. FRITZ SCHEERER, Besiedlung und Flurnamen im Vorland des Mittleren Schwarzwaldes, in Zeitschr. f. Württembergische Landesgeschichte, XXXI, 1972, S. 83, 85.
- 84 F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1822, S. 22.
- 85 H. MAIER, Die Flurnamen der Stadt Villingen, 1962.
- 86 F. L. BAUMANN, Ortsnamen, in: Schriften, 1882, S. 22.
- 87 A. Vetter, Die Geschichte der Stadt Fürstenberg, o. J.
- 88 F. L. BAUMANN, Abgegangene Orte, in: Schriften, 1880, S. 51, 54, 63, 64.
- 89 J. HORNING, Die Geschichte der Stadt Bräunlingen, 1964, S. 91, 106.
- 90 K. S. BADER, Die geschichtlichen Flur-, Haus- und Geländennamen von Blumberg, in: Schriften, XXVI. Heft, 1966, S. 68; früher schon hatte K. S. Bader auf den Zusammenhang zwischen der Vorsiedlung Bislingen und den Reihengräbern in Blumberg hingewiesen, in: Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich, 1957, S. 32.
- 91 Bad. Fundberichte, 16. Jg., 1940, und 17. Jg., 1954.
- 92 A. BACH, Deutsche Namenkunde, II/§ 584.

Von der Normalschule zum Schullehrer-Seminar

Die Bräunlinger Musterschule des Oberlehrers Mathäus Blanche (1825-1845)

von Gerhard Silberer

In der anwachsenden Literatur zur Entwicklung des Lehrerbildungswesens in Deutschland wird in der Regel ein Zwischenstadium der Institutionalisierung übersehen, das zumindest in Süddeutschland von einiger Bedeutung gewesen war: die sogenannte Normalschule oder das Normal-Institut. Sein Name lebt noch fort in der Ecole Normale des benachbarten Frankreich, und es wäre eine Untersuchung wert, ihrer Namensgeschichte nachzugehen.

In Süddeutschland, Österreich und der Schweiz ist der Name heute kaum mehr bekannt; in Österreich und Deutschland gewinnt der eng damit verbundene Name „Hauptschule“ heute eine neue, jedoch in ganz andere Richtung weisende Begrifflichkeit.

Die herkömmliche Auffassung führt als erstes Studium einer Lehrerbildung gewöhnlich die sogenannte Schulmeisterlehre auf, deren Formen sich in ganz Deutschland seit Beginn eines Elementarschulwesens nachweisen lassen. Während sich im Rahmen der Schulgesetzgebung, die weitgehend ein Annex des Kirchenrechts blieb und von dort im 18. Jahrhundert in die Verfügung des Staates übergang, Kontrollorgane dieser Schulmeisterlehre institutionalisierten, wurde die eigentliche Konzeption eines direkten Lehrverhältnisses zwischen Schulmeister und Schullehrling nie aufgegeben.

Als Einwand ließe sich hier auf das von A. H. FRANCKE an der Wende des 17. Jahrhunderts gegründete Seminarium praeceptorum hinweisen, das in der Folge Modell jeder zentralen staatlichen Lehrerbildung geworden sei. Man würde dabei jedoch übersehen, daß im süddeutschen Raum die von FRANCKE über J. JULIUS HECKER führende Genealogie des Schullehrerseminars nicht unmittelbar an dieser Meisterlehre ansetzt, sondern zumindest regional durch eine eigenständige Konzeption vermittelt wird: durch das Reformwerk des JOHANN IGNAZ v. FELBIGER.

Während er in seinem Generalschulreglement von 1765 als Untertan des preußischen Königs noch von einem „Seminar“ spricht, in dem die künftigen

Lehrer zu bilden seien¹, gilt die 1774 in seiner österreichischen Periode verfaßte „Allgemeine Schulordnung“ für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen Kaiserlich Königlichen Erbländern. Hier wird das Institut der Lehrerbildung nicht Seminar sondern Normalschule genannt, und es wäre interessant zu erfahren, weshalb jener, dem evangelischen Schulwesen entstammende, im katholischen Raum nicht unbekanntes Name vermieden wurde.

Normalschulen wurden im gesamten katholischen deutschen Sprachgebiet des Habsburgerreiches errichtet, und es läßt sich unschwer nachweisen, daß Schulordnungen anderer katholischer Territorien nicht wenig von der Felbiger'schen Ordnung und dem 1775 erschienenen Methodenbuch abhängig sind.

Nach der gründlichen, schon 1908 erschienenen Arbeit von M. MOSER² haben andere Untersuchungen den bedeutenden Einfluß dieser Normal- und Hauptschulen bestätigt³. Sie wandten sich zunächst an die bereits im Dienst stehenden Schulmeister, die in Kursform auf die Höhe der Methode geführt werden sollten. Am Sitz solcher Normal- und Hauptschulen, später auch in deren Hinterland, entstanden sogenannte Musterschulen, die mit der Zeit die Ausbildung des Lehrernachwuchses übernahmen. Vorsteher war der Geistliche einer Pfarrei, ein für Schulfragen besonders aufgeschlossener Kleriker, eigentliches Ausführungsorgan jedoch der „Musterlehrer“, der neben seinem Volksschulunterricht diese Lehrerbildung betrieb. Da seine „Lehrlinge“ Lehrgeld bezahlen mußten, war diese zusätzliche Einnahmequelle sehr willkommen, und die staatliche Anerkennungsurkunde eines Musterlehrers war bares Geld. Dies dürfte wohl mit ein Grund dafür sein, daß sich diese Institution nach Übergang der ehemaligen österreichischen Gebiete in die napoleonischen Rheinbundstaaten zäh hielt und zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch weithin beobachtet werden kann.

Als Beispiel hierfür darf die Entwicklung im damaligen Großherzogtum Baden gelten. Wie auch in anderen Fragen versuchte die Regierung in Karlsruhe mit mehr oder weniger Geschick eine Auseinandersetzung im schulischen Bereich zu vermeiden, um die ohnehin angespannte Stimmungslage in den zu einem Ganzen zusammengefaßten Landesteilen nicht zu verschärfen. Nach dem spürbaren Fehlschlag einer Zentralisierung des Unterrichtswesens 1807 versuchte man eine langsame Homogenisierung des Schulrechts durch die stetige bürokratische Entwicklung der vorhandenen Strukturen⁴. Man hatte im katholischen Teil Badens und Württembergs einen wohlwollen-

den Rückhalt in der von I. H. v. WESSENBERG (1774-1860) beeinflussten Geistlichkeit, der das Schulwesen noch weithin unterstand und die durch die Ideen der Aufklärung ein waches Interesse für alle Fragen der Volksbildung gefunden hatte⁵.

WESSENBERG war Vertreter des Schulseminargedankens, und so konnte sich diese Institution in seinem Einflußbereich wohlwollend beachtet durch die Qualität ihrer Ausbildung durchsetzen.

In dieser Periode der endgültigen Zentralisierung des Lehrerbildungswesens hielten sich jedoch noch weithin, vor allem im Süden des Landes Baden, die ehemaligen Musterschulen und Privatlehreranstalten. Da das von Baden-Baden nach Rastatt verlegte Präparandeninstitut nach seiner Erhebung zum Schullehrer-Seminar 1809 geographisch sehr ungünstig gelegen war, konnte sich in Konstanz um 1830 geradezu ein neues privates „Lehrerseminar“ entwickeln.

Es wurde von J. W. STRASSER, einem Geistlichen aus dem Bekanntenkreis Wessenbergs, geleitet und zeigt die typischen Eigenschaften einer solchen privaten, der ehemaligen Normalschule noch nahestehenden Lehrerbildungsform⁶. Die zahlreichen Schulamtsaspiranten — es waren zuweilen 30 junge Leute — kamen zum Teil aus den mittleren Klassen des Konstanzer Lyceums, oft auch aus Musterschulen im Hochschwarzwald, wo man den weiten Weg ins Rastatter Seminar scheute. Straßer erwähnt vor allem zwei Institute, deren gründliche Bildung er rühmt: das von T. MAYER in Villingen und ein anderes von Oberlehrer BLANCHE in Bräunlingen⁷. Das Lob des letzteren verbreitet er sogar in Druckschriften⁸. Nur eine ins einzelne gehende Durchsicht der Aktenbestände des Karlsruher Generallandesarchivs könnte eine vollständige Erfassung jener kleinen, zu Anfang des 19. Jahrhunderts bestehenden privaten Lehrerbildungsinstitute erbringen. Die ausführliche, wenn auch auf weite Strecken hin unkritische „Geschichte der Entwicklung des Volksschulwesens im Großherzogtum Baden,“ die H. Heyd⁹ zu Beginn dieses Jahrhunderts in 3 Bänden herausgegeben hatte, behandelt zumeist nicht mehr das 19. Jahrhundert und ist deshalb höchstens als Vororientierung einer solchen Bestandsaufnahme brauchbar.

Der Bedeutung des Bräunlinger Instituts entsprechend soll hier über frühere Versuche hinaus¹⁰ eine weitere Erhellung der Grundverhältnisse an jenen für die Lehrerbildungsgeschichte nicht unwichtigen normalschulähnlichen Privatinstitutionen versucht werden.

Obwohl die Schule von Bräunlingen unter vorderösterreichischer Ver-

waltung die Stellung einer Normalschule hatte¹¹, dürfte sie sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf einem für die abgelegenen Teile des Hochschwarzwaldes nicht ungewöhnlichen Tiefstand befunden haben. Die etwa 200 Schüler der Stadt wurden in zwei Abteilungen von je einem Lehrer unterrichtet.

Die erste Schulstelle, die 1812 ein JOHANN SCHMID bereits 30 Jahre innehatte, war mit 300 Gulden bar und 50 Gulden zusätzlichem jährlichem Einkommen unverhältnismäßig gut bezahlt. Die zweite Schulstelle, der die 146 jüngeren Kinder des Städtchens zugewiesen waren, erbrachte einem Peter Vetter mit 172 Gulden wesentlich weniger und dürfte es ihm wie vielen seiner Kollegen erst spät erlaubt haben, einen eigenen Hausstand zu gründen¹².

Wohl auf äußeren Druck bat Johann Schmid damals um seine Pensionierung, hoffte jedoch, seinen Sohn Joseph Anton, den er auf der Freiburger Normalschule hatte ausbilden lassen, als seinen Nachfolger durchbringen zu können. Dieses Verfahren war sehr beliebt, da die Einkünfte der relativ hochdotierten Schulstelle in der Familie verblieben¹³. Schmid hatte mit seinen Vorstellungen jedoch keinen Erfolg, da man einen von ihm unabhängigen Mann einsetzen wollte, und so ging die Schulstelle am 26. 5. 1812 an JOHANN GEORG RAIBLE aus Hüfingen¹⁴.

Schon bald nach Beginn seiner Tätigkeit bemühte sich dieser um Aufstellung als Musterlehrer, wurde jedoch abschlägig beschieden¹⁵. Da man ihm aber mit einigen Auflagen die weitere Unterrichtung der bereits angenommenen Schulpräparanden erlaubt hatte, mochte er ohne weitere Meldung das einträgliche Nebengeschäft weitergeführt haben¹⁶. Zu einem aufsehenerregenden Zwischenfall kam es jedoch erst 1822, als der damalige Direktor des Rastatter Schullehrerseminars, der spätere Ministerialrat GERHARD ANTON HOLDERMANN (1772-1843)¹⁷, einen scharfen Angriff gegen die Ausbildungspraxis und das Finanzgebaren Raibles führte. Nach den Aussagen damaliger Seminaristen hätte der Bräunlinger Musterlehrer in acht Jahren 56 Zöglinge aus seinem Institut entlassen, was die oben ausgesprochene Vermutung der stillen Unterhaltung eines Präparandeninstituts aufdrängt. Setzt man die in den angeschlossenen Zeugnissen belegte Lehrzeit auf durchschnittlich zwei Jahre, so dürften sich jeweils 14 Schulpräparanden bei Raible befunden haben.

Auch die Nebeneinnahmen lassen sich — die Ehrlichkeit der Zeugen

vorausgesetzt — annähernd bestimmen. Der als Hauptzeuge genannte J. Seiferle von Geisingen hatte für zwei Lehrjahre 300 Gulden, jährlich also 150 Gulden gezahlt. Zieht man die wohl nicht unbeträchtlichen Verpflegungskosten ab, so dürften sich bei einem Multiplikator von 14 doch ganz schöne Nebeneinnahmen für den offiziell kaum bestätigten „Musterlehrer“ ergeben haben¹⁸. Nach dem Verbot des Präparandenunterrichtes¹⁹ könnte seine Versetzung nach Radolfzell 1824 noch in ursächlichem Zusammenhang zu diesem Zwischenfall stehen²⁰. Wenn man die säuberlich geschriebenen Zeugnisse Raibles und die Aussagen der befragten Seminaristen über die gebotenen Unterrichtsstoffe liest, so wird man den Eindruck nicht los, daß hinter den berechtigten Klagen über zu hohe Kostgelder und mangelnde Unterrichtung Konflikte stehen, die sich beim Übergang vom Normalschul- zum Schullehrerseminar-System notwendig ergeben mußten.

Das Schullehrerseminar zog damals das Prüfungsrecht für Schulkandidaten, das bisher bestimmten Schuldekanen zugestanden war, an sich, so daß die Präparanden, um ihr eigenes Unvermögen zu entschuldigen, ihre Ausbilder für Bildungslücken verantwortlich machen konnten. Die rivalisierende Seminardirektion mochte diese Kritik nicht ungern hören, und da sie in der stärkeren Position war, konnte es nur eine Frage der Zeit sein, wann sich die Überreste des ehemaligen Normalschulinstituts von selbst auflösten.

Unter diesen Umständen mutet es sonderbar an, daß der neue, am 26. 1. 1825 zum ersten Bräunlinger Hauptlehrer ernannte Mathäus Blanche das Präparandeninstitut weiterführte²¹. Er fand, wie oben schon ausgeführt, in dem Konstanzer Dekan J. W. Straßer sehr bald einen wohlwollenden Gönner und konnte seine Schulpräparanden in dessen Institut die Schulkandidatenprüfung ablegen lassen²². Das katholische Rastatter Seminar befand sich damals trotz Überfüllung in einer Periode des Niedergangs²³, so daß man von staatswegen jeder privaten Initiative entgegenkommen mußte. Sobald sich jedoch 1833/34 in der Person des Pestalozzischülers PHILIPP J. NABHOLZ (1782-1842) eine neue Direktion des Schullehrerseminars gefunden hatte, entzog man Straßer in Konstanz das Prüfungsrecht und verwies auch seine Präparanden zur Schulkandidatenprüfung nach Rastatt²⁴. Damit war auch Blanche in Bräunlingen in die gleiche Lage wie Raible vor ihm gekommen. Er konnte Präparanden ausbilden, doch gewonnen hatten sie dadurch eigentlich nichts, denn die Prüfung war im fernen Rastatt²⁵. Es war ein zu großes Risiko, sich ihr ohne eigentliche Seminarbildung auszusetzen.

Die alten und neuen Ausbildungsverhältnisse lassen sich in einer Skizze etwa folgendermaßen verdeutlichen:

Altes System	Neues System
18. Lj.	Rezeption - Schulkandidat
17. Lj. Rezeption - Schulkandidat	Schulkandidatenprüfung am
16. Lj. Schulkandidatenprüfung	Schullehrerseminar 18. Lj.
Präparand (bei Lehrer)	Schulseminarist 17. Lj.
15. Lj. Präparand (bei Lehrer)	Schulseminarist
14. Lj. Aspirant (bei Lehrer)	Aufnahmeprüfung ins Seminar 16. Lj.
	Aspirant (bei Lehrer) 15. Lj.
	Aspirant (bei Lehrer) 14. Lj.

Vielleicht durfte Blanche auch schon damals nicht mehr Präparanden zur Schulkandidatenprüfung, sondern nur noch Aspiranten zur Ausbildung ins Schullehrerseminar schicken²⁶. Eine solche Vorbereitung etwa bis zum 16. Lebensjahr, mit der man in Ettlingen, wohin das Rastatter Institut inzwischen verlegt worden war, eintreten durfte, war weniger attraktiv; die konnte jeder Lehrer für weniger Geld geben^{26a}. Dennoch unterhielt Blanche wohl bis zu seinem Tode ein solches Institut²⁷. Der Grund für dessen Beliebtheit dürfte „das ineinandergreifende systematische Lehrverfahren“²⁸ und das „erfreuliche Zusammenwirken“ mit dem seit 21. 8. 1827 in Bräunlingen angestellten zweiten Lehrer JOHANN NEUMEISTER gewesen sein²⁹. Wenn es nach einem Zeugnis Straßers 1833 noch etwa 12-18 Schüler besucht hatten³⁰, so dürften die Zahlen in den späteren Jahren, als die Bedeutung in dem oben gekennzeichneten Sinn gesunken war, zurückgegangen sein. Nach der Neugründung des Meersburger Seminars 1840, dessen erster Direktor wiederum der Pestalozzischüler Nabholz wurde³¹, mochten sich die alljährlich zum Seminar abgehenden Aspiranten des Lehramts wie zu Zeiten Straßers wieder zur Seegegend hin orientieren.

Die Vermutung liegt nahe, daß das vom Hüfänger Dekanat gerühmte „systematische Lehrverfahren“ Blanches wohl dem Straßers und Nabholz' nahe gestanden sein mochte, also dem Geist der Pestalozzischen Methode verpflichtet war. Ein genaueres Urteil ließe sich nur aus evtl. hinterlassenen Lehrbüchern oder Niederschriften seiner „Schullehrlinge“ bilden³².

Doch unabhängig davon ist das Leben und Wirken dieses Mannes, der am 13. Sept. 1845 mit 47 Jahren einem Schlaganfall erlag, beispielhaft für viele.

Er hatte als gebürtiger Bräunlinger³³ schon mit 14 Jahren seine schulische Laufbahn begonnen und bereits zwölf Jahre Erfahrung hinter sich³⁴, als er sich der Kompetenz um die gutdotierte erste Bräunlinger Lehrerstelle stellte. Sieben andere Bewerber konnten nicht verhindern, daß man ihn vorzog, obwohl sein Bräunlinger Bürgerrecht nach den damaligen Gewohnheiten gegen eine solche Berufung sprach³⁵. Die guten Zeugnisse für seine frühere Tätigkeit³⁶ dürften nicht weniger dazu beigetragen haben als persönliche Verbindungen, die auch zu der Konstanzer Seekreisdirektion nicht auszuschließen sind³⁷. Sein gewissenhaftes Arbeiten, das auch unangenehmen Entscheidungen nicht aus dem Wege ging³⁸, erwarb ihm bald das Wohlwollen der Gemeinde, was für einen Ortsansässigen in Anbetracht der vielfältigen Zerwürfnisse unter den städtischen Behörden nicht leicht gewesen sein mochte³⁹. Sein früher Tod stürzte eine junge Familie in Armut und Einsamkeit⁴⁰. Ein langjähriger Mitarbeiter, Johann Neumeister, der sich am 25. 11. 1845 um die vakante Stelle bewarb und sie auch erhielt, dürfte noch eine Zeit lang im Geiste Blanchés gewirkt haben. Bedeutung hat er nicht mehr erlangt.

Das Normalinstitut und ihm verwandte Formen der Lehrerbildung mußten, anders als zunächst im benachbarten Österreich, aber ähnlich wie in der Schweiz, dem Seminar weichen, und wer in ihrer Tradition stand, ging mit dahin, so begabt und fähig er auch sein mochte. Es dürfen dabei weniger konfessionelle Einstellungen mitgewirkt haben, auch wenn kaum zu übersehen ist, daß die aufgeklärte katholische Geistlichkeit, die noch bis über die Jahrhundertmitte die Schulvisitaturen innehatte, im Gegensatz zu Wessenberg wohl mehr dem Präparandeninstitut normalschulähnlicher Prägung zugeneigt war. Die stärkeren Impulse dürften jedoch von der zentralistisch bürokratischen Verwaltung der sich konsolidierenden Rheinbundstaaten gekommen sein. Sie hatten in größeren Bildungseinheiten, wie sie die Schullehrerseminare darstellten, gleichsam eine Schule der Schulen zur Verfügung. Die sich abzeichnenden politischen und sozialen Spannungen der zweiten Jahrhunderthälfte mußten einem trotz konstitutioneller Einfärbung monarchisch gebliebenen Staat ein solches Instrument zur Lenkung der Untertanen besonders empfehlen.

Ob damit im Schullehrer-Seminar günstigere Voraussetzungen für die eigentliche fachliche Ausbildung geboten waren, fiel dabei weniger ins Gewicht. Wenn die Seminare eine umfassendere Wissensvermittlung garantieren konnten, so hatten die Normalinstitute ihnen eine größere Nähe zum

praktischen Unterrichtsgeschehen voraus. Was für den künftigen Lehrer bedeutsamer war, die Frage der Prioritäten also, wurde selten gestellt, da man auch in der Schullehrerseminarbildung ein umfangreiches Angebot praxisnaher Einübung vorweisen konnte.

Nur selten bekommt man deshalb Überlegungen zu Gesicht, wie sie die beiden Pestalozzischüler PHILIPP NABHOLZ und WILHELM STERN (1792-1873) in einem Gutachten zur optimalen Größe eines zu schaffenden Schullehrerseminars 1838 entwickelten. Der letztere, langjähriger Direktor des Karlsruher Lehrerseminars, stellte dabei eine Alternative, die zwar vom Normalinstitut nichts zu wissen scheint, doch die Frage der Priorität von Theorie und Praxis zum Ausgangspunkt schulorganisatorischer Entscheidungen macht:

„Wenn dies nicht geschieht (— die Einrichtung einer ganz dem Seminar-direktor unterstehenden Übungsschule —) so verfehlt eine derartige Anstalt das Hauptziel, und nach mehrjährigen betrübenden Erfahrungen wird man zu der Ansicht kommen, daß Lehrerzöglinge sich besser auf ganz praktischem Wege an der Seite geschickter Schulmeister bilden als in einem Schulseminar.“⁴¹

Hier wird der Blick frei auf das einzig Maßgebende einer Lehrerbildung, die Spannung zwischen Theorie und Praxis, die nur annäherungsweise und auf Zeit leistungsfähige Institutionen erlaubt. So dürfen wir annehmen, daß auch die Normalschule „ihre Zeit“ hatte — eine sehr kurze zwar, doch bedeutsame, als Vor- und Zwischenstufe auf dem Weg zur Zentralisierung der Lehrerbildung.

Anmerkungen

- 1 General-Landschul-Reglement, in: JOH. I. v. FELBIGER, hrsg. v. J. SCHEVELING, Paderborn 1958, S. 6, = Schönings Samml. Pädagog. Schriften Nr. 3: „Wir befehlen, daß obgemelte Schulen, welche als Seminarien der künftigen Schulleute dienen sollen. . . .“
- 2 M. MOSER, Der Lehrerstand des 18. Jahrhunderts im vorderösterreichischen Breisgau, Berlin, Leipzig 1908.
- 3 W. ZIMMERMANN, Die Anfänge und der Aufbau des Lehrerbildungs- und Volksschulwesens am Rhein um die Wende des 18. Jahrhunderts (1770-1826) I. Teil: Die Anfänge der Lehrerbildung und die Reform des niederen Schulwesens in den rheinischen Territorialstaaten (1770-1794) (1806), Köln 1953.
B. RAUFER, Die Fürstlich Fürstenbergische Volksschule nach Einführung der Normalmethode bis zur Mediatisierung des Fürstentums 1775-1806, in: Schriften des Vereins f. Geschichte und Naturgeschichte d. Baar, XVIII (1931);

- A. STOLL, Geschichte d. Lehrerbildung in Tirol. Von den Anfängen bis 1876. Weinheim 1968;
- G. SILBERER, Pestalozzi und die Anfänge einer zentralen staatl. Lehrerbildung im deutschen Südwesten, Diss. Heidelberg 1968.
- 4 G. SILBERER, a. a. O., S. 95-117
- 5 Vgl. hierzu auch F. A. GRAF, Südwestdeutsche Schulreform im 19. Jahrhundert. Der Einfluß I. H. v. Wessenbergs auf die Gestaltung des Schulwesens (1802-1827), Meisenheim 1968, vor allem S. 77-82.
- 6 Vgl. G. SILBERER, a. a. O., S. 32-37; F. A. GRAF, a. a. O., S. 79.
- 7 GLA (Generallandesarchiv Karlsruhe) Abteilung 235/(Faszikel) 14545: Nov. 1833; 235/15079: 9. 6. 1833.
- 8 I. H. v. WESSENBERG, Über die Bildung der gewerbetreibenden Volksklassen überhaupt und im Großherzogtum Baden insbesondere, nebst einem Anhang von I. W. Straßer, Konstanz 1833, S. 52: „Viele Schulpräparanden, welche von Stadt- und Landlehrern in der Pädagogik und Methodik unterrichtet wurden, hatten bei mir auf Anordnung des Großherzogl. Ministeriums die Candidatenprüfung bestanden. Ich fand nur diejenigen mit zureichenden Kenntnissen ausgerüstet, denen der treffliche Lehrer Blanche zu Bräunlingen Unterricht gab; allen übrigen mangelten die erforderlichen Kenntnisse, und es gebrach ihnen noch überdies an richtiger Ansicht der Volksschule.“
- 9 Geschichte der Entwicklung des Volksschulwesens im Großherzogtum Baden, hrsg. v. Heyd H., 3 Bde. Bühl 1900-1902.
- 10 G. SILBERER, a. a. O., S. 33 nr. 144.
- 11 J. B. HORNING, Geschichte der Stadt Bräunlingen, Bräunlingen 1964, S. 202 zitiert, leider ohne Stellenangabe, eine Anordnung der k. u. k. Regierung von 1773, in der vom Vorstand der Normalschule gesprochen wird.
- 12 Vetter ist 1820 bereits 60 Jahre alt und hat 3 Kinder, deren ältestes 11 Jahre alt ist: GLA 347, Zugang 1906, Fasc. 496, Schreiben v. 14. 10. 1820.
- 13 Vgl. eine Fallstudie mit ähnlichen Ergebnissen von M. WEBER, Die Kirzartener Geschichte, in: Kirzarten. Geographie-Geschichte-Gegenwart. Festbuch zur Zwölfhundertjahrfeier, Kirzarten 1966, S. 438-459.
- 14 GLA 347, Zugg. 1906, Fasc. 496: 26. 5. 1812.
- 15 GLA 347, Zugg. 1906, Fasc. 496: 26. 2. 1814.
- 16 GLA 347, Zugg. 1906, Fasc. 496: In dem Schreiben v. 29. 1. 1820 wird Raible als Musterlehrer bezeichnet.
- 17 Zur Person: G. SILBERER, a. a. O., S. 213-227.
- 18 GLA 235/20684: 8. 10. 1822.
- 19 GLA 235/20684: 12. 10. 1822.
- 20 GLA 347, Zugg. 1906, Fasc. 496: 18. 9. 1824.
- 21 GLA 347, Zugg. 1906, Fasc. 496.
- 22 GLA 235/14545: 16. 6. 1830, 25. 5. 1831: Prüfungszahlen; G. Silberer, a. a. O., S. 35.
- 23 Vgl. G. SILBERER, a. a. O. S. 233 f.
- 24 GLA 235/14545: 21. 12. 1833; 23. 8. 1834; G. Silberer, a. a. O., S. 36.
- 25 GLA 235/14545: 15. 10. 1834.

- 26 GLA 235/ 20684: 24. 8. 1833. Der Ausdruck „Präparand“, „Kandidat“ und „Aspirant“ dürfte für eine nicht zu kurze Zeit nicht klar unterschieden worden sein. Die Unsicherheit der Bezeichnung kam wohl von der Umstellung der Lehrerbildung, die damals ihre erste zeitliche Aufstockung erfuhr: vgl. Skizze.
- 26a Später verlangte man auch hierfür eine staatliche Autorisation.
- 27 GLA 235/ 20684: 20. 9. 1845
- 28 GLA 235/ 20684: Bericht d. Bezirksschulvisitatur Hüfingen v. 10. 12. 1845.
- 29 GLA 347, Zugg. 1906, Fasc. 496.
- 30 GLA 235/ 15079: 9. 6. 1833.
- 31 G. SILBERER, a. a. O., S. 362-370.
- 32 Die zeitgenössischen Bibliographien weisen keine Druckwerke Blanches aus, doch sind solche trotzdem nicht auszuschließen; handschriftliche Aufzeichnungen könnten irgendwo vorhanden sein, in staatlichen oder privaten Archiven, vielleicht auch auf irgendeinem Speicher.
- 33 Nach einem Auszug aus den Standesbüchern in GLA 347/ Zugg. 1906, Fasc. 497 wurde er am 17. 3. 1798, nach einem in GLA 235/ 20684 eingelehteten Taufbuchauszug v. 17. 5. 1824 am 7. Sept. 1798 als Sohn der Bräunlinger Bürgerleute Anton Blanche und Luzia Gerster geboren.
- 34 Nach GLA 235/ 20684 vom 8. 9. 1824 war er zwei Jahre Provisor in Neudingen und Unterbaldingen, drei Jahre Lehrer zu Hausen im Kirchtale und sechs Jahre zu Geisingen gewesen.
- 35 GLA 347, Zugg. 1906, Fasc. 496: Kompetenz v. 25. 11. 1824 und Schreiben v. 4. 1. 1825.
- 36 GLA 235/20684: Schulkandidatenschein v. 13. 12. 1814 und Zeugnisse v. Neudingen, Unterbaldingen, Hausen im K. und Geisingen.
- 37 Ein persönlich gehaltenes Schreiben v. 23. 4. 1826 an einen Ministerialdirektor in Konstanz legt dies nahe: GLA 235/ 20684.
- 38 Typisch dafür dürften seine Vorstellungen sein, den seit alters her üblichen „Marxtrunk“ für den Kirchenchor abzuschaffen und den eigentlichen Aufwendungen für die Kirchenmusik zuzuwenden: GLA 235/ 20684: 20. 4. 1826.
- 39 Der in Donaueschingen ansässige Bezirksschulvisitator C. Kretz spricht verschiedentlich von Zerwürfnissen zwischen den städtischen Behörden in Bräunlingen: GLA 235/ 20684: 13. 2. 1846.
- 40 GLA 347, Zugg. 1906, Fasc. 497: 9. 10. 1845: Witwe: Maria Anna Faller, geb. 10. 4. 1806, Kinder: Bertha Blanche, geb. 15. 1. 1834; Emilie, geb. 29. 1. 1841.
- 41 G. SILBERER, a. a. O., S. XXXI, 46-51.

Hans Schroedter, ein Maler in der Baar

von Erna Huber

mit 2 Abbildungen

Schroedter, 1872 geboren, war zum Maler prädestiniert. Er stammte aus einer angesehenen Karlsruher Familie, aus der bereits zwei Maler hervorgegangen waren, Adolf und Alwine Schroedter, die Großeltern. Als sich bei dem Heranwachsenden eine gute Begabung nicht übersehen ließ, erwuchs ihm seitens seiner Familie kein Widerstand. Es war klar, daß auch er Maler werden würde. So finden wir ihn denn nach dem Abitur sofort an der Karlsruher Akademie. Aber der Lehrbetrieb sagte ihm wenig zu. Die dortige Situation um 1890 war gekennzeichnet durch heftige Auseinandersetzungen zwischen den Anhängern der älteren, konservativen Kunstrichtungen und



Zug über das Watt

den voranstürmenden Neuerern. Schroedter scheint zeitlebens solche Konflikte lieber gemieden, als sich aktiv in sie eingeschaltet zu haben. So verließ er die Akademie nach einigen Jahren wieder, um sich als freier Studierender in Berlin, an der Nordsee, in Bayern und nicht zuletzt in Paris weiterzubilden.

Schon damals war sein Schaffensgebiet weitgespannt. Es umfaßte außer der Landschaft viel Portrait- und Genre-Malerei, Stilleben und Blumenbilder, sowie die Buchillustration. Religiöse Themen kommen später hinzu und nehmen einen beachtlichen Raum in seinem Schaffen ein. Er war ein hervorragender Zeichner. Vieles stürmte in diesen Jahren auf ihn ein. Er aber suchte unentwegt seinen eigenen, unverwechselbaren Stil. Als er schließlich nach drei Wanderjahren nach Karlsruhe zurückkehrte, fesselten ihn dort Persönlichkeit und Schaffen Hans Thomas so sehr, daß er sich entschloß, nochmal zur Akademie zu gehen und bei Thoma eine Malklasse zu belegen. Aber ein dauernder Einfluß Thomas auf Schroedters Gesamtwerk ist nicht geblieben.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg begann Schroedters Ansiedlung in der Baar, zunächst nur als Sommeraufenthalt in Wolterdingen gedacht. Aber der Ausbruch des Krieges 1914 verursachte das ständige Verbleiben der Familie dort. Schroedter, der sich freiwillig zur kämpfenden Truppe gemeldet hatte und während der letzten Kriegsjahre als „Berichterstatter mit dem Zeichenstift“ eingesetzt war, kehrte 1918 erschöpft und verstört in die Behausung nach Wolterdingen zurück. Nach längerer Wohnungssuche siedelte die Familie Ende 1919 nach Hausen vor Wald über. Hier baute Schroedter schließlich sein Haus, sein Heim, in einer Gegend, die seinem Wesen entsprach, und die er bis zu seinem Tode 1957 nicht mehr verließ. Über vierzig Jahre hat er in der Baar gelebt.

Um sein Werk würdigen zu können, ist es nötig, die Kunstsituation zu überschauen, der Schroedter in den einzelnen Abschnitten seines Lebens gegenüberstand und mit der er sich jeweils auseinandersetzen hatte. Seine ersten Eindrücke von Kunst empfing er im Elternhaus in den Nachwirkungen der Werke Spitzwegs, Richters, Lenbachs, Feuerbachs, Mackarts. Auch spielte der Historismus eines Piloty oder Ferdinand Keller damals eine bedeutende Rolle. Der bereits Studierende sah sich dann aber mit der stärksten Strömung der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts konfrontiert, mit dem Impressionismus, der in Deutschland mehr als in Frankreich einer künstlerischen Revolution gleichkam. Zwar lehnte er nach eigener



Entwurf für St. Blasien: dritter Fall Christi unter dem Kreuz

Aussage diese Stilrichtung ab. Ihm mißfielen die Deutschen, besonders Liebermann, ihm mißfiel die konturenlose Ungenauigkeit der Zeichnung, die Auflösung des Gegenständlichen durch das Licht und der oft übermäßig pastose Auftrag der Farbe. Auch zum Jugendstil meint Schroedter keine Beziehungen gehabt zu haben, er täuscht sich jedoch dabei über sich selbst genauso, wie er sich dem Impressionismus gegenüber täuschte. Alle nun folgenden „Ismusse“ des neuen Jahrhunderts beschloß er, nach seiner eigenen Aussage „zu übersehen“. So bewegt sich sein persönlicher Stil in einer Mischung zwischen Realismus, Romantik, Jugendstil und Impressionismus.

Schroedters natürlichste Begabung war ein Hang zu kleinmeisterlicher Genauigkeit der Zeichnung. Erst in seinen Alterswerken gelang es ihm, ihn zu mäßigen oder ganz abzustreifen. Aus dieser Neigung erklärt sich die Lust zur Buchillustration, besonders von Kinderbüchern. Die ausgeführten Druckvorlagen sind durchweg entzückende Bildchen in allerfeinster Zeichnung und Farbgebung. Schroedter schuf damals und mit Erfolg die idealen Märchenbilder für Kinder um die Jahrhundertwende. Dabei fehlt ihm zeit lebens nicht eine gewisse romantische Neigung zum geheimnisvoll Schattenden, Nächtlichen. Buchillustration und Märchen verschwinden jedoch mit zunehmendem Alter aus dem Werk des Künstlers. Sein Hang zum Geheimnisvollen, auch zum Religiösen bricht jedoch auch in den späteren Jahren immer wieder durch.

Rückschauend auf Schroedters Werk mögen uns heute jene Bilder als die künstlerisch bedeutendsten scheinen, die in der Auseinandersetzung mit dem Impressionismus entstanden waren. In seinem Nachlaß fanden sich zahlreiche, der Allgemeinheit völlig unbekannte Bilder, teils nur als Entwürfe oder Skizzen gedacht, jedoch von einer künstlerischen Qualität, die jeder Galerie deutscher Impressionisten zur Zierde gereicht hätte. So das hier abgebildete Werk, ein Zug von Pferdegespannen im Watt, ein Werk aus des Malers Studienzeit. Noch manche vorzügliche Landschaftsbilder, in impressionistischer Weise gemalt, dürften nahezu unbekannt geblieben sein. Man möchte sich fragen, ob Schroedter sein eigenes bestes Talent verkannte, denn es ist gelegentlich zu beobachten, daß er solche wohl gelungenen Bilder wiederholte und sie dabei in die realistische Manier des 19. Jahrhunderts zurückversetzte, so daß der Reiz des ersten Entwurfs wieder verloren ging.

Bedenken wir jedoch, daß dem Impressionismus weitere revolutionärmoderne Stilarten folgten, so mag einleuchten, daß ein starkes Bedürfnis

nach dem ästhetisch Schönen in Form und Farbe den empfindsamen, kampf-ungewohnten Menschen zurückschrecken ließ, so daß er sich über eine Weile damit begnügte, sich mehr dem vergangenen Jahrhundert zuzuwenden als der Gegenwart. Zudem gefielen diese Bilder, wurden vom Besteller verlangt: Jene zahlreichen meisterlich gemalten Landschaften aus dem Aachdorfer oder Opferdinger Tal oder aus der Baar, Bilder, die den meisten von uns als „typischer Schroedter“ bekannt sein dürften.

Dort jedoch, wo der Künstler frei schaffend, ohne Auftrag oder als Entwurf malte, bricht bis zu seinem Lebensende eine starke künstlerische Kraft hervor, wie bei jenem Entwurf zum „dritten Fall Christi unter dem Kreuz“ aus den St. Blasianer Stationsbildern, oder der „Kirchenruine von Voinville“, einer getönten Zeichnung aus dem Ersten Weltkrieg von großer Eindringlichkeit. In seinen letzten Werken entfernt sich Schroedter endgültig von der Kunst der bloßen Abbildung der sichtbaren Welt. Natur und Landschaft wird ihm zum Darstellungsmittel um Stimmungen oder Visionen auszudrücken. Das war in seiner Art Schroedters Weg in die Zukunft und sein Beitrag zu einer modernen Malerei.

Ein Rottweiler Silberbergbauversuch am Nordrand der Baar

von Winfried Hecht

Die Jahre um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert sahen die wirtschaftliche und politische Blüte der Reichsstadt Rottweil. Vom wirtschaftlichen Leben der Stadt in dieser Zeit vermag eine Urkunde von 1471 einen Eindruck zu vermitteln, die von „bi den hundert sichelschmidten“ in der Rottweiler Au-Vorstadt weiß¹. Den Höhepunkt der politischen Macht der Reichsstadt ersehen wir nicht zuletzt daraus, daß Rottweil an den Erwerb eines eigenen Territoriums ging und es zu erstaunlichem Umfang ausweiten konnte², daß die Stadt es ferner wagte, nicht nur den Mächten des deutschen Südwestens und dem Kaiser gegenüber eine eigenständige Politik zu treiben, sondern auch nach dem Schwabenkrieg von 1499 ihre Verbindungen zur Schweizer Eidgenossenschaft zu vertiefen³.

In diese Jahre fällt die Entdeckung und Erschließung eines Bergwerks durch die Rottweiler zu Kappel am Nordrand der Baar, wovon wir hauptsächlich aus einer Urkunde Kaiser Maximilians I. von 1511 wissen⁴. In der Umgebung dieses Dorfes, aller Wahrscheinlichkeit nach im Kappeler Gewinn Silberhalde und an der Gemarkungsgrenze nach Schabenhausen, wo noch heute die Reste von Abraumhalden, Stollenzugängen und Spuren des Tagebaus anzutreffen sind⁵, fanden sich im Bereich der Hauptmuschelkalkstufe Andeutungen von Silber- und Kupfervorkommen⁶. Eine besondere Überraschung bedeutete diese Entdeckung freilich nicht: Der Schwarzwald war zu dieser Zeit mit das ertragreichste deutsche Bergbaugebiet. Diese Tatsache macht es auch verständlich, daß die Reichsstadt sofort mit einigem Eifer an die Ausbeutung des „Bergsegens“ ging, der bekanntlich schon anderen Städten zu Wohlstand und Ansehen verholfen hatte.

Nachdem die erste Begeisterung in Rottweil verflogen war, stellte man jedoch bald fest, daß ein Bergwerk zunächst einmal viel, viel Geld kostet — die schon angeführte Urkunde spricht von „merklichem costen und darlegen“⁷. Werkzeug und Grubenholz waren vonnöten, es mußten Stollen in die Tiefe getrieben werden und man hatte Arbeitskräfte zu bezahlen. Dazu kam, daß zwar das Recht zur Ausbeutung der Bodenschätze in Kappel aus dem Rottweiler Besitz der Freien Pürsch abzuleiten war, daß aber dem König ein wesentlicher Teil der Gesamterträge zustand, gehörten doch alle Bergwerke als Regalien zunächst einmal den deutschen Herrschern.

König war in den betreffenden Jahren der Habsburger Maximilian I.,

der im Jahre 1508 zu Trient auch den Titel eines erwählten römischen Kaisers angenommen hatte. Mit dem Haus Habsburg stand die Reichsstadt im allgemeinen nicht sonderlich gut, mit Maximilian seit dem Schwabenkrieg, den Rottweil auf der Schweizer Seite beendet hatte, sogar ausgesprochen schlecht⁸. August Egen und Heinrich Freiburger, die damals im Wechsel Bürgermeisterei und Schultheißenamt in Rottweil führten, mußten also wissen, daß in der Kappeler Bergwerkssache von kaiserlicher Seite jederzeit ein Riegel vorgeschoben werden konnte, wenn man sich nicht wenigstens einigermaßen um politisches Wohlverhalten bemühte. Politisches Wohlverhalten gegenüber Maximilian — das bedeutete in erster Linie ein gewisses Abrücken von der Schweizer Eidgenossenschaft und eine stärkere Orientierung der reichsstädtischen Politik an den Belangen des Erzhauses.

In der Tat fällt in die vermutliche Eröffnungszeit des Bergwerks zu Kappel ein politischer Vorgang, der solchen Notwendigkeiten Rechnung trug. Schweren Herzens mußten nämlich die Rottweiler im Jahre 1507 auf eine Verlängerung des Bundes mit der Eidgenossenschaft verzichten, den sie seit 1463 alle fünfzehn Jahre zu erneuern pflegten und der ihnen den Status eines zugewandten Ortes gebracht hatte⁹. Wie hart Rottweil damals die Wahl zwischen dem Kaiser und den Schweizern ankam, zeigt sich vielleicht daran, daß der Magistrat der Stadt die Möglichkeit ins Auge faßte, zu dem 1507 von Maximilian geplanten Romzug zwei Kontingente zu schicken, von denen eines unter kaiserlicher Fahne, das andere im Verband der Eidgenossen, die sich an diesem Unternehmen als Verbündete des Kaisers beteiligen wollten, die Alpen überschreiten sollte¹⁰.

Kaiser Maximilian, der Rottweil im Grunde nicht schlecht gesonnen war und zu ihm um diese Zeit vor allem über den Kreis seiner Künstler in Beziehung trat¹¹, scheint diesen guten Willen honoriert zu haben. Auf der Bundesversammlung des Rappenmünzbundes, der den schon bestehenden Schwarzwälder Bergbau und die auf seiner Grundlage errichteten Münzstätten vertrat, setzte sich der damalige König entschieden, wenn auch ohne Erfolg, für die Belange der Rottweiler ein¹². Wengleich sich die Vermutung aufdrängt, der Habsburger habe dabei die eigenen Interessen durchaus nicht aus dem Auge verloren — er wollte wohl durch die Protektion der Rottweiler Münze ein Gegengewicht zur Mehrheit der Angehörigen des Rappenmünzbundes in die Hand bekommen —, so muß wohl auf der anderen Seite gesehen werden, daß Maximilian die Rottweiler damit gerade in einer Sache förderte, die ihnen auf Grund wirtschaftlicher und politischer Er-

wägungen, aber auch aus Prestige Gründen sehr am Herzen liegen mußte. In offensichtlichem Zusammenhang mit der Erschließung des Kappeler Bergwerks stand nämlich das kurzfristige Aufblühen der Rottweiler Münzstätte, die zuvor von der markgräflichen Münze in Baden-Baden aus beliefert wurde¹³. In die Jahre, während der die Arbeiten in Kappel einsetzen, fällt 1507 nicht nur die Bestallung des Kölners Albrecht Baumgart, der sich in Rottweil mit der Tochter des Schmieds und Ratsherrn Lienhart Öri verheiratete, als Münzmeister der Reichsstadt¹⁴, sondern ebenso ein erstaunliches Anwachsen des Prägevolumens der Rottweiler Münze. So wurden beispielsweise 1507 allein 260 509 Heller und 1510 immerhin 78 455 Fünfer geprägt¹⁵. Legt man zur Ermittlung des bei der Prägetätigkeit verarbeiteten Metalls an Hand der Münzordnung vom 15. Februar 1512¹⁶ und erhaltener Stücke den jeweiligen Silberfeingehalt beim Plappart, beim Fünfer und beim Rottweiler Heller zu Grunde, so ergibt sich, daß ausschließlich in Rottweils Münze von 1507 bis 1512 wenigstens 2 $\frac{1}{2}$ Zentner Reinsilber verarbeitet wurden. Der Gedanke, den Silberbedarf der Stadt schon bald aus dem eigenen Bergwerk in Kappel decken zu können und nicht mehr über Ulm und Augsburg von den Manlich, auf der Frankfurter Herbstmesse von der Firma Höchstetter oder aus Stuttgart, Straßburg und St. Gallen Silber beziehen zu müssen, war unter diesen Umständen sicher verlockend¹⁷.

Aber kehren wir zur „hohen“ Politik zurück, damit um so leichter die Hintergründe einsichtig werden, vor denen sich das weitere Geschick des Rottweiler Bergwerks abspielte: Die Beziehungen zur Eidgenossenschaft kühlten sich am Ende des ersten Jahrzehntes des 16. Jahrhunderts in dem Maß ab, in dem Kaiser und Stadt sich weiter um eine Annäherung ihrer Standpunkte bemühten. Am Zug der Schweizer nach Chiasso (1510) beteiligten sich die Rottweiler nicht mehr, und die Eidgenossenschaft ihrerseits stellte sich auch nur sehr zögernd und durchaus nicht vorbehaltlos auf die Seite Rottweils, als die Stadt sich mit Herzog Ulrich von Württemberg in arge Händel eingelassen hatte¹⁸.

Mit ihrem Bergwerk scheint die Reichsstadt inzwischen nicht so richtig vorwärts gekommen zu sein. Dringend galt es daher, für das Unternehmen in Kappel jemanden zu finden, über den die finanzielle Belastung aus dem Bergwerksbetrieb erträglicher zu gestalten war. Hier konnte nur der Kaiser helfen, dessen Interesse am Bergbau bekannt war. Den Rottweilern mußte es daher auch in diesem Zusammenhang gelegen kommen, daß die Eidgenossen im Februar 1511 mit Maximilian ihre Erbeinigung schlossen und daß

der Streit mit Württemberg, dessen Herzog Maximilian um diese Zeit noch sehr gewogen war, durch Schiedsspruch der Schweizer bereinigt werden konnte¹⁹. So brauchte man im Falle eines Vorstoßes beim Kaiser nicht zu befürchten, irgendeine Seite vor den Kopf zu stoßen.

Die Lage gestaltete sich für Rottweil noch günstiger. Der Kaiser brauchte nach dem unglücklichen Feldzug in Friaul gegen Venedig für eine erfolgreiche Wiederaufnahme seiner Italienpolitik in Deutschland möglichst viele Freunde und eine Menge Geld. Aus dieser Sicht sind der Aufruf des Kaisers an die Reichsstadt zum neuerlichen Krieg gegen Venedig und Papst Julius II. und das kaiserliche Mandat mit der Aufforderung zur Stellung von Truppen für diesen Krieg im Mai 1511 zu beurteilen²⁰. Was die Freundschaft der schwäbischen Reichsstadt wert war, mußte sich jetzt zeigen. Da auf der anderen Seite Maximilian, „der letzte Ritter“, für seine Großzügigkeit bekannt war, konnte Rottweil auch seinerseits einiges Entgegenkommen vom Kaiser erwarten. Im Herbst des Jahres 1511 schickten die Rottweiler daher ihre Boten zum Kaiser, um mit ihm ein für allemal ins Reine zu kommen.

Die Gesandten erreichten den hohen Herrn zu Lienz in Osttirol und hielten sich allem Anschein nach einen vollen Monat am Kaiserhof auf. Sie hatten dem ewig armen Habsburger — in Italien nannte man ihn in jenen Jahren „Massimiliano senza danari“ — aber auch etwas mitzubringen, die Reichssteuer des Gemeinen Pfennigs nämlich in der Höhe, die von den letzten Reichstagen für Rottweil bestimmt worden war. Da dies zu Maximilians Zeiten und von Seiten der Rottweiler durchaus keine Selbstverständlichkeit war, dürfen wir sicher mit gutem Grund annehmen, daß der Kaiser aus Genugtuung über den erhaltenen Betrag am 2. Oktober 1511 nicht nur für die überbrachte Summe quittierte²¹, sondern den Rottweilern am gleichen Tag neben der Freien Pürsch²² auch das Hofgericht bestätigte²³ und weitere Königssteuern nachließ, die bisher an den Herzog von Württemberg und Klaus Reinhard von Weissach durch die Innsbrucker Regierung verliehen waren²⁴.

Angesichts solch zuvorkommender Behandlung konnten die Beauftragten der Reichsstadt nicht unempfindlich bleiben. Am 8. Oktober 1511 vollzogen sie deshalb einen Schritt, der etwa ein Jahrzehnt früher kaum denkbar gewesen wäre, als der Kaiser vom benachbarten Villingen aus die deutschen Landsknechtsscharen gegen die Freunde des zugewandten Ortes in der Schweiz antreten ließ: Rottweil trat in den Schutz- und Schirmverband des Erzhauses ein²⁵. Damit war gegenüber den Habsburgern eine Verbindung

geschaffen, die an Enge den alten Banden zur Eidgenossenschaft annähernd gleichkam und für kommende Zeiten richtungsweisend wurde.

Vorteile aus diesem Beitritt zum österreichischen Bündnisverband konnte natürlich auch der Kaiser ziehen. Der Herbst 1511 sah ihn ja bei der Vorbereitung eines neuen Romzuges, im Verlauf dessen Maximilian nichts weniger beabsichtigte, als sich zum Papst wählen zu lassen²⁶. Dazu brauchte der Habsburger, dessen zweite Frau Bianca Maria Sforza vor kurzem gestorben war, Geld und Soldaten. Zu Söldnern konnte man auch kommen, wenn sich über die schwäbische Reichsstadt die kaiserliche Werbung in die Schweiz tragen ließ. Mit der Frage nach dem erforderlichen Geld sind wir wieder bei der Rottweiler Bergwerksangelegenheit.

Maximilian war in jenen Oktoberwochen mit seinen Finanzen besonders schlecht gestellt, denn sein bisheriger Geldgeber, Jakob Fugger der Reiche, sah sich mit seiner Firma in einer echten Wachstumskrise, und der Kaiser benötigte allein an Bestechungsgeldern für die Vorbereitung seiner Papstwahl 300 000 Gulden²⁷. Er war daher sicherlich an allen, auch noch so kleinen Geldquellen froh und erblickte eine solche wohl auch im Rottweiler Bergwerk zu Kappel. So wird es verständlich, daß der Kaiser den Rottweilern die Steuern aus ihrem Bergwerksbetrieb nur teilweise ermäßigte und ihnen zum Schluß ihres Aufenthaltes am Hof zu Innichen im Pustertal einen fünfzigprozentigen Nachlaß aller Abgaben aus der Bergsteuer und den anderen mit ihr verbundenen Belastungen gewährte²⁸. So meinte er wohl, beiden Seiten geholfen zu haben, den am Silber interessierten Rottweilern und seiner eigenen, leeren Kasse.

Insgesamt konnten die Rottweiler mit ihrer Fahrt nach Tirol zufrieden sein, auch wenn der Kaiser die Lasten, die ihnen der Betrieb ihres Bergwerks auferlegte, nur erleichtert hatte. Wahrscheinlich werden sie im übrigen auf ihrer Reise auch Anlagen des Tiroler Bergbaus studiert haben, der ja mit seinen Zentren in Schwaz und Rattenberg bedeutende Erträge abwarf und gerade in der Silber- und Kupfergewinnung führend war.

Wie nützte Rottweil sein kaiserliches Bergbauprivileg? Wie entwickelte sich das Bergwerk in Kappel weiter? — Zunächst wird festzuhalten sein, daß die Silberförderung in Kappel kaum den in sie gesetzten Erwartungen entsprach und den Metallbedarf der Rottweiler Münze zu decken nicht imstande war. Die Münzstätte Rottweil verlor rasch wieder an Bedeutung, besonders nachdem auch Münzmeister Baumgart die Stadt nach Auslaufen seines Vertrags verließ, um für den Bischof von Konstanz in Meersburg

und später für die Städte Konstanz und Isny tätig zu werden²⁹. Einen Hinweis auf die trotzdem fortdauernde Aufmerksamkeit, mit der die Reichsstadt Kappel und seine Umgebung beobachtete, gibt dagegen die Tatsache, daß Rottweil 1514 eine Hälfte von Kappel aus der Hand des mit der Rottweiler Patrizierfamilie Boller verwandten Georg von Scheuringen zum Territorium der Reichsstadt kaufte³⁰.

Aber auch zur Geschichte des Bergwerks in Kappel selbst gibt es für diese Jahre wenigstens eine Quelle. Der Vertrag der Reichsstadt Rottweil mit Konrad Bolsnitzer, der 1512 „obristen Bergmeister“ aller Bergwerke in den österreichischen Vorlanden wurde³¹, wirft im Jahre 1520 einiges Licht auf die Verhältnisse im Rottweiler Revier am Schwarzwaldrand, wenn er die Ansprüche der Reichsstadt und der Reichsregierung auf das Bergwerk im einzelnen regelt und gegeneinander abgrenzt³².

Nach diesem Vertrag sollte Bolsnitzer die Oberaufsicht über das Bergwerk führen. In Kappel und Schabenhäusern, das in die Übereinkunft einbezogen wurde, sollte auch weiter nur die „gesellschaft unnd gewerkschaft, so den Handel geübt, getrieben und das Bergkwerckh pawen“ begonnen hatte, weiter tätig sein dürfen. Aufschlußreich ist, daß im entsprechenden Vertragspunkt von einem Bergbuch die Rede ist, in das alle Gesellschafts- und Gewerkschaftsmitglieder eingetragen waren. Die einzelnen Teilhaber konnten ihre Beteiligung am Unternehmen allerdings nicht unbegrenzt ausbauen. Es war festgelegt, daß an den Gruben nur Anteile von einem Achtzehntel bis zu einem Viertel in einer Hand sein durften. Die Überwachung dieser Vorschrift oblag dem Bergrichter, der in Zukunft von der Stadt und den königlichen Behörden gemeinsam vereidigt werden sollte. Er hatte auch dafür zu sorgen, daß „der zehend Kübl, yedem zu halbem tayl,“ also hälftig, an die Stadt Rottweil und den König abgeführt wurde. Alle steuerlichen Abgaben waren im übrigen in Rottweil zu verrechnen, während die Bezahlung der Bergleute unmittelbar „vor Ort“ erfolgen durfte.

Die reichsstädtischen Vertreter ließen sich von Bolsnitzer aber auch die schriftliche Zusage geben, beim Ausbau des Bergwerks nur mit Rottweiler Handwerkern zu arbeiten, falls dies erforderlich würde. Sie bekamen die Erlaubnis, Waren aller Art ohne irgendwelche Zollbelastungen zum Bergwerk zu liefern. Selbst Rottweils Bäcker und Metzger sollten am Bergwerk ihrer Stadt mitverdienen: „Wo sich das Volckh mehren“ würde, wollte man beim Bergwerk einen Wochenmarkt einrichten, den ausschließlich sie hätten beschicken sollen. Die Reichsstadt selbst sicherte sich schließlich am geför-

derten „Silber oder ander Metall, Kupffer, Bley“ auch bezüglich des königlichen Anteils ein Vorkaufsrecht zu Vorzugspreisen, gestand der Kappeler Gewerkschaft aber andererseits die bevorzugte Nutzung des Holzes der umliegenden Wälder und die ausschließliche Verwendung der „Wasserfälle“ zu Fischbach und Kappel zu.

Während auch noch in der Folgezeit und bis ins 18. Jahrhundert vor allem von württembergischer Seite Schürfversuche in Schabenhäusen unternommen wurden³³, wird das Bergwerk der Rottweiler in Kappel zunächst nur noch zu Beginn des 17. Jahrhunderts erwähnt. Im Juli 1602 schlugen die württembergischen Behörden dem für Kappel und Umgebung zuständigen Bruderschaftspfleger Hilarius Menger in einem geheimen Briefwechsel vor, den Rottweiler Rat zur gemeinsamen Wiederaufnahme des Bergbaus im Raum Kappel und Schabenhäusen zu bestimmen³⁴. Der zuständige württembergische Bergvogt regte an, Rottweil möge sich an einer Bergbaugesellschaft finanziell beteiligen, in der hauptsächlich Straßburger Geld arbeiten sollte. Herzog Friedrich von Württemberg, welcher der Gesellschaft auch die Bergwerke in Bulach und Sulzbach anvertrauen wollte, beabsichtigte, sich an dem Geschäft nur mit einem Viertel des benötigten Gesamtkapitals zu beteiligen. Aber obwohl sich auch der Villingener Unternehmer Michael Schwert, der bedeutendste Geschäftsmann dieser Zeit in der ganzen Baar, der selbst ausgedehnte Anlagen zur Gewinnung von Eisenerz besaß, sich beim Rottweiler Syndikus Dr. Johann Baptist Schwarz für das Vorhaben einsetzte³⁵, waren die Rottweiler vorläufig nicht dazu zu bewegen, ihr Bergwerk in Kappel wiederzueröffnen. Anscheinend betrachteten sie die Vorschläge Württembergs im Hinblick auf ihr Bergbauprivileg von 1511 als unzumutbar und befürchteten außerdem, die Position des Herzogtums gegenüber der Reichsstadt könne durch dieses gemeinsame Unternehmen zu ihrem Nachteil verstärkt werden.

Erst 1652, als sich die Reichsstadt nach dem Dreißigjährigen Krieg in bitterster Armut auf ihr Bergwerk im Schwarzwald besann, wurde es im Rottweiler Silberrevier noch einmal für kurze Zeit lebendig. Nachdem man die zuständigen Stellen im württembergischen Amt St. Georgen über die eigenen Absichten unterrichtet hatte³⁶, verpflichtete sich Rottweil für einen Wochenlohn von 3 Gulden den Bergmeister Michel Pallandt, der zusammen mit seinen „Konsorten“ Veit Kersbeumer und Maximilian Babel in den Wäldern zwischen Niedereschach, Kappel und Schabenhäusen Silber finden sollte³⁷.

Mit großer Anteilnahme verfolgte der Rottweiler Rat die Bemühungen der drei Bergbauspezialisten. Um sie bei guter Stimmung zu halten, schickte man ihnen wiederholt Bier nach Niedereschach hinaus³⁸, nachdem schon während der Verhandlungen mit ihnen im Rathaus immerhin 11 Maß Wein getrunken worden waren³⁹. Aber auch die technischen Voraussetzungen wollten die Ratsherren schaffen, damit ihrem Unternehmen Erfolg beschieden sein konnte. Der Niedereschacher Zimmermann Andreas Willmann erstellte eine Schmelzhütte, in welche der Schmied Martin Schweikhart, der Maurer Martin Dauser und Hafner Christian Ackermann einen Schmelzofen einzubauen hatten⁴⁰. Bergmeister Pallandt wurden außerdem „Kupferwasser“ und Weinstein zur Verfügung gestellt, um ihm damit zu ermöglichen, Silber aus dem geförderten Erz auszufällen⁴¹. Daß man im übrigen die Zukunft des Rottweiler Silberbergbaues sehr optimistisch beurteilte und daß sich die Kunde davon rasch verbreitete, ergibt sich daraus, daß in Rottweil bald eine größere Anzahl weiterer Bergknappen zusammenfand, „so zuo Kappel graben wöllen“⁴².

Bevor der Silberabbau am Rottweiler Schwarzwaldrand jedoch richtig einsetzen konnte, wollte man der Sache ganz sicher sein. Im Auftrag der Rottweiler Obrigkeit überbrachte der gelegentlich in der Reichsstadt tätige Glockengießer Johann Leonhard Rosenlecher aus Konstanz dem Münzmeister des Konstanzer Bischofs Bodenproben aus Kappel, Schabenhausen und Niedereschach⁴³. Dessen Gutachten fiel jedoch völlig negativ aus. Am 27. Juni 1652 wurde dem Rat der Reichsstadt Rottweil vorgetragen⁴⁴, das „gebraun Ertz oder Stain“ zu Schabenhausen sei „der müehe nit wehrt“, untersucht zu werden, während das Niedereschacher Erz als „wilder Stain“, mit dem nichts anzufangen sei, angesprochen wurde. Lediglich das „zu Capel in vihl hundert Center von den bauren mit dem pfluog ausgeackherte“ Gestein führte nach den Untersuchungen des Münzmeisters „etwas Silber“. Es sei jedoch zu befürchten, so stellte der Sachverständige fest, daß bei einer Ausbeutung des Kappeler Erzes „der unkosten höher als der ertragende nutzen khommen mechte“.

In Rottweil zog man aus dieser eindeutigen Stellungnahme zwar die Konsequenzen, trat jedoch in der Bergwerksangelegenheit 1655 noch einmal an den fürstenbergischen Bergmeister in Wolfach heran⁴⁵. Auf seinen, wohl abschlägigen Bescheid hin wurden dann freilich alle weiteren Schürfversuche in Kappel eingestellt.

Das Bergwerk von Kappel nahm in der reichsstädtischen Politik des

beginnenden 16. Jahrhunderts einen nicht unbedeutenden Platz ein, an dem die Auswirkungen von Interessenüberschneidungen und Gegensätzen verschiedenster Art spürbar werden mußten. Wenn es auch bei diesem Rottweiler Versuch blieb, am Nordrand der Baar ein Bergwerk zu errichten, so schien sich mit den Silberstollen von Kappel doch einen Augenblick die wirtschaftliche Gesamtsituation für die blühende Reichsstadt noch weiter zu verbessern. Kein Wunder, daß man sich in Rottweil gerade nach dem Dreißigjährigen Krieg an diese vielversprechende Perspektive der eigenen Stadtgeschichte erinnerte. Aber alle Anstrengungen, in Kappel Silber zu fördern, blieben vergeblich, genau wie späteres Bemühen der Reichsstadt in ähnlicher Richtung⁴⁶, denn das Geld für die notwendigen Investitionen wurde in der Stadtkasse von Jahr zu Jahr immer nur knapper. Auf alle Fälle beweisen die Vorgänge um das Bergwerk in Kappel, daß der Bergbau in vergangenen Jahrhunderten den Rottweilern nicht völlig fremd war, wie hätte er sonst Eingang in die Herrenkramer'sche Krippe gefunden, wo er mit einer besonderen kleinen Szene bedacht ist⁴⁷.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Urkundenbuch der Stadt Rottweil hrsg. von H. Günter. Stuttgart 1896 Nr. 1394 S. 616, 23
- 2 Vgl. J. A. Merkle, Die Entwicklung des Territoriums der Stadt Rottweil bis 1600. Diss. phil. Tübingen. Stuttgart 1913 (zit.: Merkle) S. 89 ff.
- 3 Vgl. P. Bütler, Die Beziehungen der Reichsstadt Rottweil zur Schweizerischen Eidgenossenschaft bis 1528. Jahrbuch für Schweizerische Geschichte 33 (1908) (zit.: Bütler) S. 103 ff.
- 4 Vgl. HStA Stuttgart B 203 PU Nr. 47
- 5 Zusammen mit Bürgermeister Spadinger von Kappel und Herrn Wilfrid A. Wurst hat der Verfasser 1972 die Gewanne „Silberhalde“ und „Knappental“ bei Kappel begangen. Geologisch beraten wurde er von Herrn Dr. Josef Stemmer, Ravensburg, dem an dieser Stelle besonders gedankt sein soll.
- 6 Vgl. H. Ruckgaber, Geschichte der Frei- und Reichsstadt Rottweil II, 2. Rottweil 1838 (zit.: Ruckgaber) S. 619 bzw. S. 579
- 7 Vgl. Anm. 4
- 8 Vgl. Bütler S. 103 ff.
- 9 Vgl. Bütler S. 112 ff.
- 10 Vgl. Bütler S. 113 Anm. 3
- 11 Vgl. H. Adrion, Der Rottweiler Bildhauer Kaiser Maximilians Konrad Rötlin von Rottweil. Stuttgart 1970
- 12 Vgl. J. Cahn, Der Rappenmünzbund. Heidelberg 1901. S. 117
- 13 Vgl. HStA Stuttgart B 203 Bü 14 Münzregister von 1506 (Münzherstellung für Rottweil in Baden-Baden). Über den Zusammenhang von Silberbergbau und Präge-tätigkeit äußert im gleichen Sinn R. Metz: „Die größte Menge des in Schwarzwald und Vogesen im Mittelalter ausgebrachten Silbers wurde vermünzt“ (vgl. R. Metz, Bergbau und Hüttenwesen in den Vorlanden. In: Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde I. Freiburg i. Br. 1959 [zit.: Metz] S. 173). Über die Rottweiler

- Münzstätte unterrichtet am besten E. Nau, Die Münzen und Medaillen der ober-schwäbischen Städte. Freiburg i. Br. 1964 S. 110-S.117 (zit.: Nau).
- 14 Vgl. Nau S. 116 Sp. 1 Anm. 2 und HStA Stuttgart B 203 Bü 14 Münzregister 1512 mit der Nennung des Schwiegervaters von Baumgart.
- 15 Vgl. Nau S. 116 Sp. 2 Anm. 5
- 16 Vgl. HStA Stuttgart B 203 PU Nr. 48
- 17 Vgl. HStA Stuttgart B 203 Bü 14 mit den Münzregistern der verschiedenen in Frage kommenden Jahre.
- 18 Vgl. Bütler S. 117 und A. Feyler, Die Beziehungen des Hauses Württemberg zur schweizerischen Eidgenossenschaft in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Diss. phil. Zürich. Zürich 1905 (zit.: Feyler) S. 26 ff.
- 19 Vgl. Stadtarchiv Rottweil. II A. I. Abtl. Lade L Fasc. 6 Nr. 2 (Kopie der Erbeinigung Kaiser Maximilians und der Schweizer Eidgenossenschaft) und HStA Stuttgart B 203 PU Nr. 469 (Schiedsspruch der Eidgenossen zwischen Rottweil und Württemberg)
- 20 Vgl. Stadtarchiv Rottweil. II A. I. Abtl. Lade XLV Fasc. 1
- 21 Vgl. Stadtarchiv Rottweil. II A. I. Abtl. Lade LVI Fasc. 1 Nr. III, 6
- 22 Vgl. Stadtarchiv Rottweil. II A. I. Abtl. Lade XIII Fasc. 3 Nr. 2
- 23 Vgl. HStA Stuttgart B 203 PU Nr. 44
- 24 Vgl. HStA Stuttgart B 203 PU Nr. 43
- 25 Vgl. HStA Stuttgart B 203 Bü 2 (Original) und B 203 Bü 15 mit dem zugehörigen Revers.
- 26 Vgl. H. Wiesflecker, Kaiser Maximilian I. Seine Persönlichkeit und Politik. Ausstellung Maximilian I. Innsbruck. Katalog. Innsbruck o. J. (1969). Beiträge S. 1-S. 32 (zit.: Wiesflecker), hier S. 26.
- 27 Vgl. Wiesflecker S. 26
- 28 s. o. Anm. 4.
- 29 Vgl. Nau S. 24, S. 111 und S. 120
- 30 Vgl. Merkle S. 107 ff.
- 31 Vgl. Metz S. 134
- 32 Vgl. dazu und zu den folgenden Ausführungen HStA Stuttgart B 203 PU Nr. 498 - Die in diesem Vertrag öfters genannte Rottweiler Gesellschaft dürfte die gleiche sein, die unter Führung der Konrad Mock, Hans Volmar-Rot und Caspar Bodmer seit etwa 1520 großen Einfluß auf das Bergwerk Eisenbach im Fürstenbergischen ausübte (vgl. W. Hecht, Rottweils Oberschicht und das Bergwerk Eisenbach im frühen 16. Jahrhundert. Rottweiler Heimatblätter 35. Jg., 1974, Nr. 3).
- 33 Vgl. Ruckgaber II, 2 S. 623
- 34 Vgl. HStA Stuttgart B 203 Bü 16 (Bergbau in Kappel und Schabenhäusen 1602-1655)
- 35 a. a. O. Schreiben vom 21. Juli 1602
- 36 a. a. O. Schreiben vom 15. und 16. Mai 1652
- 37 Vgl. Stadtarchiv Rottweil. Stadtrechnungsbuch 1652 f. 97 v Nr. 307 und Nr. 308
- 38 a. a. O. Nr. 309
- 39 a. a. O. f. 97r Nr. 305
- 40 a. a. O. f. 97v Nr. 310 und f. 98r Nr. 311, Nr. 312 und Nr. 314
- 41 a. a. O. f. 98v Nr. 316
- 42 a. a. O. f. 98r Nr. 313
- 43 Vgl. HStA Stuttgart B 203 Bü 16 Schreiben vom 29. 4. 1652
- 44 Vgl. Stadtarchiv Rottweil. Rottweiler Ratsprotokoll vom 27. 6. 1652 p. 1013 ff.
- 45 Vgl. HStA Stuttgart B 203 Bü 16 Schreiben vom 5. 6. 1655
- 46 Erzgrabungen wurden in Hochmössingen und Feckenhausen, wo man aber nur auf „Katzengold“ (Schwefelkies) stieß, durchgeführt (vgl. Ruckgaber II, 2 S. 624 ff.).
- 47 Vgl. H. Bausinger, Das Rottweiler Krippenspiel. Schwäbische Weihnachtsspiele. Stuttgart 1959. S. 113

ALFRED WALCHNER und sein Bergmannslied

(mit Bildnis)

von Cornelia Kluth

In der wissenschaftlichen Literatur sind lediglich über zwei bedeutende Vertreter des Namens WALCHNER Angaben zu finden, KASIMIR und FRIEDRICH AUGUST. Ersterer (1773-1837) ist durch K. S. BADER (1958, S. 5-38) der Vergessenheit entrissen worden¹. Der badische Oberamtmann fand neben seinem unermüdlichen Wirken als Verwaltungsbeamter noch Zeit, um als Landeshistoriker des Hegaues in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts tätig zu werden. Letzterer, sein ältester Sohn (1799 - 1865), war von 1825 bis 1854 Professor für Chemie und Mineralogie an der neuerrichteten Polytechnischen Schule Karlsruhe sowie u. a. seit 1833 großherzoglich badischer Bergrat². Zwei weitere, nahezu unbekannt gebliebene Söhne des Oberamtmanne betätigten sich ebenfalls als Schriftsteller. FRANZ HERMANN (1807 - 1876), praktischer Arzt in Bühl (Baden), wurde nach K. S. BADER (1958, S. 15) durch „mehr populär gehaltene Bücher naturwissenschaftlich-forensischen Inhalts“ bekannt³. ALFRED (1817 - ?) lieferte eine französische Grammatik und hatte sich im übrigen der Poesie verschrieben⁴. Vom Sohn OTTO HEINRICH (1811 - ?) sind uns nur vier in ALFREDs „Muse-Spenden“ (1848, S. 109 u. 112; 1865, S. 143/144 u. 149) aufgenommene Gedichte überliefert. Ob der jüngste der fünf Gebrüder, EDGAR WILHELM (1818 - 1844), auch zur Feder griff, ist mir nicht bekannt.

Unter dem erwähnten Titel „Muse-Spenden“ sind ALFRED WALCHNERs Gedichte in drei nicht inhaltsgleichen Ausgaben erschienen (1843, 1848 u. 1865). In dem 1848 vorgelegten Bändchen begegnet man erstmals dem nachstehend wiedergegebenen „Bergmannslied“, das auch in die 1865 veröffentlichte Gedichtsammlung unverändert übernommen wurde:

Bergmannslied.

Hinab, hinab in den schaurigen Grund,
Mit muthigem Blick und Vertrauen!
Heil künde des Tages jegliche Stund',
Laßt Alle den Schacht uns beschauen!
Tief an der Erde verschwiegenen Schooß,
Da kettet den Bergmann das düstere Loos.



Alfred Walchner

Da ist's, wo munter der Hammer erklingt,
 Wo keine Sonne mehr waltet,
 Wo furchtbare Nacht die Räume durchdringt,
 Sich Alles gespenstisch entfaltet,
 Wo Spalten und Klüfte sich wechselnd reih'n
 Und spärlich nur flimmert der Lampe Schein.

Nicht schrecket den Knappen die schwierige Pflicht,
 Mit Freude nur steigt er hernieder;
 Es fehlet an Muth ihm ewiglich nicht,
 Heil euch, ihr verwegenen Brüder!
 Und fröhlich im Dunkel mit festem Sinn,
 Geht rasch er durch's irdische Leben hin.

Und wenn sich feindlich die Menschheit bekämpft,
 Und nirgends der Friede mehr waltet,
 Und keine Gewalt den Hader mehr dämpft,
 Der sich zum Verderben entfaltet,
 Tief in der Erde verschwiegenem Raum,
 Stört nichts wohl den Knappen rosigen Traum.

Und schön erzeugt in dem felsigten Hang
 Erglänzen die bunten Metalle,
 Jetzt regt sich der Hammer im stillen Gang
 Und störet die Ruhe im Falle
 Und was sich der Knappe errungen im Grund,
 Ihm bleibt es ein ewig willkommener Fund.

Diese mit nicht zu erörternden Schwächen belastete Dichtung läßt im Gegensatz zu den Bergmannsliedern von FRIEDRICH KAPF und CHRISTOPH ALBRECHT KRÄMER keine Beziehungen zu dem heimischen Bergbau erkennen⁵. Vielmehr dürfte der Dichter entgegen seinem Bergratbruder dem Bergwesen völlig fremd gegenübergestanden und nur die aus der Lektüre gewonnenen Vorstellungen von der Tätigkeit der Knappen für seine Verse verwendet haben.

ALFRED WALCHNER wurde am 8. Februar 1817 in Radolfzell geboren. Den „Musespenden“ des Jahres 1865 hat er eine Autobiographie vorangestellt (S. IX—XXXIV), die uns sein Leben bis zur Rückkehr aus Amerika

verfolgen läßt. Mit dem Wegzug aus Karlsruhe nach 1866 verliert sich dessen Spur. Im nächsterschienenen „Adreßkalender für die Residenzstadt Karlsruhe 1869“ fehlt sein Name; er verstarb nicht in dieser Stadt. Da die alten Meldeunterlagen ein Opfer des vergangenen Krieges wurden, verbleibt sein ferneres Schicksal unbekannt.

Von den als Schriftsteller hervorgetretenen Söhnen des badischen Oberamtmannes KASIMIR WALCHNER war ALFRED wohl die unbedeutendste Persönlichkeit. Aus seinem Lebenslauf (1865, S. XXXI) ist zu entnehmen, daß seinem Berufsweg zum badischen Lehrer nur Schwierigkeiten begegneten, die ihn in der Heimat schließlich scheitern ließen⁶. Nach der Rückkehr aus Amerika, wo er zuletzt als Sprachlehrer an der „Wesleyan Academy“, einer Methodisten-Schule in New York, angestellt war, konnte er kein bürgerliches Leben aufbauen und versank im Dunkel. Ob ALFRED WALCHNER unter günstigeren Umständen an schriftstellerischer Bedeutung über die „Musespenden“ hinaus gewonnen hätte, entzieht sich dem heutigen Urteil.

Anmerkungen

- 1 BADER, K. S., 1958: Kasimir Walchner als Verwaltungsbeamter und Landeshistoriker im Hegau des beginnenden 19. Jahrhunderts. - Hegau 3 (1958).
- 2 Über den Professor und Bergrat FRIEDRICH AUGUST WALCHNER ist eine Biobibliographie in Vorbereitung.
- 3 WALCHNER, H., 1828: Gedichte. - Freiburg im Breisgau, gedruckt bei Friedrich Wagner. 1828.
WALCHNER, H., 1830: Weihegesang der vier Facultäten der Albertina-Ludoviciana bei der höchsterfreulichen Ankunft Ihrer Königlichen Hoheiten des Grossherzogs Carl Leopold und der Frau Grossherzogin Sophie Wilhelmine den 12. September 1830. - Freiburg im Breisgau, Grossherzogliche Universitäts-Buchdruckerei der Gebrüder Groos. MDCCCXXX.
- WALCHNER, H., 1830: Fest-Gesang auf die hoechste Vermaehlung Seiner Hoheit des Herrn Markgrafen Wilhelm zu Baden mit Ihrer Hoheit der Herzogin Elisabetha von Württemberg Am 16. October 1830. - Karlsruhe. Druck der G. Braunschen Hofbuchdruckerei.
- WALCHNER, H., 1832: Über die Lektüre, ihren Nutzen und die Vortheile sie gehörig anzuwenden. Nach dem Lateinischen des P. Sachini teutsch bearbeitet und mit einem Anhang begleitet. - Karlsruhe, Druck und Verlag von Ch. Th. Groos. 1832.
- WALCHNER, H., 1833: Ueber das Wesen der Corps und Landsmannschaften auf den deutschen Hochschulen. - Freiburg, Universitäts-Buchdruckerei der Gebr. Groos. 1833.
- WALCHNER, H. 1834: Neue Gedichte. „Herausgegeben zur Unterstützung der Wasserverunglückten zu Kenzingen im Breißgau“. - Konstanz. Gedruckt bei J. M. Bannhard's Witwe. 1834.
- WALCHNER, H., 1835: Beiträge zur Ornithologie des Bodenseebeckens. - Karlsruhe, 1835. Druck und Verlag von Christian Theodor Groos.

- WALCHNER, F. H., 1837: Nekrolog [auf den Oberamtmann KASIMIR WALCHNER]. - Konstanzer Zeitung 1837, Nr. 49 (Beilage) S. 331/332. Entgegen den Angaben im Schrifttum (u. a. Bad. Biographien 2. Theil, Heidelberg 1875, S. 421) ist dieser Nekrolog 1837 und nicht erst 1839 erschienen!
- WALCHNER, F. H., 1838: Walafrid Strabo's Hortulus. Mit Erläuterungen versehen und herausgegeben. - Karlsruhe, Hofbuchdruckerei von Wilhelm Hasper. 1838.
- WALCHNER, F. H., 1840: Darstellung der wichtigsten im bürgerlichen Leben vorkommenden Verfälschungen der Nahrungsmittel und Getränke, nebst den Angaben, wie dieselben schnell und sicher entdeckt werden können. Zur Belehrung und Warnung für alle Stände, nach eigenen und fremden Erfahrungen bearbeitet. - Karlsruhe, W. Creuzbauer'sche Buch- und Kunsthandlung. 1840.
- WALCHNER, F. H., 1842: Darstellung der wichtigsten bis jetzt erkannten Verfälschungen der Arzneimittel und Drogen, nebst einer Zusammenstellung derjenigen Arzneigewächse, welche mit andern Pflanzen aus Betrug oder Unkenntniß verwechselt und in den Handel gebracht werden. Zum Handgebrauche für Aerzte, Pharmazeuten und Drogisten nach den neuesten und besten Quellen gesammelt und bearbeitet. - Karlsruhe. Druck und Verlag von C. Macklot. 1842.
- WALCHNER, F. H., 1842: Der practische Naturforscher. Ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für Freunde der Naturwissenschaften. Erste Abtheilung: Der Chemiker. - Karlsruhe 1842, Druck und Verlag von C. Macklot.
- WALCHNER, F. H., 1843: idem Zweite Abtheilung: Der Geognost. - *ibid.* et idem 1843.
- WALCHNER, F. H., 1843: idem Dritte Abtheilung: Der Petrefactolog. - *ibid.* et idem 1843.
- WALCHNER, F. H., 1843: idem Vierte Abtheilung: Der Mineralog. - *ibid.* et idem 1843.
- WALCHNER, F. H., 1843: idem Fünfte Abtheilung: Der Zoolog. - *ibid.* et idem 1843.
- WALCHNER, F. H., 1844: idem Sechste Abtheilung: Der Botaniker. - *ibid.* et idem 1844.
- WALCHNER, F. H., 1844: Darstellung der wichtigsten im bürgerlichen Leben vorkommenden Verfälschungen der Nahrungsmittel und Getränke, nebst den Angaben, wie dieselben schnell und sicher entdeckt werden können. Zur Belehrung und Warnung für alle Stände, nach eigenen und fremden Erfahrungen bearbeitet. - Zweite, wohlfeile Ausgabe; Karlsruhe. Verlag von Franz Nöldeke. 1844.
- WALCHNER, F. H., 1844: Kurze historische Notiz über Erwin von Steinbach. Am Feste der Enthüllung des Erwin-Monuments, 29. August 1844. - Abgedruckt in den „Lebenserinnerungen“ 1858, S. 261-264.
- WALCHNER, F. H., 1845: Gedichte. - Karlsruhe, Buchdruckerei von Malsch und Vogel. 1845.
- WALCHNER, F. H., 1849: Freimüthige Worte über die Ueberhandnahme der Volks-Entsittlichung. Mit Schilderungen und Charakterbildern aus dem Leben. Aus dem Volk, für das Volk. - Baden. Druck der Scotzniovsky'schen Buchdruckerei. 1849. „Der Ertrag dieser Schrift wird den Armen Bühls zugewendet“.
- WALCHNER, F. H., 1858: Lebenserinnerungen und Reisebilder aus Südfrankreich und Unteritalien. - 1858. Buch- und Steindruckerei von M. Mayer in Rastatt. (S. 205: „... bis zum Jahre 1844, hatte ich bisweilen kleinere poetische Arbeiten in verschiedenen vielgelesenen Blättern erscheinen lassen, ... und dieselben im Sommer 1845 dem Drucke ... übergeben ...“).
- WALCHNER, F. H., 1865: Der Lebensgenuß in Bezug auf Menschenwürde. Ein Neu-jahresgeschenk für gebildete Leser und Leserinnen. Mit einem Anhang von Gedichten. - Ettlingen. Buchdruckerei von Fr. Diehm. 1865.

WALCHNER, F. H., 1869: Politische Wahrheiten. Gesammelt für das deutsche Volk. - Karlsruhe 1869. Verlag von C. Müller. - War nicht zu beschaffen.

WALCHNER, F. H., 1875: Die Nahrungsmittel des Menschen, ihre Verfälschungen und Verunreinigungen. Nach den besten Quellen dargestellt. - Berlin 1875. Verlag von Julius Springer.

Unter seinen im Stadtarchiv Bühl (Baden) aufbewahrten Papieren befinden sich folgende druckfertig abgefaßte Manuskripte:

- 1825: Ueber das Studium des klaßischen Alterthums. Rede, Gehalten im literarischen Verein zu St. Gallen 1825 (9 S.).
- 1875: Practisches Hand und Hülfsbuch für Pharmazeuten und Droguisten zur Sichern Erkenntniß der Aechtheit und Verfälschung der gebräuchlichsten Arzneistoffe und Droguen. Nach dem gegenwärtigen Standpuncte der Erfahrung ausgearbeitet (218 S. u. 33 S.).
- 1876: Uiber Torf und die Nützlichkeith eines rationell betriebenen Torfstichs im Amtsbezirk Bühl (21 S.).

Aus diesem Nachweis geht hervor, daß F. H. WALCHNER entgegen der erwähnten Annahme ein Schriftsteller von erstaunlicher Vielseitigkeit war. Es sei bemerkt, daß auch er keine seinen offenbaren Fähigkeiten entsprechende Anerkennung fand und ein beschwertes Dasein führte. Er verstarb, nach einem in äußerster Dürrigkeit verbrachten Lebensabend im alten Spital zu Bühl.

- 4 WALCHNER, A., 1843: Muse-Spenden in hochdeutscher und allemannischer Sprache. - Heidelberg. Druck von J. S. Wolff und Comp. 1843.
- WALCHNER, A., 1848: Muse-Spenden in hochdeutscher und allemannischer Sprache. - Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. (Mit des Verfassers Bildniss). Heidelberg, Buchdruckerei von Renner und Wolff. 1848.
- WALCHNER, A., 1865: Musespanden in hochdeutscher und allemannischer Sprache nebst Bearbeitung englischer und amerikanischer Dichtungen. - Selbstverlag des Verfassers. Ettlingen. Buchdruckerei von Friedrich Diehm. 1865.
- WALCHNER, A., 1860: A new Method of learning the French Language. Embracing both the theoretical and practical modes of instruction. Designed for the use of Academies and the higher classes in public and select schools, and also for private Students. - Hamburg, Leipsic & New York. Published by Jul. Schubert & Co. 1860.
- 5 KLUTH, C., 1970: Die Bergmannslieder des fürstlich fürstenbergischen Bergschreibers FRIEDRICH KAPF (1759-1797). - Schr. Ver. Gesch. u. Naturgesch. Baar 28 (1970), S. 320-327.
- KLUTH, C., 1972: Ein weiterer Beitrag zur Kenntnis des Schwarzwälder Bergmannslieds. - Schr. Ver. Gesch. u. Naturgesch. Baar 29 (1972), S. 85-103.
- 6 Auch drei Briefe aus den Jahren 1843, 1845 und 1848 an KARL EGON II. FÜRST ZU FÜRSTENBERG (1796-1854) bezeugen seinen Kampf um den Lebensunterhalt und bezeichnen als letzten Ausweg, das Heil in der Neuen Welt zu suchen (vgl. OB 19. Vol. 72 Korrespondenzmappe „W“, F. F. Archiv Donaueschingen).

Eisenerz-Bergbau in Blumberg 1934 — 1942

von Gustav Albiez

mit 5 Abbildungen

Die hier behandelte Bergbauperiode von Blumberg dauerte nur 8 Jahre. Dies ist eine kurze Spanne in einer Landschaft, deren Eisenerzgewinnung sich Jahrhunderte weit zurückverfolgen läßt. Trotzdem soll das bergbauliche Geschehen dargestellt werden, weil davon für Blumberg und seine Umgebung wesentliche Impulse ausgegangen sind. Die Bearbeitung wurde ermöglicht durch das Entgegenkommen der *Doggererz AG*, wofür ich mich hier bestens bedanke.

1) Geologie

Grundlage für den Eisenerz-Bergbau bei Blumberg ist ein Brauneisenerzflöz im obersten Dogger — nach QUENSTEDT: Brauner Jura, oberer epsilon bis zeta. Die heutige Bezeichnung lautet: Callovien. Dieses wird nach badischer Kartierung zum Malm gerechnet (9), aber der Name „Doggererz“ ist im Montanwesen bereits zum festen Begriff geworden. Leitfossil für diese Schichtfolge ist ein Ammonit, *Macrocephalites macrocephalus* Schloth; man spricht daher von Macrocephalen-Zone. Das Eisenerzflöz ist ein Schichtpaket von durchschnittlich 4,1 m Mächtigkeit mit folgendem Profil:

Oben	Ornatenton als Hangendes		
	Grenzkalk		
	Obere violette Bank	0,85 m	25,12% Fe*
	Graublaue Haupt-Bank	2,00 m	21,18% Fe
	Untere graublaue Bank	0,60 m	21,41% Fe
	Untere weiche rote Bank	0,40 m	25,35% Fe
	Untere harte rote Bank	0,25 m	23,15% Fe
unten	Sohlkalk als Liegendes		
	Variansmergel		

* im trockenen Erz

Nach seiner chemischen Zusammensetzung handelt es sich um ein ausgesprochen saures Erz (Zahlentafeln 8 - 11). Es besteht aus einer tonig-mergeligen Grundmasse, in der Brauneisenoide — die Haupteisenträger — eingebettet sind. Die Grundmasse hat je nach ihrer Ausbildung verschiedene

Eisengehalte: tonig 8-9% Fe, kalkig 9 - 11% und mergelig 10 - 14%. Die Ooide sind sehr hart und daher widerstandsfähiger als die Grundmasse. Die Trennung der Grundmasse von den Ooiden führt zu Eisenverlusten. Die ziemlich gleichmäßig ausgebildeten Ooide sind konzentrisch-schalig aufgebaut und haben einen einheitlichen Kern. Ihre Substanz besteht aus rhythmisch abgedehnten Schälchen von Brauneisen, abwechselnd mit Tonerde, Kieselsäuregel etc. Die Ooide haben fast immer 50% Fe. An schädlichen Bestandteilen sind im Erz 0,2% S vorhanden, wogegen sich 0,4% P + 0,2% Mn + V günstig auswirken. Diese sind in der unteren weichen Bank am reichsten vertreten. Das Eisen ist in den oberen und unteren Bänken angereichert. Dies ist typisch für das Macrocephalus-Erzflöz und auf 16 km Erstreckung nachgewiesen. Das Einfallen der Schichten beträgt 3-4 Grad nach Südosten (11).

Von 1934 ab wurde das Eisenerzlager großzügig untersucht mit 30 km Schürfräben in Abständen von 50-200 m, etwa 1000 Schürfschächtchen und über 300 Bohrungen von insgesamt 17.000 lfd. Bohrmeter. Dabei ergab sich eine große Gleichmäßigkeit des Flözes mit ϕ 4 m und einem Eisengehalt von 20-21% im feuchten Erz. Das spezifische Gewicht schwankt bei 9% Feuchte von 2,55 - 2,60. An Bohrgeräten standen zur Verfügung (6):

- 1 eigenes Wirth-Kernbohrgerät bis 30 m Tiefe,
- 1 eigenes Craelius-Gerät Type AB bis 100 m Tiefe,
- 1 Wirth-Kernbohrgerät bis 500 m Tiefe der Fa. Joh. Keller/Renchen.

Die Bohrungen kosteten über 500.000 RM.

In den Grubenfeldern und der Konzession Randen der Doggererz AG wurden nachgewiesen:

17 Mio t	Erz im Tagebau gewinnbar,
27 Mio t	Erz im Stollenbau Nordfeld,
100 Mio t	Erz im Stollenbau Südfeld,
240 Mio t	Erz im Tiefbau mit Schächten

Summe 384 Mio t Erzvorräte.

(Weitere 46 Mio t Erz sind als für den Abbau ungeeignet deklariert.)

Dazu kommen in der Option Beuren a. R./Wiechs a. R. weitere 400 Mio t Erz. Da außerdem die Vorräte der Gute-Hoffnungs-Hütte AG südlich Gutmadingen auf 700 Mio t geschätzt werden, so kann man den Erzinhalt der Macrocephalen-Zone zwischen Donau und Schweizer Grenze auf etwa 1,5 Milliarden Tonnen Eisenerz veranschlagen. Dies stellt für deutsche Verhältnisse eine recht beachtliche Lagerstätte dar. Sie kann aber — da z. Z. un-

bauwürdig — nur unter die Gruppe „mögliche Vorräte“ eingereiht werden. Bei 20% Eisengehalt und 25% Abbauverlust sind 225 Mio Tonnen Eisen gewinnbar.

Ein etwa 65 m tiefer liegendes Eisenerzlager, der *Humphriesi*-Horizont, wurde erbohrt. Er enthält bei 4 m Mächtigkeit 1,0 - 1,5 m Eisenerz mit 20% Fe und ist damit nicht bauwürdig (11).

2) Geschichte

Blumberg ist seit 1420 als Stadt nachweisbar. Es wurde 1537 fürstenergisch. Etwa 1544 erhielt Mathis Zollmayr, der Pächter des Eisenwerks Hammereisenbach, den Auftrag, bei Blumberg nach Eisenerz zu schürfen; allerdings sollte das in Blumberg gewonnene Erz in Eisenbach geschmolzen werden. Unter solchen Voraussetzungen dürfte sich kaum ein Erfolg eingestellt haben; jedenfalls ist darüber nichts bekannt. 1607 wurde ein Gesuch des Freiherrn Christoph v. Morsberg zur Errichtung eines Eisenwerks in der Herrschaft Blumberg von den Grafen zu Fürstenberg abgelehnt mit der Begründung: „... da es dem wildpret an der ruehe und sonsten unserem forst schädlich sein könnte“ (3).

Erst 1661 kamen durch die Ehe des Grafen Franz Christoph von Fürstenberg-Meßkirch mit Maria Theresia Herzogin von Arenberg — aus einem niederdeutschen Geschlecht mit Eisenerzbergwerksbesitz — Bergsachverständige aus Lothringen und Luxemburg auf die Baar. Durch sie entstand in Blumberg ein Hüttenwerk, bestehend aus Schmelze und Hammerwerk. Es wurde 1665 an die F. F. Beamten übergeben. Verarbeitet wurde vorwiegend zerklopftes Doggererz und nur in geringer Menge Bohnerz. Schlechte Qualität führte zu Absatzmangel. Haupthemmnis für eine günstige Entwicklung waren jedoch die schlechten Wasserverhältnisse. Daher wurde 1694 das Hammerwerk nach Kirchen-Hausen verlegt. Nur die Schmelze blieb in Blumberg, wegen der Nähe von Erz und Holz. Zum Transport der Holzkohle waren ab 1683 für mehrere Jahre 3 - 5 Kamele eingesetzt.

Ab 1725 wurde der Betrieb in Blumberg allmählich aufgegeben, weil er der Konkurrenz der Eisenwerke in Eberfingen und Albrück nicht gewachsen war. Dagegen scheint die Erzgewinnung bei Blumberg noch weitergelaufen zu sein (3). Das Hammerwerk bei Kirchen-Hausen wurde 1746 aufgelöst (4).

Im 19. Jahrhundert wurden mehrfach Schürfungen durchgeführt, aber nur bei Gutmadingen führten sie von 1838 bis etwa 1860 zu einem Berg-

werksbetrieb (7). 1930 - 1942 wurde er von der Gute-Hoffnungs-Hütte AG als Karl-Egon-Grube betrieben.

3) *Bergrecht*

Mit dem Badischen Berggesetz vom 22. 6. 1890 (GVBl. S. 447) wurde das Eisenerz vom Verfügungsrecht des Grundeigentümers ausgeschlossen und zum bergfreien Mineral erklärt. Demnach konnte jeder Finder ein Bergwerk muten, d. h. sich von der Bergbehörde ein Bergwerksfeld verleihen lassen. Für das Gebiet der F. F. Standesherrschaft blieben die nach der Mediatisierung des Fürstentums erlassenen Bestimmungen des Deklarationsediktes vom 12. 12. 1823 (Staats- und Regierungsblatt 1824 S. 1) in Geltung. Somit verblieben der Standesherrschaft die im standesherrlichen Gebiet vor der Mediatisierung eröffneten Bergwerke als Domanialeigentum. Außerdem war ihr ein Vorbaurecht gegenüber den Mutungen Dritter eingeräumt (8).

Der F. F. Standesherrschaft waren seit 1897 einige Eisenerz-Grubenfelder verliehen worden. Nach dem 1. Weltkrieg wurden im Blumberger Gebiet Schürfungen durchgeführt und Mutungen eingelegt, „die dem Bestreben des Fürsten Max Egon zu Fürstenberg entsprangen, in der deutschen Notzeit nationale Bodengüter zu erschließen“ (3). Träger dieser Arbeiten war die von der F. F. Standesherrschaft gegründete Jura-Eisenerz Bergbau GmbH in Donaueschingen. Die im Jahre 1921 verliehenen Bergwerksfelder waren von dieser Gesellschaft gemutet. Sie wurden 1935 dem Fürsten Max Egon übergeben, nachdem eine praktische Verwertung nicht möglich gewesen war.

Mit der Novelle vom 2. 7. 1924 (GVBl. S. 177) wurde das Badische Berggesetz dahin geändert, daß das Eisenerz zum staatsvorbehaltenen Mineral erklärt wurde. Es konnte damit nur noch vom Staat selbst oder von Dritten auf Grund eines Konzessionsvertrages abgebaut werden. Gleichzeitig wurde das Vorbaurecht der F. F. Standesherrschaft aufgehoben. Früher verliehene Grubenfelder blieben erhalten. So kam am 24. 11. / 6. 12. 1937 ein Vertrag zustande, in dem das Land Baden der Doggererz Bergbau GmbH in Blumberg auf 30 Jahre das Recht zur Ausbeutung von Eisenerz im Raum Riedöschingen - Talheim - Kommingen - Randen - Schweizer Grenze einräumte. Diese „Konzession Randen“ umfaßt 2 560 ha. Der Vertrag wurde vom Wirtschaftsministerium Baden-Württemberg bis zum 31. 12. 1997 verlängert. —

Zur Arrondierung der noch der F. F. Standesherrschaft gehörenden Grubenfelder nördlich der Aitrach — über die zu dieser Zeit noch verhandelt wurde — erteilte das Land Baden der Doggererz Bergbau GmbH am 10. 11. 1939 eine Konzession über die Zusatzfelder Dorotheengrube Ost + Goldbach West + Huchenegg Ost + Irma-Max Egon mit insgesamt 259 ha (8).

Zur Durchführung ihrer Arbeiten benötigte die Doggererz Bergbau GmbH die noch im Besitz der F. F. Standesherrschaft befindlichen 15 Grubenfelder beiderseits der Aitrach. Die Verhandlungen begannen schon 1934, kamen jedoch nur sehr schleppend voran, insbesondere weil als Konkurrenten noch die Vereinigten Stahlwerke auftraten und die Grubenfelder Fürstenberg + Goldbach + Huchenegg wünschten. Die F. F. Kammer wollte zunächst gegen einen Förderzins verpachten. Demgegenüber lehnte die Doggererz Bergbau GmbH eine Pachtung ab und erklärte am 21. 1. 1937, es sei „notwendig, das der F. F. Kammer verliehene Bergwerkseigentum uns zu übertragen“. Das treuhänderisch mit den Verhandlungen betraute Bad. Finanz- und Wirtschaftsministerium bestätigte, daß die F. F. Standesherrschaft das freie Verfügungsrecht über ihre Bergwerksfelder habe. 1938 schlug dann Doggererz den Verkauf der F. F. Grubenfelder vor. Mit dem Kaufvertrag vom 19. 6. 1940 gingen die 15 Grubenfelder für 300.000 RM an die Doggererz AG über (8).

Es handelt sich dabei um folgende Grubenfelder:

Name	Verleihungsdatum	Größe ha	Gemarkung
Berchen	29. 8. 1921	170	Riedböhringen, Achdorf
Fürstin Irma	18. 9. 1899	155	Riedböhringen, Hondingen
Dorotheengrube	13. 8. 1897	198	Blumberg, Riedböhringen
Dorotheengrube II	18. 3. 1921	180	Riedböhringen
Dorotheengrube III	18. 3. 1921	163	Riedböhringen, Achdorf
Fürstenberg	26. 8. 1921	192	Fürstenberg
Huchenegg	29. 8. 1921	195	Riedböhringen
Goldbach	18. 3. 1921	177	Hondingen
Max-Egon-Bergwerk	18. 9. 1899	173	Hondingen, Riedb., Blumberg
Großer Buchberg	18. 3. 1921	175	Blumberg, Fützen
Kleiner Buchberg	18. 3. 1921	186	Blumberg, Epfenhofen
Zollhaus	18. 3. 1921	193	Blumberg
Wolfental	18. 6. 1921	197	Blumberg, Epfenhofen
Bohlkopf	15. 6. 1921	192	Epfenhofen, Blumberg, Fützen
Randenhof	29. 8. 1921	194	Fützen, Epfenhofen
Summe		2.745 ha.	

Zur Vergrößerung ihrer Erzbasis beantragte Doggererz eine Option über das Gebiet Beuren am Ried — Wiechs am Randen. Diese wurde jedoch wegen der Stilllegung des Werks nicht erteilt.

4) Firmenentwicklung

Im Rahmen der damaligen Autarkiebestrebungen sollten die einheimischen Erzlagerstätten in vermehrtem Maße zur Versorgung der deutschen Hüttenwerke herangezogen werden. So wurde allenthalben in Deutschland eine lebhaftere Untersuchungstätigkeit entfaltet. Für das Gebiet um Blumberg bewarb sich die „Interessengemeinschaft für Doggererzstudium, Röchling'sche Eisen- und Stahlwerke GmbH und Neunkircher Eisenwerk AG vorm. Gebr. Stumm“ in Donaueschingen. Nachdem die Untersuchungsarbeiten in den F. F. Grubenfeldern mit der F. F. Standesherrschaft vertraglich geregelt waren, wurde 1934 die „Arbeitsgemeinschaft Neunkirchen-Völklingen für Doggererze“ in Donaueschingen gegründet. Das Kapital betrug 2 Mio RM, an dem beide Partner zu 50% beteiligt waren. Der Betrieb in Blumberg wurde offiziell am 12. 3. 1934 eröffnet. Ein umfangreiches geologisches Untersuchungsprogramm lieferte die Planungsunterlagen für den künftigen Bergwerksbetrieb. Dann wurden auch mehrere Stollen vorgetrieben und verschiedene Abbaumethoden erprobt. Diese Arbeiten gingen schließlich weit über den Rahmen des bestehenden Vertrages hinaus und führten zu einem gespannten Verhältnis zur F. F. Kammer, so daß das Ministerium ausgleichend einwirken mußte (8).

Mit Gesellschaftsvertrag vom 28. 5. 1936 wurde die Arbeitsgemeinschaft in die „Doggererz-Bergbau GmbH“ in Zollhaus-Blumberg umgewandelt, um für die Verleihung von Bergwerkseigentum eine rechtsgültige Geschäftsform zu haben. Gegenstand des Unternehmens war die Fortführung der bisherigen Arbeiten zur Gewinnung, Aufbereitung und Verwertung der Doggererze. Jeder Gewinnbezug der Gesellschafter war ausgeschlossen. Der Preis des Doggererzes war so zu bemessen, daß die Betriebskosten gedeckt und die Tilgung des aufgewendeten Kapitals erreicht würde. Neunkirchen und Völklingen waren zu je 1 Mio RM beteiligt. Mit Erlaß des Reichs- und Preußischen Wirtschaftsministeriums vom 15. 8. 1936 wurde den Hüttenwerken auferlegt, eine Kapitalbeteiligung bei Doggererz zu übernehmen. Daraufhin wurde der Gesellschaftsvertrag am 5. 3. 1937 in der Weise geändert, daß weitere Hüttenwerke des Saargebietes beitraten (6).

Daraus ergab sich folgende Beteiligung:

1. Neunkircher Eisenwerk AG, vorm. Gebr. Stumm in Neunkirchen	540.000 RM
2. Röchling'sche Eisen- und Stahlwerke GmbH in Völklingen/Saar	540.000 RM
3. Vereinigte Hüttenwerke Burbach-Eich-Düdelingen, Abt. Burbach in Saarbrücken	540.000 RM
4. AG der Dillinger Hüttenwerke in Dillingen	250.000 RM
5. Halberger Hütte GmbH in Brebach	130.000 RM
	Summe 2.000.000 RM

In einer Verhandlung am 22. 8. 1939 wurde die bisherige GmbH umgewandelt in die „Doggererz AG“ in Blumberg. Die Gesellschaft sollte den Gründerwerken an der Saar eine inländische Versorgungsgrundlage schaffen für Eisenerz in rohem, aufbereitetem oder vorgeschmolzenem Zustand durch Erschließung der Doggererz-Lagerstätten. Am Grundkapital beteiligten sich:

1. Neunkircher Eisenwerk AG	mit 554.000 RM
2. Röchling'sche Eisen- und Stahlwerke	554.000 RM
3. Vereinigte Stahlwerke Burbach	554.000 RM
4. Dillinger Hüttenwerke	258.000 RM
5. Halberger Hütte	80.000 RM
	Summe 2.000.000 RM

Die Doggererz-Bergbau GmbH wurde ab 1. 1. 1941 liquidiert und ihr Vermögen der Doggererz AG übertragen. Mit Beschluß vom 4. 12. 1940 beteiligte sich das Reich mit 50% an der Gesellschaft. Dazu wurde das Kapital von 2 Mio RM auf 40 Mio RM aufgestockt. Der Reichsanteil ging 1961 auf Grund des Reichsvermögensgesetzes an das Land Baden-Württemberg über. Nach Währungsreform und Zusammenlegung ist der Aktienbesitz heute folgendermaßen aufgeteilt (8):

1. Land Baden-Württemberg	200.000 DM
2. Vereinigte Hüttenwerke Burbach	57.800 DM
3. AG der Dillinger Hüttenwerke	26.800 DM
4. Neunkircher Eisenwerk AG	57.700 DM
5. Röchling'sche Eisen- und Stahlwerke	57.700 DM
	Summe 400.000 DM

5) Untertagebetrieb

Die Jahre 1934/35 wurden zur Aus- und Vorrichtung der Lagerstätte, d. h. zur Vorbereitung des Abbaus im Stollenbetrieb benutzt, denn es war von vornherein klar, daß der weit überwiegende Teil des Erzes im Untertagebetrieb gewonnen werden müsse. Es wurden daher in 3-schichtigem Betrieb verschiedene Richtstrecken vorangetrieben: insbesondere handelt es sich um Stollen im Stoberg, Eichberg und Ristelberg. Zunächst war der Betrieb zu groß aufgezogen, so daß zu Weihnachten 1935 108 Mann entlassen werden mußten.

Ein erster Abbautest im Januar/Februar 1936 bezweckte lediglich die Gewinnung von Erz für Aufbereitungs- und Verhüttungsversuche. Der hierbei angewendete Ausbau mit Holzstempeln und Holzpfailern bewährte sich nicht, weil er das Absetzen des Gebirges am Erzstoß nicht verhindern konnte. Es galt, ein sicheres und wirtschaftliches Abbauverfahren zu entwickeln. Dabei stand von Anfang an fest, daß für dieses arme Erz nur ein

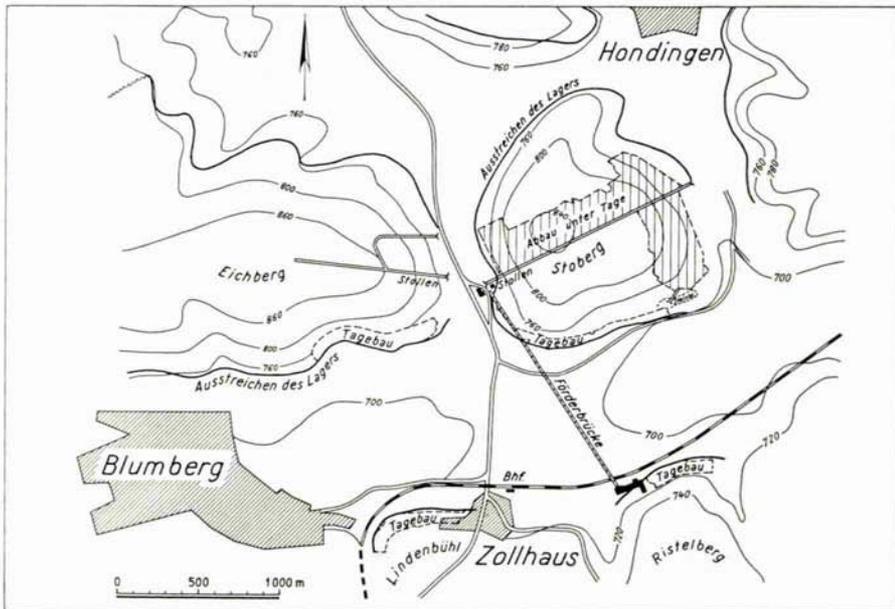


Abb. 1: Lage der Abbaubetriebe

versatzloser Abbau in Frage kam; das Zufüllen der ausgeerzten Abbauräume hätte die Gesteungskosten zu stark belastet. Man entschied sich daher für die Methode des Bruchbaus, bei dem das Dach des Abbaues nach dem Leerfördern zu Bruch geworfen wird. Dabei kann man beim Abbauen Streifen an Streifen hereingewinnen, was man als Strebbau bezeichnet; oder man kann einen Teil des Erzes als Pfeiler stehen lassen und das Erz durch Auffahren von Kammern abbauen.

Im Laufe der Versuche machte man immer wieder die alte Erfahrung, daß Methoden, die sich in andern Bergbaurevieren bewährten, unter den geologischen Verhältnissen der Baar versagten. Die jungen Schichten des Malm über dem Erzlager biegen sich nicht durch, sondern brechen ab. Der 2 - 3 m starke Ornatenton ist ein Wasserstauer und kann Wassereintrüche verursachen; in nassem Zustand neigt er zum Auslaufen, in trockenem zu plötzlichem Ablösen. Ein schwerer Wassereintruch ereignete sich im Juni 1938. Sämtliche Abbauversuche wurden in der Grube Stoberg durchgeführt. Sie liefen z. T. gleichzeitig nebeneinander her.

Zuerst wurde der 2-Scheiben-Strebbau mit Zwischenmittel im regulären Förderbetrieb erprobt. Entsprechend der Eisenverteilung im Macrocephalen-Horizont wurde eine obere und eine untere Scheibe mit je 1,5 m Höhe gewonnen, während man dazwischen etwa 1 m von der Graublauen Hauptbank stehen ließ (10). Die beiden Scheiben wurden im Abstand von 40 - 50 m — die obere voraus — im Schichtfallen abgebaut. Die Abbaue waren 100 m lang. Zur Sicherung gegen Steinfall verwendete man zunächst noch Holzausbau, dann aber Kastenstempel von Schwarz mit 65 t Tragkraft mit P 12-Trägern als Kappen. Das Abbaufeld wurde mit Eisen-Wanderkästen von 1 x 1 m Grundfläche aus P-10-Trägern gesichert. An den Auflageenden der P-10-Träger wurden Verstärkungsstege eingeschweißt. Cookson'sche Auslösebalken ermöglichten schnelles Umsetzen. Damit erreichte man einen starren Ausbau und konnte das Absetzen des Daches weitgehend verhindern. Der Arbeitsrhythmus war folgender:

Nachtschicht:

Unterschrämen des Stoßes 1,5 m tief, Abbohren und Sprengen des unterschrämmten Erzes.

Frühschicht:

Wegfördern des Haufwerks, Ausbau des neuen Feldes.

Mittagschicht:

Umlegen des Fördermittels, Umsetzen der Eisen-Wanderkästen, Rauben des Ausbaus im Bruchfeld.

In der oberen Scheibe wurde auf Sohle geschrämt, in der unteren Scheibe wegen der Gesteinhärte in 60 cm Höhe. Dies war der Stand 1937.

Zweites Abbauverfahren war der *2-Scheiben-Strebbau ohne Zwischenmittel*. Die Scheiben waren je 2,05 m hoch. Die obere Scheibe lief um 1 - 2 Jahre voraus. Das Dach aus dem verfüllten und verfestigten Bruch erwies sich als haltbarer als das Zwischenmittel des vorigen Versuchs (5).

Der 3. Versuch galt dem *1-Scheiben-Strebbau ohne Zwischenmittel*, der 1938 anliefe. Dabei wurden die unteren 2,3 m des Erzlagers abgebaut, während die restlichen 1,8 m Erz in der Firste verblieben. Von diesem hangenden Erz wurde ein Teil nach dem Zubruchgehen mit langen Kratzern hinter den Wanderpfeilern stehend in das Abbaufeld gezogen. Dies brachte zwar



Abb. 2:

Vortrieb in der Grube Stoberg. Hauer und Lehrhauer beim Laden der Sprengbohrlöcher. Die Sprengladung ist z. T. bereits mit Zündschnur versehen. Die Blechkiste („Schießkiste“) dient zum Transport des Sprengstoffes.

höhere Leistung, war aber sicherheitlich bedenklich (10). Zunächst wurde der Strebbau im Einfallen betrieben, wobei das zufließende Wasser an den Abbaustoß lief und die Arbeit erheblich behinderte. Dann stellte man die Verhiebsrichtung um und fuhr den Abbau schwebend auf. Man erreichte damit, daß das Wasser in das abgebaute Feld lief und nicht mehr störte. Außerdem wurde die Kombination Schrämen/Schießen durch ausschließliche Schießarbeit ersetzt, womit sich die Hereingewinnungskosten um 0,2 RM/t verminderten.

Als 4. Abbauverfahren wurde ab 1941 der *Langfrontpfeilerbruchbau* angewendet. Man trieb dabei von der Bandstrecke aus in 14 m Abstand Kammern von 4 m Breite und 4,1 m Höhe bis auf 80 m Länge vor. Zwischen den Kammern standen dann 10 m breite Pfeiler. Im Rückbau wurden diese Pfeiler so durchhauen, daß beiderseits der Kammern quadratische Sicherheitspfeiler von 3 x 3 m Grundfläche stehenblieben. Diese trugen das Hangende ohne nachzugeben, so daß der bisherige Eisenausbau unnötig wurde. Dadurch konnte im Abbaufeld kein Abriß mehr auftreten; er wurde bewußt hinter das Abbaufeld verlegt und so eine gradlinige Trennung zwischen Abbau- und Bruchfeld herbeigeführt. Jeweils 6 - 8 Kammern wurden später gemeinsam zu Bruch geschossen. Im November 1941 gingen mehrere Kammern schlagartig zu Bruch; mehrere massive Erzpfeiler wurden dabei umgeschoben. Im März 1942 ging das Südfeld der Grube Stoberg wegen zu langer Standzeit fast ganz zu Bruch. Offensichtlich war das Abbauverfahren den Gebirgsverhältnissen noch nicht genügend angepaßt. Insbesondere war das Erz für Pfeiler zu weich und damit nicht tragkräftig genug. Die Stilllegung 1942 verhinderte die Weiterentwicklung der Abbaumethoden.

Zur Beurteilung der 4 Abbauverfahren seien einige Kennziffern zusammengestellt (5):

Versuch	Abbauverlust	Abbauleistung	Grubenleistung
1	12%	3,5 t/MS	2,5 t/MS
2	0%	4,0 t/MS	2,93 t/MS
3	27%	5 - 6 t/MS	3,56 t/MS
4	10%	ca. 8 t/MS	4,95 t/MS

Der 2-Scheiben-Strebbau kam wegen der niedrigen Abbauhöhe nur auf geringe Leistung pro Mann und Schicht (MS). Beim 1-Scheiben-Streb mit Hereingewinnung aus dem Bruchfeld konnten die Abbauverluste allerdings

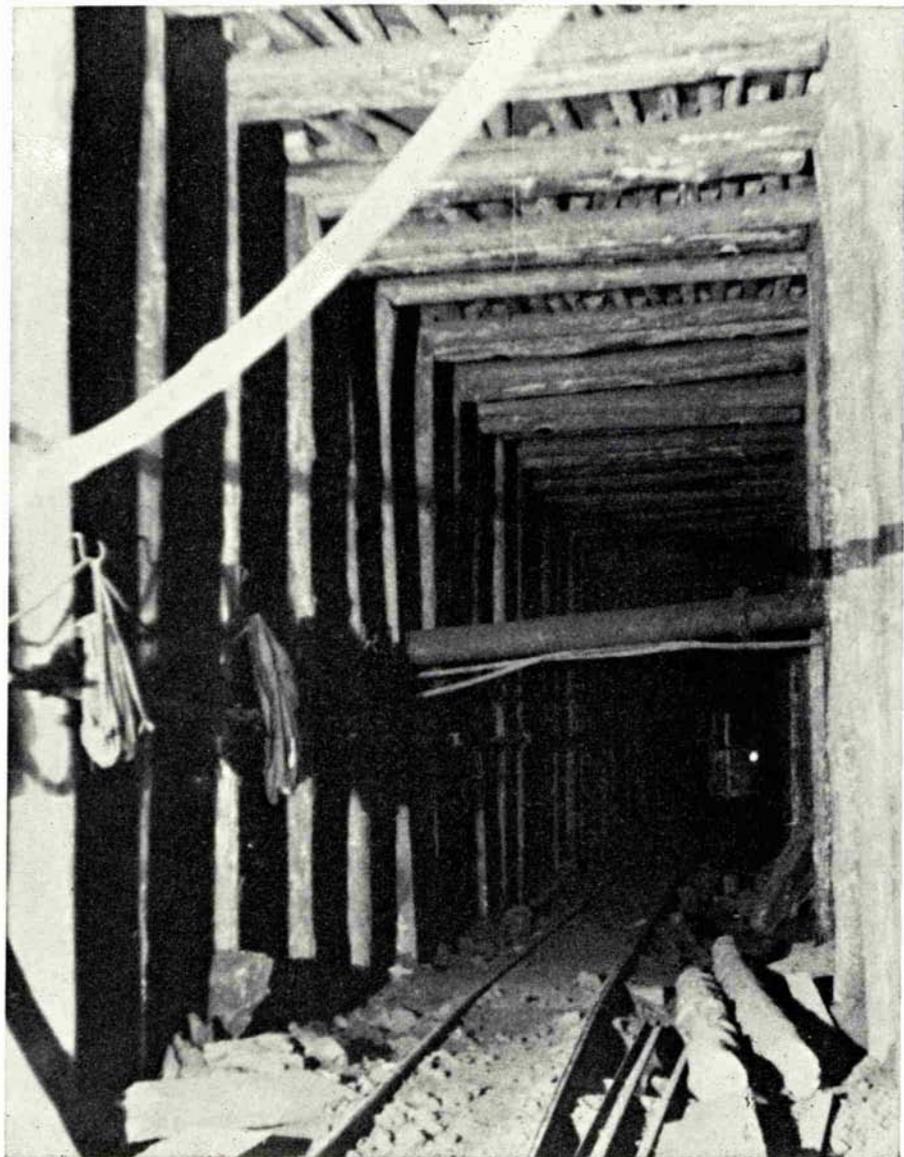


Abb. 3: Abbaustrecke, ausgebaut mit polnischem Türstock.

auch bis 38% ansteigen (6); sie werden z. T. auch beim Langfrontpfeilerbruchbau mit 20% angegeben. Die Strebbaue waren durch Abriß des Hangenden im Abbaufeld gefährdet (bei Holzausbau stark, bei Eisenausbau weniger); das abgebrochene Hangende setzte sich dann als Klotz auf den Ausbau. Beim Langfrontpfeilerbruchbau war der Materialverbrauch um ein Drittel geringer, weil die Wanderkästen entfielen. Hier konnte auch die Unfallziffer vermindert werden.

Als Fördermittel wurden verwendet:

im Abbau: Rutschen oder Bänder mit Elektro-Antrieb,

im Flügelort: Gummibänder oder Stahlbänder,

in der Haupttrichterstrecke: zuerst eine Kettenbahn; diese wurde jedoch wegen häufiger Kettenbrüche durch ein Gummitransportband von 80 cm Breite und 1200 m Streckenlänge ersetzt. Holz und Material wurden mit Diesellokomotive eingebracht. Die Erztrichterstrecke wurde bis zum Hondinger Tal getrieben und hier ein Wetterschacht auf 18 m geteuft, um einen natürlichen Luftzug zu ermöglichen. Zusätzlich stand ein Ventilator mit einer Leistung von 1500 cbm/min zur Verfügung, der nach Absinken seines Fundamentes durch 2 Ventilatoren von je 400 cbm/min ersetzt wurde. Für die Wasserhaltung wurden 3 Kreiselpumpen (z. T. als Reserve) von je 4,5 cbm/min im Pumpensumpf installiert (6).

Der Grubenbetrieb wurde erschwert durch ein unübersichtliches System von unvorhergesehenen Verwerfungen. Sehr störend wirkten die eindringenden Tagwässer, besonders nach Regen und Schneeschmelze, vor allem da, wo die Brüche sich bis zur Tagesoberfläche fortgepflanzt hatten. — Wegen der hier herrschenden Druckverhältnisse wurde der deutsche Türstock (verblattet mit schrägen Stempeln) ersetzt durch den polnischen (verzapft mit senkrechten Stempeln). Für den Grubenbetrieb waren 3 Deutz-Diesellokomotiven eingesetzt, nämlich 1 x MLH 514 und 2 x MLH 322. Als Geleucht dienten Karbid-Lampen. Als Arbeitsschuttmittel standen Lederhelme, Gummistiefel und wasserdichte Arbeitskleidung zur Verfügung. 1938 wurden 10.092 fm Grubenholz verbraucht (6).

In den Gruben Eichberg und Ristelberg waren nur Strecken getrieben worden; ein Abbau hat hier nicht stattgefunden. Für den Eichbergstollen war eine Akku-Lok angeschafft. Geplant war Förderung in Großraumwagen von 7,5 t Inhalt mit Fahrdraktlok (6). Zwischen Stoberg und Eichberg war eine 165 m lange Brücke erstellt.

Bei der Stilllegung waren folgende Streckenlängen aufgefahen:

Grube Stoberg	Nordfeld	633 m
	Südfeld	2.870 m
	Hauptstrecken	2.610 m
		6.113 m
Grube Eichberg		730 m
	Gesamt	6.843 m.

Von der Grube Stoberg wurde über das Ried eine Kettenbahn erbaut mit 1640 m Länge. Davon entfielen 600 m auf den Damm und 1040 m auf die Förderbrücke. Mit einem Antriebsmotor von 50 PS lief die Kettenbahn mit 1,2 m/sek. Nach ihrer Fertigstellung zum 1. 1. 1937 konnte der normale Förderbetrieb aufgenommen werden. Die Kettenbahn erwies sich als sehr störanfällig; man wollte sie daher auf Lok-Betrieb umbauen.

Über den Sprengstoffverbrauch liegen folgende Zahlen vor (6):

Jahr	Dynamit 1 kg	Gelatine- Donarit 1	Donarit 3 kg	Donarit 1 kg
1938	28.707	9.675	44.875	-
1939	39.220	1.263	89.837	-
1940	-	62.730	67.940	5.000
1941	-	45.273	64.855	-

6) Tagebaue

Im Bereich von Blumberg streicht das Erzlager an den Berghängen nördlich und südlich der Aitrach zu Tage aus. Hier bot sich Gelegenheit zur Erzgewinnung im Tagebau. Als Grenze zwischen Untertage- und Tagebauförderung wurde eine Überdeckung von 14 m im Süden und 15 m im Norden angenommen. Insgesamt kamen 4 Tagebaue in Betrieb (6). Das Erz aus den Tagebauen war zu naß für den Einsatz in den Hochofen und konnte daher nur in aufbereitetem Zustand verschickt werden.

Im Tagebau am Südrand des *Stoberg* wurde die Erzgewinnung im Oktober 1938 aufgenommen und 1939 erweitert auf ein Drittel der Gesamtförderung. Bereits 1940 ging er zu Ende. Abraum und Erzabbau wurden zunächst mit Menck-Baggern in eigener Regie durchgeführt. Später wurden die Arbeiten der Fa. Baresel AG/Stuttgart übertragen. Der Abbau war parallel zum Ausgehenden angelegt mit 300 m Länge. Der Abraum wurde nicht

wieder in den ausgeerzten Tagebau zurückgebracht, so daß er heute als Müllgrube verwendet werden kann. Anpflanzungsversuche auf der Abraumhalde hatten gute Ergebnisse. Die Abraummenge betrug 206 748 cbm. Das Erz wurde mit 98 500 cbm = 256 000 t berechnet.

Der Tagebau *Ristelberg* stand von Januar 1939 bis Oktober 1940 in Förderung. Die Massenberechnung ergab 177 940 cbm Abraum und 98 500 cbm = 256 000 t Erz. Auch diese Arbeiten waren der Firma Baresel übertragen für 1,35 RM/cbm Abraum und 1,90 RM/cbm Erz. Das Erz wurde in einer Vorzerkleinerung vorgebrochen, um das Feinerz direkt in den Drehrohrofen aufgeben zu können.

Im Tagebau *Lindenbühl* waren 1940 ca. 374 000 t baggerfähiges Erz errechnet worden. Davon standen bei der Stilllegung noch 82.500 t an. Der Abbau kam 1940 in Betrieb und wurde gegen Ende 1941 eingestellt. Auch hier arbeitete die Fa. Baresel AG. Der Tagebau wurde noch während des Betriebes teilweise mit Abraum verfüllt. Der Rest wurde 1953/54 mit Planierraupen zugeschoben.

Der Tagebau *Eichberg-Süd* war unterteilt in Feld I östlich vom Eichbergweg und Feld II westlich davon. Der Vorrat wurde 1940 berechnet auf 328 000 t gewinnbares Erz. Auf 1 t Erz waren 1,19 cbm Abraum zu bewegen. Der Abbaubetrieb begann im Juni 1940 und wurde — ebenfalls wegen Drosselung des Versandes — gegen Jahresende 1941 eingestellt. Der Abraum wurde in 2 Schnitten von 7 - 8 m Höhe mit Kübelbagger durchgeführt, während die Erzgewinnung mit Löffelbaggern bewerkstelligt wurde. Das Erz wurde mit Dampflok zur Eichbergbrücke transportiert und der Tagebau teilweise mit Abraum verfüllt.

Geplant war ein Tagebau *Eichberg-Nord* westlich der Bundesstraße 27 mit Fahrdraktlok-Förderung.

An werkseigenen Arbeitsmaschinen standen für die Tagebaue zur Verfügung:

- 2 Bagger Weserhütte W 1600 mit Hochlöffel und Greifer,
- 2 Bagger Demag E 32 mit Kran + Hochlöffel + Greifer.

Ihre Reichweite betrug 12 bzw. 11 m. Die Löffelinhalte waren 1,65 cbm, die Greiferinhalte 1,2 cbm. Alle Bagger liefen auf Raupen. Die Weserhüttenbagger waren mit Dieselmotoren von je 160 PS ausgerüstet. Die Demag-Bagger hatten Elektromotoren. Außerdem hatte die Fa. Baresel AG eigene Maschinen eingesetzt.

Für Abraum- und Erztransport besaß die Doggererz AG folgende werkeigenen Lokomotiven:

Fabrikat	Spur in cm	PS	Baujahr
2 Demag WL 100	60 + 75 + 90	Diesel 100	neu
1 Maffei	75	Dampf 30	1909
1 Kraus & Co/Linz	75	" 60	1907
1 Kraus/München	75	" 40	1910
1 Hartmann/Sachsen	75	" 80	1889
1 Jung	75	" 100	1904

Für die Tagebaue wurde 1940 eine Lokomotiv- und Elektro-Werkstatt erstellt. In den Wintermonaten waren die Tagebaue oft durch Kälte behindert: insbesondere gab es häufig Zeitverluste durch Kettenrisse und schlechtes Anspringen der Dieselmotoren.

Bis 1951 waren in den alten Tagebauen ca. 60 000 Akazien angepflanzt; später rekultivierte man vorwiegend mit Pappeln.

7) Aufbereitung

Die schwierigsten Probleme für die Nutzbarmachung der oolithischen Doggererze stellte deren Aufbereitung. Ein Erz mit einem Eisengehalt von nur 20% muß für die Verhüttung angereichert werden. Dazu waren 2 verschiedene Verfahren eingesetzt:

- a) das Schachtofenröstverfahren von Röchling und
- b) das Drehrohrofenverfahren mit Magnetscheidung von Lurgi
(= Lurgi-Gesellschaft für Chemie und Hüttenwesen GmbH, Frankfurt).

a) Das *Schachtofenröstverfahren* bezweckte das Austreiben der Feuchtigkeit und eines Teils der Kohlensäure aus dem Erz. Dazu wurde das Erz in rechteckigen Schachtofen geröstet, indem man das Erz mit Brennstoff mischte und mit eingblasener Luft verbrannte. Das tonige Erz wurde dadurch zu festen Stücken gebrannt. Der Gewichtsverlust brachte eine Frachtersparnis von etwa 25%. Das Feinkorn wurde zu Briketts gepreßt und in den Ofen zurückgegeben.

Der 1. Ofen kam im Januar 1938 in Betrieb, der 2. im Februar, und Ende 1938 lief die Schachtofenanlage mit 3 Öfen von zusammen 1300 t Tagesdurchsatz. 1939 kam noch ein 4. Ofen dazu, womit der Tagesdurchsatz auf

1700 t erweitert wurde. Durch mechanische Änderungen wurde die Dauerleistung auf 1800/2000 t/Tag erhöht.

Die Anlage bestand aus 3 Teilen: dem Vorratslager, dem Maschinenhaus und den Öfen. Das Roherz kam in Förderwagen von 3 t von der Grube und wurde über Wipper auf den Aufgaberoost von 60 mm Spaltweite entleert. Das Unterkorn ging direkt in den Aufgabebunker, während das Überkorn mit Hammerbrecher auf 60 mm zerkleinert wurde und über Becherkette ebenfalls in den Aufgabebunker gehoben wurde. Von hier wurde das Erz mit Kastenband zur Siebanlage befördert. Hier wurde auf einem Vibrator-sieb von 10 mm Maschenweite das Überkorn zum Beschickungsbunker geleitet, während das Unterkorn in einer Eierbrikettpresse verfestigt und dann in den Beschickungsbunker befördert wurde. Dem so vorbereiteten Gut wurden dann 2,5% Kohle beigemischt und das Gemisch mit Becherwerk in

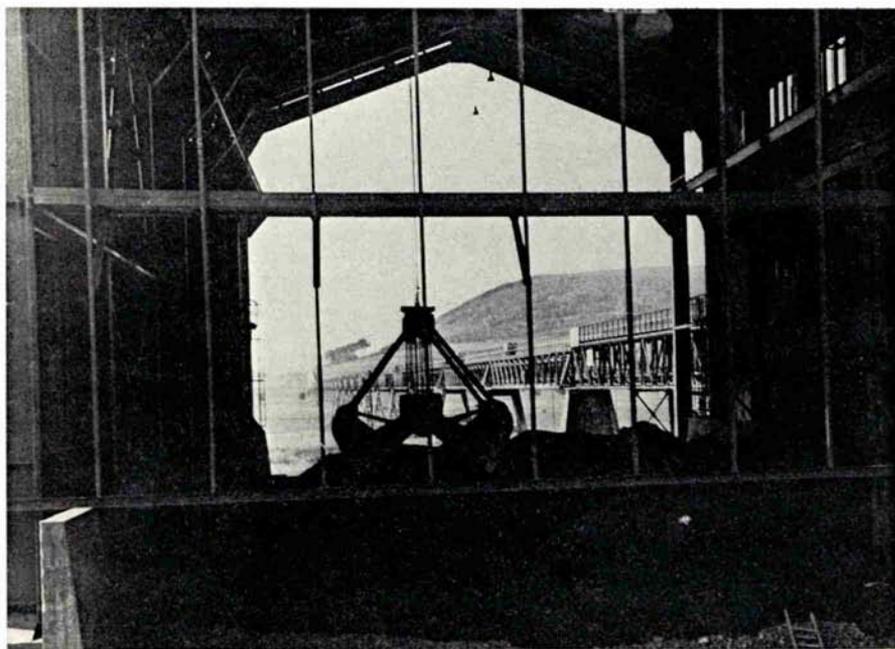


Abb. 4:

Der Roherzbunker der Aufbereitungsanlage. Im Hintergrund der Stoberg und die Förderbrücke über das Ried.

einen der Öfen abgeworfen. Jeder zweite Becher der Becherkette entnahm geröstetes Material aus dem Ofen.

Im Februar 1942 mußte die Röstanlage wegen Kohlenmangels (Braunkohlenbriketts) bis Ende März vorübergehend stillgelegt werden, um dann im April endgültig außer Betrieb zu kommen.

b) Das *Drehrohrofenverfahren* sollte möglichst viele schlackenbildende Bestandteile, besonders Kieselsäure und Kohlensäure, z. T. auch Ca + Mg + S ausscheiden, um ein Konzentrat von 45% Fe zu erzeugen. Dazu wurde das zuvor zerkleinerte Roherz im Drehrohrofen (3,6 m ϕ und 44 m lang) reduzierend geröstet, wobei die Ooide hochmagnetisch wurden. Das Gut wurde dann auf 2 mm nachzerkleinert und auf Magnetscheidern getrennt in eisenreiches Konzentrat und eisenarme Berge. Das Versandgewicht wurde dadurch um 62% des Roherzgewichtes herabgesetzt; während beim Rösterz nur 25% Gewichtsverminderung eintrat. Dadurch wurde außerdem im Hochofen weniger Koks und Kalk benötigt und die Hochofenleistung erhöht.

Die Drehrohrofenanlage wurde 1937 erstellt und 1938 versuchsweise in Betrieb genommen. Ende 1938 wurde eine Tagesleistung von 800 t Roherzeinsatz erreicht mit 80% Ausbringen und Konzentraten von 40 - 42% Fe. Diese Anlage lief bis Ende November 1941 und wurde wegen Drosselung der Erzförderung außer Betrieb genommen.

8) Verhüttung

Aufgabe des Doggererzbergbaus war die zusätzliche Versorgung der beteiligten *Saarhütten* mit deutschem Erz. Allerdings machte das Blumberger Erz nur etwa 6% des Hütteneinsatzes aus. Es war demnach nur Zuschlagserz. Für das Schmelzen im Hochofen war das Roherz zu arm; es mußte daher aufbereitet werden. Eine weitere Belastung war der weite Bahntransport von 350 km. Dafür war von der Reichsbahn ein Ausnahmetarif eingeräumt. Mehrfach führte der Mangel an Eisenbahnwagen zu Absatzstockungen, besonders 1938 wegen des Westwallbaus, 1939 wegen Kriegsausbruchs. Ein bis Juni 1940 eingesetzter Pendelzug Blumberg-Saar von 1000 t Fassungsvermögen mit Talbot-Wagen wurde nach dem Frankreich-Feldzug für das lothringische Minettegebiet verwendet. Seither war Blumberg völlig auf offene Güterwagen (O und OM) angewiesen. Da zu dieser Zeit im Saargebiet nur noch das Neunkircher Eisenwerk in Betrieb war, mußte das überschüssige Erz an die Rhein- und Ruhrhütten verfrachtet

werden. Da diese aber für Doggererz nicht eingerichtet waren und nicht abnehmen wollten, mußte es zeitweise in den Mainhäfen Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg gestapelt werden.

Mit Schnellbrief vom 10. 10. 1941 bestimmte das Reichswirtschaftsministerium, daß zur Kokersparnis nur noch hochwertige Erze verschmolzen werden sollen. Die Förderung von armen Erzen sei zu drosseln. Daraufhin wurde die monatliche Versandmenge auf 32 000 t Rösterz beschränkt, zu deren Abnahme sich die Saalhütten verpflichteten. Dies sollte nur eine vorübergehende Kriegsmaßnahme sein.

Auch im Winter 1941/42 standen zu wenig Eisenbahnwagen zur Verfügung, so daß in Blumberg Roherz gestapelt werden mußte. Am 7. 4. 1942 wurde dann die Förderung ganz eingestellt. Zu dieser Zeit lagen noch 55 695 t Roherz und ca. 4 000 t Rösterz auf Halde. Die Saalhütten hatten aber keine Möglichkeit mehr, diese abzunehmen.

Seit 1940 bestand der Plan, in Neudingen ein *Vorschmelzwerk* zu errichten. Für die Erztransporte war eine normalspurige Eisenbahnlinie von Blumberg-Lindenbühl über die Aufbereitung mit einem Anschlußgleis nördlich der Aitrach von den Gruben Eichberg und Stoberg über Hondingen durch einen 1,5 km langen Tunnel unter Fürstenberg-Schächer nach Neudingen und weiter nach Donaueschingen vorgesehen. Damit hätte man den lästigen Umweg über Immendingen vermieden. Mit dem Vorschmelzwerk in Neudingen sollte ein Konzentrat von über 90% Fe hergestellt werden. Dabei hätte die Jahresförderung der Doggererz AG von 1 auf 3 Mio t Eisenerz erhöht werden können. Aus 2 Mio t Erz wären 400 000 t Vorschmelzeisen zu gewinnen gewesen. Die Schlacke sollte in den Tagebauen verkippt werden, soweit sie nicht für die Herstellung von Schlackensteinen verwendet werden konnte. Weitere 1 Mio t Erz sollten als Rösterz und Konzentrat an die Saalhütten gehen. — Der Plan für das Vorschmelzwerk wurde jedoch 1941 aufgegeben, nachdem bereits 1 Mio RM für das Vorhaben ausgegeben war. Heute erinnert nur noch das Planum hinter dem Gummiwerk Neudingen daran.

Stattdessen sollte ein *Hüttenwerk* bei Kehl (Auenheim) errichtet werden. Mit Erlaß vom 26. 9. 1941 verfügte der Reichswirtschaftsminister: „Die Sicherstellung der Gasversorgung in Baden und Württemberg ist dringend. Die Vergabe der Aufträge für die Kokerei ist zu veranlassen. Am Zwang zur Verhüttung der armen Erze hat sich nichts geändert. Blumberg, Gutmadingen, Kahlenberg, Schönberg und Fricktal genügen zur Versorgung

von 3 Hochöfen in Kehl. Die Bauarbeiten in Kehl sollen beginnen“. — Schon ab 30. 5. 1941 war die Abteilung Doggererz AG — Hüttenbetrieb — von Donaueschingen nach Straßburg verlegt worden. Bei der Stilllegung im April 1942 waren für Kehl bereits 15 Mio RM aufgewendet. Das Büro in Straßburg wurde 1944 aufgehoben (6).

9) Belegschaft

Vor Beginn des Bergbaus war Blumberg eine Gemeinde mit etwa 800 meist bäuerlichen Einwohnern. Während zu Beginn der Untersuchungsarbeiten noch aus dem Reservoir der einheimischen Arbeitslosen geschöpft werden konnte, änderte sich der Arbeitsmarkt mit zunehmendem Personalbedarf sehr rasch. Vor allem fehlte es an ausgebildeten Bergleuten und den Altersklassen der 17- bis 25-jährigen. Kasernenbauten und Westwallbau nahmen viele Arbeitskräfte in Anspruch. So blieb für den Doggererzbergbau nur die Anwerbung von Fremden: Saarbergleute, die nach der Saarabstimmung mißliebig geworden waren, Ruhrbergleute, die jahrelang arbeitslos gewesen waren und für schwere Arbeit nicht mehr taugten; später kamen dazu noch Ausländer. Es wurde mehrfach lobend hervorgehoben, daß die wenigen einheimischen Bergleute nach entsprechender Anlernzeit erheblich bessere Leistungen aufzuweisen hatten.

Die Unterbringung einer zahlreichen Belegschaft machte große Schwierigkeiten. Bei dem geplanten Ausbau wären 3 500 Arbeiter und Angestellte, mit Familienangehörigen also etwa 12 000 Personen, unterzubringen gewesen. Man begann daher im April 1937 mit dem Bau von Siedlungshäusern. Der dazu aufgestellte Generalbebauungsplan wurde 1939 für verbindlich erklärt. Bauträger war die „Siedlungsgesellschaft für das Doggererzgebiet Oberbaden GmbH“. Die Finanzierung erfolgte im wesentlichen durch die Badische Landeskreditbank für Wohnungsbau in Karlsruhe. Durch Verordnung über die Landbeschaffung für Zwecke der Doggererz-Bergbau GmbH vom 7. 3. 1940 (RGBl. I. S. 478) wurden dieser wehrmachtgleiche Vollmachten eingeräumt. Die Umgebung von Zollhaus-Blumberg wurde zum Wohnsiedlungsgebiet erklärt, um die Grundstückspekulation zu unterbinden. Es wurden bezahlt: 0,30 - 0,55 RM/qm Siedlungsfläche und 0,50 - 0,80 RM/qm für Gelände am Bahnhof. Die Bergbaugesellschaft lehnte es ab, sich am Siedlungsbau zu beteiligen, da sie Zuschußbetrieb sei. Das Siedlungsprogramm sei Reichssache. Trotzdem gab Doggererz einen Zuschuß von

1 000 RM/Wohnung. In der obersten Parteispitze sprach man von „kolonialisatorischer Leistung“ und stellte 4 Mio RM bereit (1941). Die Arbeiterwohnungen sollten je nach Typ 45, 38, 34, 31 RM Miete/Monat kosten.

Für die Gemeinde Blumberg war die Lage sehr unerfreulich: zu wenige Gewerbebetriebe (u. a. 2 Metzger, 2 Bäcker), zu geringe Zuteilungen an Lebensmitteln und Baustoffen in den ersten Kriegsmonaten, hohe Baukosten durch Transporte, Auslösungen und Wegegelder für Handwerker. Für 560 Kinder mußten zum alten Schulhaus mit 2 Klassenzimmern noch 6 Schulbaracken erstellt werden. Es war kein Schlachthaus vorhanden; Wasserversorgung und Kanalisation waren zu klein. Das Postamt hatte 10 qm Schalterraum-Fläche. Keine Straße war fertig, kein Krankenhaus im Ort. Einzige Unterhaltung bot ein Kino.

Aber auch für die Belegschaft war das Dasein hart: die meisten lebten in Baracken. 1935 wurden 2 Wohnbaracken für 75 Mann aufgestellt und 1939 ein Barackenlager für 650 Mann. Die klimatischen Verhältnisse in 700 m Höhe erlaubten kaum Gartenbau. Die Lebenshaltung war teuer. Für Familienangehörige bot die einzige vorhandene Stumpfenfabrik kein Nebenverdienst. Es fehlte sowohl eine Badeanstalt als auch eine Gemeinschaftshalle. Erst 1938 wurde bei der Grube Stoberg ein neuzeitliches Zechenhaus mit Waschkäue fertig. Kein Wunder, daß sich mehrfach Arbeiter beschwerten, weniger über die Arbeit, vor allem aber über die primitiven Lebensverhältnisse. Bei solchen Zuständen konnte keine Arbeitsfreude aufkommen. Dementsprechend war die Fluktuation enorm: in 2 Jahren wurden 6 000 Mann eingestellt, aber nur 1 000 blieben. Die Belegschaft war zunehmend überfremdet; während der Anteil der Deutschen Ende 1939 noch 75% der Belegschaft ausmachte, waren es Ende 1940 nur noch 55%. 1938 wurden 415 Italiener eingestellt, später kamen 232 volksdeutsche Flüchtlinge aus Oberschlesien und schließlich im Oktober 1940 noch 100 Kriegsgefangene. (Zahlentafeln 4 - 6.)

Besonders schlecht waren die Arbeitsverhältnisse in den Tagebauen im Winter bei 20 - 30 Grad Kälte. Damit hingen auch die verschiedenen Brände zusammen, die direkt oder indirekt auf unsachgemäßes Heizen mit Koksfeuern in Karbidtrommeln oder Feuerkörben — Eisenöfen gab es damals nicht — zurückzuführen waren: Im Oktober 1940 brannte die hölzerne Bandbrücke zur Lurgi-Anlage, im Dezember 1941 die Magnetscheider-Anlage und später das chemische Labor und im Januar 1942 der Walzenbrechermotor in der Aufbereitung (8).

Während der Aufschlußarbeiten war der Betrieb der Steinbruchs-Berufsgenossenschaft angegliedert; 1935 trat er zur Knappschafts-Pensions- und Krankenkasse über. Die Unfallziffer war hoch, in erster Linie bedingt durch die Beschäftigung einer vorwiegend bergfremden Belegschaft, bunt zusammengewürfelt und unter schwierigen Betriebsverhältnissen arbeitend. Die Zahlentafel 12 zeigt deutlich ein Maximum an Unfällen in 1940. Bis dahin war die Unfallhäufigkeit doppelt so hoch wie im deutschen Erzbergbau. Sie zeigt aber auch, daß man schließlich die Arbeitssicherheit verbessern konnte. Das schwerste Unglück ereignete sich am 22. 3. 1940 in der Grube Stoberg durch Erzfall aus dem Hangenden: beim Umsetzen der Wanderkästen vom 1. zum 2. Feld riß das über beiden Feldern anstehende Erzlager in einer Breite von 6 m am Abbaustoß ab und brach auf 60 m Länge herunter. Da dies schlagartig vor sich ging, forderte der Unfall 6 Tote und 9 Verletzte.

Staubuntersuchungen ergaben, daß keine Silikosegefahr bestand. Der Staub — besonders beim Schrämen — war nur lästig. Von der Belegschaft war z.T. über die Hälfte im Grubenbetrieb eingesetzt. Der Rest verteilte sich auf die Tagebaue, die Aufbereitung, den Zechenbahnhof, Zentralwerkstatt, Bauabteilung etc. (Zahlentafel 6). Eine besonders starke Belastung für den Betrieb waren die Familienheimfahrten der von den Familien getrennt lebenden Belegschaftsmitglieder — auch der Italiener. Das bergmännische Brauchtum scheint sich in den Barbarafeiern erschöpft zu haben. Bergmannsuniform trugen nur die Berglehrlinge. Willkürliche Abkehr sowohl der deutschen als auch der ausländischen Arbeiter führte zu zeitweisem Personalmangel. Für die Kriegsgefangenen war die nahe Schweiz bevorzugtes Ausflugsziel.

Für die Interessenvertretung der Belegschaft bestand ein Vertrauensrat von 3, später 5 Mitgliedern. Wöchentliche gemeinsame Befahrungen von Betriebsführer und Sicherheitsmann waren bergpolizeilich angeordnet (8). Für die Ausbildung von Nachwuchs wurde 1941 die „Bergmännische Berufsschule Blumberg“ eingerichtet; sie hatte bei der Schließung 26 Berglehrlinge. Für die erwachsenen Bergleute wurden Hauerkurse abgehalten. Die Arbeitszeit betrug in der Grube 8 Stunden/Tag; nur für Übertage waren zeitweise bis zu 10 Stunden genehmigt. Die Tagebaue waren z. T. an die Fa. Baresel AG/Stuttgart, vergeben; Untertagearbeiten wurden z. T. von der Fa. Wilh. Wagener/Essen, ausgeführt.

10) Wirtschaft

Eine Denkschrift der Doggererz AG vom 30. 10. 1939 meldet: „Wir haben die Aufgabe, die ärmsten Eisenerze der Welt unter schwierigen Abbaubedingungen mit ungelernten, aus allen Gebieten angeworbenen Arbeitskräften abzubauen“ (6). Ein solches Unterfangen konnten die beteiligten Hüttenwerke natürlich nicht aus eigener Kraft bewältigen. Allein die Verfahrensentwicklung kostete 1936/38 etwa 4,3 Mio. RM. Die Selbstkosten für das Roherz betragen 1937 = 10,18 RM/t, 1938 = 8,89 RM/t, 1939 = 6,25 RM, 1942 = 7,50 RM/t. Schon während der Untersuchungsarbeiten gewährte das Reich über das Arbeitsamt auf Grund der jeweils eingereichten Lohnlisten eine Aufschlußförderung von 3 RM/Tagewerk. Ab 1. 1. 1939 bis zur Vollleistung des Vorschmelzwerkes, spätestens bis zum 31. 12. 1941, zahlte das Reich eine Förderprämie von 4 RM/t Roherz. Als Abgeltung für die Vorleistungen bis zum 31. 12. 1938 wurden 3 Mio RM als Förderprämie bezahlt.

Trotz dieser staatlichen Zuschüsse war das Blumberger Eisenerz nicht konkurrenzfähig, wie folgende Aufstellung der Gesamtkosten frei Saar zeigt:

Sie betragen für:	Blumberger Roherz	70,17 RM/t
	Blumberger Rösterz II	73,53 RM/t
	Blumberger Rösterz I	66,17 RM/t
	Blumberger Lurgikonzentrat	76,62 RM/t
dagegen für	Minette aus Lothringen	53,76 RM/t

Dem lag ein Roherzpreis von 3 RM/plus 4 RM/t Förderprämie zu Grunde. Wenn auch die Förderleistung von 1939 bis 1941 von 2,9 auf 5,0 t/Mann und Schicht gesteigert werden konnte, so lagen die Grubenkosten immer noch innerhalb der Verlustgrenze im Rahmen des Förderprämienabkommens. Dementsprechend schlossen die Bilanzen der Doggererz GmbH bzw. AG jeweils mit Verlust.

Für die Ruhrhütten stellten sich die Gesteungskosten bei:

Luxemburg-Erz (kalkig)	zu 2,70 RM/t	roh auf	10,8 Rpfg/% Fe,
Luxemburg-Erz (sauer)	zu 2,80 RM/t	roh auf	9,3 Rpfg/% Fe,
Schweden-Erz		auf	30 Rpfg/% Fe,
Blumberg-Erz (o. Förderprämie)	zu 9,00 RM/t		= 45 Rpfg/% Fe,
Blumberg-Erz (m. Förderprämie)	zu 5,00 RM/t		= 25 Rpfg/% Fe.

Mit Kriegsbeginn war das Fördersoll auf 12 000 t Roherz/Tag festgesetzt, also auf etwa 3,5 Mio t/Jahr. Diese Zahl wurde nie erreicht, denn dies hätte das Vorhandensein des Vorschmelzwerkes vorausgesetzt. Nach dem Frank-

reichfeldzug stand den Saarhütten die lothringische Minette wieder zur Verfügung. Das Reichswirtschaftsministerium ordnete im April 1941 an, daß wegen des bevorstehenden Abzugs von Arbeitskräften durch die Wehrmacht, nur noch sehr knappe Erzarten mit sparsamem Koksverbrauch und hoher Grubenleistung gewonnen werden sollten. Der Betrieb Blumberg wurde daher auf eine Monatsförderung von 50 000 t gedrosselt, entsprechend der Aufbereitungskapazität. Die Fördereinschränkung wurde jedoch erst ab Oktober 1941 wirksam durchgeführt, nachdem die Saarhütten ihre Abnahmeverpflichtung auf eine Versandmenge von 32 000 t, und zwar nur als Rösterz, heruntergedrückt hatten. Dies war nicht zuletzt eine Folge des Mangels an Eisenbahnwagen. Die Drosselung wurde in der Weise durchgeführt, daß die Tagebaue Eichberg-Süd und Lindenbühl gegen Jahresende eingestellt wurden; auch die Lurgi-Drehrohrofen-Anlage wurde stillgelegt. Die Grube arbeitete voll weiter. Durch die Drosselung konnte die Belegschaft um 468 Mann vermindert werden. Die Hauptwerkstatt wurde für Sonderaufträge einer Rüstungsfirma ausgenutzt. Die Betriebseinschränkung sollte nur eine kriegsbedingte vorübergehende Maßnahme sein.

11) Stilllegung

Vom Reichsministerium für Bewaffnung und Munition wurde am 23. 3. 1942 die sofortige Stilllegung des Doggererzbergbaus Blumberg beschlossen. Sie wurde damit begründet, daß es im Kriege nicht zu verantworten sei, so arme Erze zu fördern, während für gute Erze keine Bergleute vorhanden seien. Daraufhin wurde auf Anordnung des Reichswirtschaftsministeriums die Erzförderung am 7. 4. 1942 eingestellt. Mit dem Materialausbau aus dem Grubenbetrieb wurde sofort begonnen. In der Grube Stoberg wurden lediglich 200/300 m Hauptförderstrecke erhalten, während die Stollen im Eichberg ganz bestehen blieben. Röst- und Lurgi-Anlage wurden demontiert. Bis September 1942 waren 430 Eisenbahnwagen mit verkauftem Material abgefertigt, davon 78 nach Krivoy-Rog/Rußland. Aufträge in Höhe von 40 Mio RM, die ursprünglich besonders für das Hüttenwerk Kehl bestimmt waren, mußten an andere kriegswichtige Betriebe übertragen werden.

Die bisher in der Hauptwerkstatt durchgeführte Flugzeugfertigung für die Firma Messerschmitt AG lief aus. Stattdessen wurde die Hamburger Firma W. Kopperschmidt und Söhne in den Betrieb der Doggererz AG eingewiesen. Ihr standen neben den Werkstätten auch die trockenen Strecken

im Eichberg zur Verfügung. Von der Belegschaft kamen etwa 100 Handwerker zur Fa. Kopperschmidt zur Plexiglasverarbeitung für Flugzeugkanzeln; der Doggererz AG verblieben für Sicherungsarbeiten nur wenige Mann. Für die Einrichtung der Sonderfertigung war nicht zuletzt das Vorhandensein der Siedlung mitbestimmend. Von der Bergbaubelegschaft kamen 250 Mann von Untertage und 150 Mann von Übertage in den Siegerländer Eisenerzbergbau. Andere wurden in den Harz versetzt, einige in den Schwarzwald (Kappel und Wieden) — oder zur Wehrmacht eingezogen.

1943 kaufte die Otavi-Minen- und Eisenbahngesellschaft/Berlin die Reste der Aufbereitungsanlagen, um darin eine Vanadin-Erzeugung aufzunehmen. Vorgesehen war die Röstung einer stark vanadinhaltigen Converter Schlacke unter Zusatz von Doggererz.

Ende 1944 bestand durch den Verlust des Minettegebietes für die Eisenversorgung der Saarhütten die Notwendigkeit, die Doggererze von Blumberg - soweit im Tagebau gewinnbar - erneut zu fördern. Gewinnungs- und Fördergerät sollten herangebracht werden. Bei den damaligen turbulenten Verhältnissen kam es dazu nicht mehr.

Am 29. 5. 1945 wurde die Doggererz AG der Hauptwirtschaftsabteilung der I. Französischen Armee unterstellt. Die Stollen wurden — da sie zuletzt Rüstungszwecken gedient hatten — gesprengt. Für die Doggererz AG ergab sich seit 1942 an Stilllegungsverlusten, Kriegsfolgeschäden und Demontagen ein Betrag von 11 Mio RM (6).

Damit schließt die Geschichte des Blumberger Doggererzbergbaus unserer Tage. Es war eine beachtliche bergbauliche Leistung am — damals — untauglichen Objekt.

12) Statistik

Für die ersten Jahre des Doggererzbergbaus liegen kaum statistische Zahlen vor. Erst seit Einführung der preußischen Bergbaustatistik für das ganze Reichsgebiet (1938) gibt es brauchbare Daten: manchmal sogar zu viel. So gab es z. B. für die bergamtliche monatliche Produktionsstatistik einen Vordruck mit 54 Spalten, die zudem nicht einmal für die Blumberger Aufbereitungsverhältnisse paßten. Besonders für die Belegschaft laufen verschiedene Angaben nebeneinander, bedingt durch verschiedene Stichtage. Ab 1942 war die amtliche Berichterstattung kriegsbedingt einge-

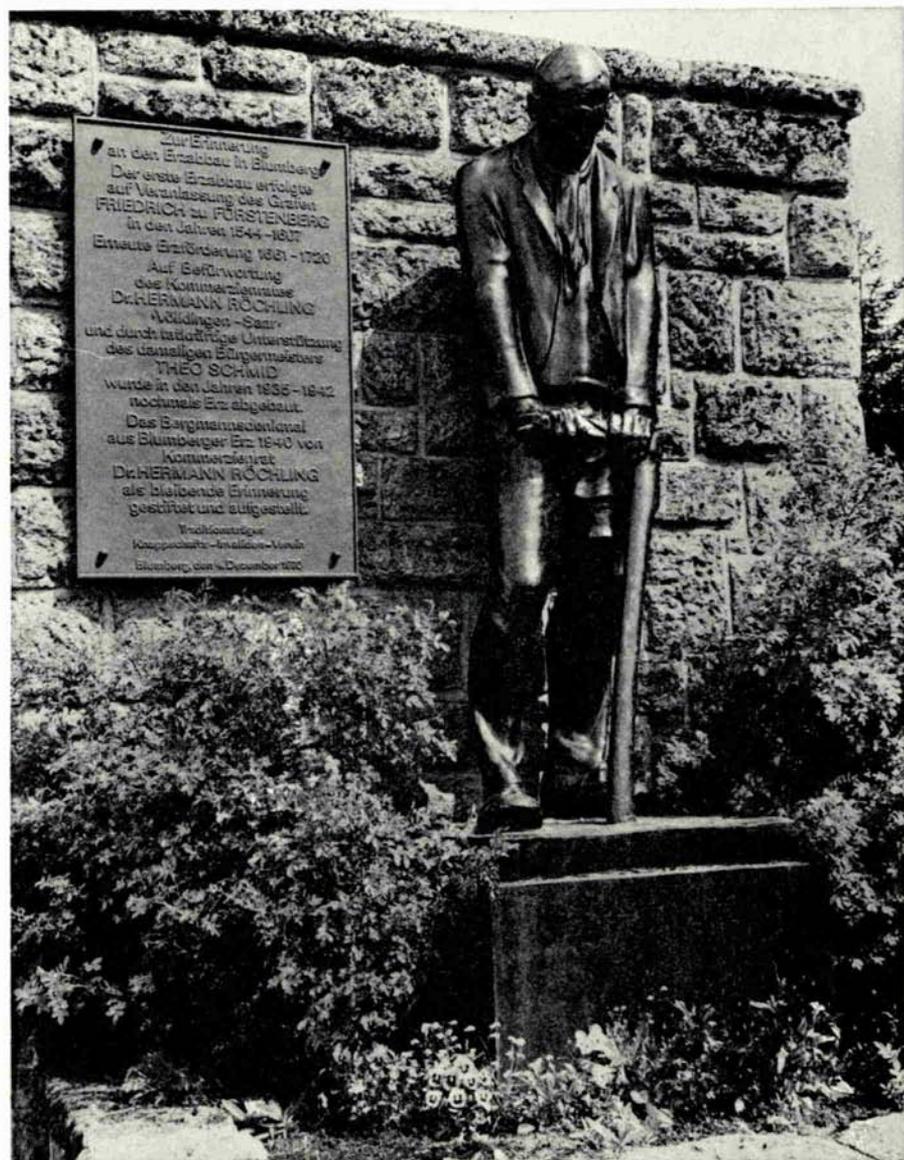


Abb. 5: Bergmanns-Denkmal in Blumberg.

schränkt (8) und bei der Doggererz AG durch die Stilllegung keine fachgerechte Statistik mehr möglich. Später brachte das Kriegsende Verluste an Schriftgut. So erklären sich die Lücken in den folgenden Zahlentafeln.

Zahlentafel 1 Erzförderung nach Grube und Tagebauen

Jahr	Grube (Tonnen)	Tagebaue (Tonnen)	Gesamtförderung (Tonnen)
1935	13.634	-	13.634
1936	20.659	-	20.659
1937	158.949	-	158.949
1938	393.235	45.291	438.526
1939	612.177	307.559	919.736
1940	624.435	329.343	953.778
1941	539.076	379.184	918.260
1942	78.519	-	78.519
Summe	2.440.684	1.061.377	3.502.061

Förderung Deutschland 1940 = 17 Mio t Eisenerz.

Zahlentafel 2 Erzförderung und Aufbereitung

Jahr	Roherz- förderung, t	davon zur Röstanlage	zur Lurgianlage	Aufbereitet insgesamt
1935	13.634	-	-	-
1936	20.659	-	-	-
1937	158.949	7.800	-	7.800
1938	438.526	221.575	86.735	308.310
1939	919.736	519.647	232.030	751.677
1940	953.778	525.240	210.978	736.218
1941	918.260	495.406	219.793	715.199
1942	78.519	43.407 +	-	43.407 +
Summe	3.502.061	1.813.075	749.536	2.562.611

+ geschätzt

Zahlentafel 3 Erzförderung und Aufbereitungsprodukte

Jahr	Roherzförderung		daraus Rösterz		daraus Konzentrat	
	t feucht	t Fe	t	t Fe	t	t Fe
1935	13.634	2.625	-	-	-	-
1936	20.659	3.978	-	-	-	-
1937	158.949	30.603	6.319	1.586	-	-
1938	438.526	84.942	176.700	44.352	31.643	12.657
1939	919.736	184.635	383.913	98.422	92.224	36.712
1940	953.778	186.514	388.646	96.569	78.115	30.846
1941	918.260	180.576	378.565	94.916	85.299	33.595
1942	78.519	15.437	33.424	7.933	-	-
Summe	3.502.061	689.310	1.367.567	343.778	287.281	113.810
Fe-Gehalt		19,68%		25,14%		38 %
Fe-Ausbringen		100%		96 %		39,61%
Gewichts-Ausbringen		100%		75 %		77 %

Zahlentafel 4 Arbeiter, aufgeteilt nach Volkszugehörigkeit

Staat	Jahresende					/ Stilllegung 1942	
	1937	1938	1939	1940	1941		
Deutsche	714	1373	1075	815	648	452	
Italiener	-	-	322	391	186	145	
Polen, natural.	-	-	-	61	9	7	
Volksdeutsche	-	-	-	29	-	-	
Schweizer			5	5	3	3	
Ungarn			2	3	1	1	
Jugoslawen			36	53	34	52	
Tschechen			-	2	-	-	
Belgier	} 10	} 20	-	11	2	1	
Russen			-	3	12	10	
Franzosen			-	3	-	1	1
Staatenlose			-	5	7	11	4
Kriegsgefangene	-	-	-	100	71	26	
Summe	724	1393	1448	1480	978	702	

Bemerkung: Die Unternehmerfirmen sind in diesen Zahlen nicht enthalten.

Zahlentafel 5 Belegschaft nach Angestellten und Arbeitern

Jahr	Doggererz		Unternehmer		Schicht- Löhne ϕ	Bemerkung
	Angest.	Arbeiter	Angest.	Arbeiter		
1934	.	55	.	.	.	
1935	4	122	.	.	.	März
1936	11	178	4	71	.	September
1937	36	724	.	.	.	
1938	98	1393	.	.	6,53 RM	
1939	138	1448	9	135	6,83 RM	
1940	168	1480	9	157	7,07 RM	einschl.
1941	146	978	.	.	7,07 RM	Kriegs-
1942	37	30	.	.	.	gefangene
1943	13	7	-	-	.	

Als Unternehmerfirmen waren tätig:

Baresel AG, Stuttgart, Johann Keller, Renchen, und Wilh. Wagener, Essen.

Stichtag 1937 - 1943: Jahresende.

Zahlentafel 6 Arbeiter, aufgeteilt nach Arbeitsstelle

Betriebsabteilung	1937	1938	1939	1940	1941	28. 3. 1942
Grubenbetrieb	492	751	802	596	428	363
Tagebaue	-	147	122	40	57	-
Aufbereitung		314	175	269	107	
Zechenbahnhof			34	32	28	
Zentralwerkstatt			94	97	147	} 421 +
Bauabteilung	232	181	123	209	54	
Sonstige			98	137	86	
Kriegsgefangene	-	-	-	100	71	26
Summe	724	1393	1448	1480	978	810 +

+ Davon 108 in der Sonderfertigung (für Fa. Messerschmitt AG)

Zahlentafel 7

Wohnungen in Blumberg

	1936	1937	1938	1939	1940	1941
Einwohner	800	1036	2100	4500	ca. 5000	ca. 6000
Privatwohnungen	112	112	122	126	.	.
Bezogene Siedlungs- wohnungen	-	64	400	659	.	723
Angestelltenwohnungen	-	1	18	20	.	35

Zahlentafel 8

Durchschnittsanalyse von Doggererz: %

	Fe	Mn	SiO ₂	CaO	P	H ₂ O
Roherz, stückig	21,00	0,35	20,96	16,80	0,49	9,45
Roherz, fein	32,80	0,37	15,59	12,20	0,58	15,80

Zahlentafel 9

Vollanalysen vom April 1941

%	Roherz	Rösterz	Konzentrat	Berge
Fe trocken	21,73	26,69	38,74	9,57
FeO	3,19	12,31	15,79	5,79
Fe ₂ O ₃	27,53	24,48	37,84	7,25
SiO ₂	22,20	24,20	18,42	32,22
Al ₂ O ₃	10,39	11,25	10,35	12,10
CaO	13,85	14,92	8,95	24,33
Mn	0,18	0,18	0,17	0,19
P	0,44	0,48	0,50	0,57
S	0,23	0,22	0,17	0,29
MgO	2,36	2,32	2,11	2,08
CO ₂	10,18	6,88	3,68	11,30
Rückstand	29,58	27,92	21,34	36,46
Glühverlust	18,19	6,22	2,62	11,70

Zahlentafel 10

Analysen der verschiedenen Erzarten

%	Roherz	Rösterz, fein	Konzentrat
Fe	22,30	29,70	38,60
Mn	0,16	0,12	0,12
P	0,52	0,37	0,47
SiO ₂	26,25	22,95	18,70
Al ₂ O ₃	9,80	9,70	9,10
CaO	15,00	11,75	9,30
MgO	2,10	2,30	1,80
S	0,33	0,39	0,18
V	0,07	0,10	0,12
TiO ₂	0,40	0,46	0,63
CO ₂	8,50	4,95	3,40
H ₂ O geb.	1,70	2,25	1,05
Alkalien	2,00	-	-
Rückstand	28,80	24,60	20,00
Feuchte	9,6	1,1	2,5

Zahlentafel 11 **Durchschnittsgehalte im Fördererz**

	1939	1940	1941
Fe (trocken)	22,98	22,72	21,95
Mn	0,17	0,16	0,17
P	0,43	0,44	0,44
S	0,19	0,18	0,20
SiO ₂	22,80	22,53	21,92
CaO	11,97	12,50	13,34
MgO	1,97	1,99	2,10
Al ₂ O ₃	10,92	10,99	10,40
CO ₂	9,26	9,58	11,17
H ₂ O	13,90	13,40	11,71
Fe+	19,78	19,66	19,66

+ auf feuchtes Erz bezogen.

Zahlentafel 12 **a) Unfälle im Gesamtbetrieb**

Jahr	Gesamtzahl der Unfälle	Unfälle pro 100.000 Schichten		Davon	
		Blumberg	Deutscher Erzbergbau	tödlich	schwer
1938	359	116,8	56,7	5	55
1939	530	116,2	61,6	1	84
1940	612	132,5	66,2	13	65
1941	293	83,3	57,6	2	26
1942	80	70,3	.	-	14

b) Unfälle unter Tage

Jahr	Zahl der Unfälle	Unfälle pro 100.000 Schichten
1938	292	173,6
1939	396	178,2
1940	448	213,0
1941	174	131,9
1942	44	108,7

Schrifttum

- 1 ANONYM: Das Bergwesen des Deutschen Reiches im Jahre 1937. Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen. Jg. 1938 - S. 248.
- 2 ANONYM: Versuche und Verbesserungen im deutschen Bergbau während des Jahres 1941. Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen. Jg. 1942 - S. 11/12.
- 3 BADER, Karl Siegfried: Zur Geschichte des Eisenerzabbaues und des Hüttenwerkes zu Blumberg. Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv - Heft 1 - 1938.

- 4 BADER, Karl Siegfried: Das fürstenbergische Bergwerk im Kirchtal. - Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Baar. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, XXI. Heft - 1940.
- 5 BORNITZ, Hans: Vergleichende Erfahrungen mit Streb- und Pfeilerbruchbau beim Abbau eines Doggererz-Flözes - Glückauf 1948 - S. 845 - 848.
- 6 DOGGERERZ AG: Betriebsakten.
- 7 KIRCHHEIMER, Franz: Bergbau und Hüttenwesen in der Baar. Schriften des Landkreises Donaueschingen. - Band 8 - 1956 - S. 25.
- 8 LANDESBERGAMT Baden-Württemberg: Akten der Bergbehörde: Bad. Finanz- und Wirtschaftsministerium - Abt. Bergbau, Bergamt Karlsruhe, Bergamt Freiburg.
- 9 SAUER, Kurt: Badische Dogger- und Malmerze. Badische Heimat Bd. 31. 1951. S. 38 - 43.
- 10 SPANNAGEL, Clemens: Erfahrungen mit Bruchbau im badischen Doggererzbergbau. Glückauf 1938 - S. 953 - 956.
- 11 ZIERGIEBEL, Heinrich: Die montangeologischen Verhältnisse der Brauneisenerz-Lagerstätten (Unter- und Mittelcallovium) von Blumberg und Umgebung (Baden). Manuskript - 68 Seiten. 1942.

Anmerkung

Das Bild 5 wurde vom Verfasser aufgenommen, alle anderen von Herrn Peter Bernard in Blumberg.

Planung in der Baar auf ökologischer Grundlage

Gedanken zu einem regionalen Entwicklungsplan

von Knut Jacob

mit 4 Abbildungen

Einleitung

Die Arbeit hat das Hauptziel, künftige Planungen so zu gestalten, daß die Funktionen des Naturhaushaltes der Baar trotz Besiedelung in vollem Umfang gewahrt werden. Soweit Funktionen gestört sind, soll Abhilfe geschaffen werden. Der Vorsatz, das Gleichgewicht der Natur zu erhalten, soll zu einem Rahmenplan führen, innerhalb dessen Grenzen menschliches Handeln möglich sein soll.

Damit dieses Hauptziel erreicht werden kann, müssen alle Elemente der Landschaft und die Beziehungen zwischen ihnen dargestellt werden. Sie müssen durch Texte, Karten und Daten sowohl qualitativ als auch quantitativ als Flächenmerkmale erfaßt werden. Der Umfang der Sammlung reicht dann aus, wenn es möglich wird, eine jede Nutzungsart, die im Landschaftsraum auszuweisen ist, entsprechend dem Hauptziel zu verorten. Dazu wird der abiotische und biotische Seinsbereich aus landschaftsökologischer Sicht vollständig erfaßt werden müssen, die Anthroposphäre (und Technosphäre) aber nur insoweit, als von ihr Störungen ausgehen.

Es wird sich erweisen, daß für die einzelnen Flächenanteile, deren Größe zuvor festgelegt werden muß (s. u.), die Eignung für eine jede im gesamten Planungsraum vorkommende Nutzungsart bewertet werden muß. Die Flächenbewertung soll sich auf der Verarbeitung naturwissenschaftlicher Ergebnisse mit Hilfe statistischer Methoden gründen. Vorläufig ist sie allerdings nur durch Übereinanderlegen der vorhandenen Grundlagenkarten und durch andere grobe Schätzungen erfolgt. Deshalb müssen die im II. Teil vorgestellten Planungsaussagen als hypothetisch angesehen werden. Es geht auch zunächst vielmehr darum, die Methode der Planung vorzustellen.

Die Gründe, weshalb bei der Planung die natürlichen Gegebenheiten berücksichtigt werden sollen, liegen auf der Hand. Geht man vom Auftrag der Planung aus, die Verwirklichung des Gesamtwohls aller Bewohner eines Raumes vorzubereiten, so lassen sie sich unter zwei Aspekten zusammenfassen:

- (1) *Der physische Aspekt*: als Makrokonsument ist der Mensch von den Leistungen des Naturhaushaltes abhängig. Er ist angewiesen erstens auf Wasser, Sauerstoff etc. und zweitens auf pflanzliche und tierische Erzeugnisse.
- (2) *Der psychische Aspekt*: der Mensch, der zunehmend den Arbeitstag in einer zunehmend technisierten Umwelt zubringt, braucht zum Ausgleich dazu immer mehr den Aufenthalt in einer naturnahen Umgebung während seiner freien Zeit¹.

I. METHODE

Planungshinweise

Der Grad der Eignung eines Flächenanteils für eine Nutzung wird durch Zahlenwerte gekennzeichnet. Diese Zahlenwerte sind Faktoren, gewonnen aus Merkmalen verschiedener naturwissenschaftlicher Disziplinen: der Hydrologie², Meteorologie³, Geologie⁴, Bodenkunde⁵, und der Biologie, insbesondere der Vegetationskunde⁶. Diese Merkmale sollen — möglichst quantitativ — die Ausstattung des Planungsraumes kennzeichnen.

Während zum Erhalt ökologischer Funktionen naturkundliche Untersuchungsergebnisse Voraussetzung sind, muß der psychische Aspekt der Landschaft im wesentlichen ästhetisch beurteilt werden. Eine dementsprechende Bewertung geht vor allem von der landschaftlichen Vielfalt und dem sichtbaren Abwechslungsreichtum aus. Optische Merkmale sind die Uferzonen der Gewässer, der Bewuchs — vor allem der der Randzonen, wie der an den Waldrändern —, das Relief, die floristische Vielfalt der Pflanzengesellschaften, der kleinräumige Wechsel möglichst unterschiedlicher Pflanzengesellschaften in einem Landschaftsteil — infolge einer Vielzahl von Bodentypen; optische Eindrücke sind aber auch durch anthropogene Einflüsse gegeben, wie durch den Ausbau der Ortsetter, der Verkehrsadern, der Flußläufe, der Energieversorgungsnetze, wie durch die Abgrenzungen der Nutzflächen — es sollten geometrische Linienführungen in der freien Landschaft vermieden werden —, die Standortwahl für Deponien, Abgrabungen etc. Der Wert einer Landschaft für den Menschen muß darüber hinaus auch noch vom Bioklima her gesehen werden.

Grundlagen der Planung

Die ökologisch begründete Planung beginnt mit dem Sammeln der notwendigen Grundlagen. Um den Rahmen dessen abstecken zu können, was zu erfassen notwendig ist, muß eine sorgfältige Strukturierung der Planung nach Inhalten erfolgen; das Hauptziel wird dabei in eine Reihe von Unterzielen aufgelöst, und die unterschiedlichen landschaftsökologischen Funktionen werden dargestellt.

Das Kartenmaterial wird in einem einheitlichen Maßstab aufbereitet, welcher der Aussagegenauigkeit, die von der Planung erwartet wird, angepaßt ist. Im Beispiel wurde der Maßstab 1 : 25 000 gewählt; lediglich die Karte der naturräumlichen Haupteinheit, die aus Ermangelung eines landschaftsökologisch abgegrenzten Raumes als Planungseinheit angenommen wurde, wurde der besseren Übersicht wegen im Maßstab 1 : 50 000 ausgeführt.

Bisher wurden die vorhandenen Daten nicht nur statistisch noch nicht verarbeitet, sondern es wurde auch vorläufig nur ein Teil der naturräumlichen Haupteinheit untersucht und bewertet. Es handelt sich dabei um ein Sechstel der Planungseinheit, einen Ausschnitt, der den Raum Villingen-Schwenningen erfaßt.

Das naturkundliche Grundlagenmaterial soll dazu dienen, die Standortgunst von Teillandschaften bestimmter Größe hinsichtlich einer jeden, in der gesamten Planungseinheit vorkommenden Nutzungsart bewerten zu können und danach diejenige Nutzungsart einer jeden Teillandschaft widmen zu können, die ihr aufgrund der vorhergehenden Bewertung zugeordnet werden muß. Es soll versucht werden, das Ziel mit Hilfe zweier Vorentwurfskarten, 1. der Bewertungs- und 2. der Eignungskarte, zu erreichen.

Die Bewertungskarte

Eine einzige Karte der gesamten naturräumlichen Haupteinheit der Baar-Hochmulde wäre aufgrund des gewählten Maßstabes zu groß und unhandlich; sie wurde deshalb in sechs Teilkarten zerschnitten. Der Kartenausschnitt mit Villingen-Schwenningen, der zunächst bearbeitet wurde, wurde mit einem orthogonalen Netz überzogen, das den Planungsraum in quadratische Teillandschaften aufgliedert. Die einzelnen Rastermaschen umfassen 25 ha, sie sind aus einer Vierteilung des Gauß-Krüger- oder UTM-Koordinatennetzes (1 x 1 km) hervorgegangen. Für die bisherige Arbeit

wurden übrigens Rastermaschen, die ca. 40 ha umfassen, gewählt; 40 ha entsprechen der mittleren Größe eines landwirtschaftlichen Betriebes. Die hier veröffentlichten Karten tragen noch diese Rasterung. Obwohl bei einer weiteren Aufteilung der Quadrate gebrochene Zahlenwerte (z. B. 6,25) entstehen, erweist sich die Wahl der Maschengröße — selbst wenn differenziertere Untersuchungen an bestimmten Standorten Berücksichtigung finden müssen — als praktikabel. Die Standortgunst für eine bestimmte Nutzung jeder Teilfläche (z. B. Ackerbau, Weide, Wald, Bebauung etc.) wurde zunächst in drei Stufen — gut, durchschnittlich, nicht geeignet — bewertet, soll aber später durch vier Wertangaben genauer angezeigt werden (gut, durchschnittlich, wenig- bzw. unter erheblichen Beschränkungen und nicht geeignet). Außerdem wurden Kreisbögen mit einem Radius, der einer Stunde Fußmarsch = 4 km entspricht, mit den dazugehörigen Zentren Villingen und Schwenningen eingetragen. In der Bewertungskarte sind zur besseren Orientierung Orte, Flüsse, Verkehrswege und Geländebrüche angegeben worden.

Grenzen anthropogener Beeinflussung — Grenzen der Belastbarkeit

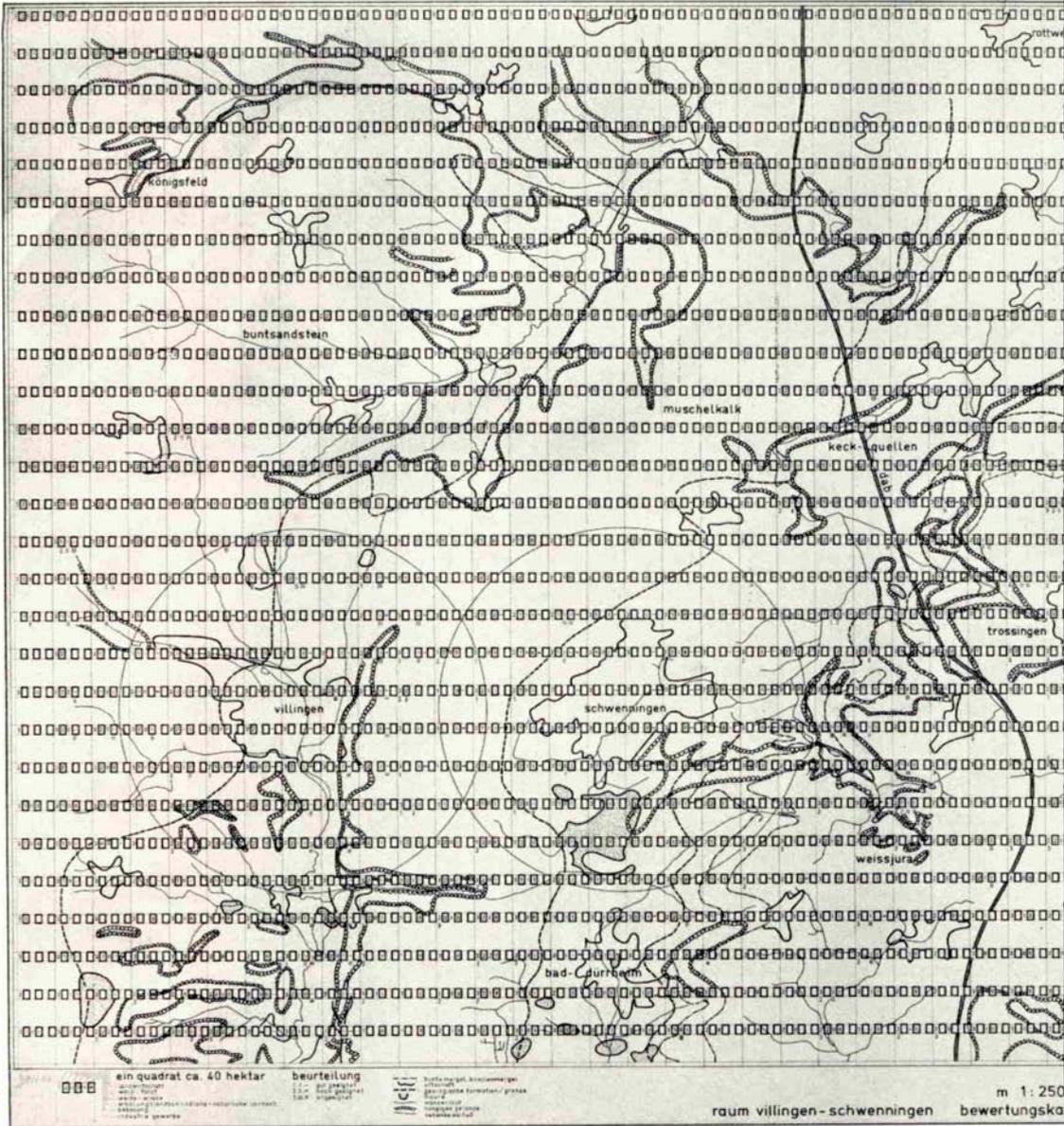
Mit Hilfe der Eignungszahlen wurde jede Teillandschaft bewertet. Allerdings genügt dieser Planungsschritt sowie das Beachten seiner Angaben nicht, um eine Degradation des Naturhaushaltes auszuschließen. Deshalb müssen weitergehende Untersuchungen durchgeführt werden, die die qualifizierten Bewertungen der Teillandschaften ergänzen. Die Erhaltung natürlicher Funktionen ist nur dann gesichert, wenn neben der standortgerechten Verortung der Nutzungsarten diesen auch genügend große Flächen zugewiesen werden. Um diese Absicht realisieren zu können, ist es Voraussetzung, die Funktion der Ökosysteme und das Leistungsvermögen der Ressourcen und biologischen Produktionen bzw. die Höhe der Belastungen zu kennen. Es gilt zu fragen:

- (1) Wie hoch ist der Naturhaushalt der Gesamtlandschaft oder einzelner, naturräumlich abgrenzbarer Teile derselben belastbar bzw. welcher Konsum (z. B. Wasser, Boden-Nährstoffe etc.) kann durch die natürliche Produktion abgedeckt werden? Dabei ist zu beachten:
 - (a) Soll der ursprüngliche ökologische Zustand angestrebt bzw. erhalten werden, so kann der höchstmögliche Konsum nur dann in Frage kommen, wenn ihm der den Gegebenheiten entsprechend leistungsfähigste Naturhaushalt gegenübersteht.

(b) Dabei soll nicht ausgeschlossen werden, daß, wenn die Leistung bestimmter Elemente nicht ausreicht, wie z. B. des Wasserhaushaltes, diese aus anderen Gebieten (ökologischen Ergänzungsgebieten) mit dem entsprechenden Überschuß, ausgeglichen werden können. Allerdings darf eine Ergänzung nur dann zulässig sein, wenn die Ressourcen des eigenen Haushaltes nicht beeinträchtigt werden.

(2) Zur Lösung der ersten, umfassenden Frage muß zuerst die zweite beantwortet worden sein: In welchem Umfang kann die Größe des Areal einer bestimmten Pflanzengesellschaft zugunsten einer Bebauung verringert werden, ohne den Fortbestand der Pflanzengesellschaft in vollem Umfang zu gefährden? Dazu ist die Kenntnis der Gebietsmindestgrößen für die einzelnen Biozönosen notwendig.

Im übrigen hängt die potentielle Ausdehnung der Bauflächen von der Art und dem Maß der Belastungen ab, die von ihnen jeweils an einem bestimmten Standort ausgehen. Je geringer das Maß und je angepaßter an die Umgebung die Art der anthropogenen Belastungen ist, umso ausgedehnter können die Bauflächen sein. Jedoch gilt insbesondere unter Berücksichtigung ästhetischer Belange und des Bedarfs an naturnahen, schnell zugänglichen Freizeiträumen, die Notwendigkeit, die Ausdehnung der einzelnen Baugebiete zu beschränken; je kompakter die Ortsetter und je dichter die Bebauungen sind — allerdings nur bis zu einem vertretbaren Maß —, um so mehr Menschen können trotz Beachtung landschaftsökologischer und sozialer Gesichtspunkte den Raum besiedeln. Naturgemäß kann in einer Landschaft dann ein Höchstmaß an Belastungen absorbiert werden, wenn die ökologisch leistungsfähigsten Standorte und Ressourcen erhalten bleiben. Diejenigen Flächen, die aus ökologischen Gründen zur Bebauung verfügbar gemacht werden können, dürfen nur dann voll ausgenutzt werden, wenn die Belastungen, die von der Bebauung ausgehen werden, nicht höher sind (Emissionen, Wasserverschmutzung, Wasserverbrauch, etc.) als sie vom Naturhaushalt aufgenommen und abgebaut werden können. Die Gesamtfläche für Bebauung wird in der hier gezeigten abstrakten Planung dargestellt; sie zeigt damit die oberen Grenzen der potentiellen Bebauung, die auf keinen Fall überschritten werden dürfen. Jedoch müssen bei der Verteilung der Bauflächen auch die von ihnen ausgehenden Belastungen beachtet werden; sind diese größer als das naturgegebene Absorptionsvermögen, so kann der volle Umfang der potentiellen Bauflächen nicht in



000

ein quadrat ca. 40 hektar

beurteilung

1:100000

1:100000

1:100000

1:100000

1:100000

1:100000

1:100000

1:100000

1:100000

m 1:250

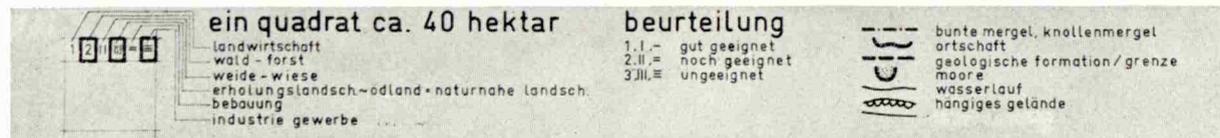
raum villingen-schwenningen

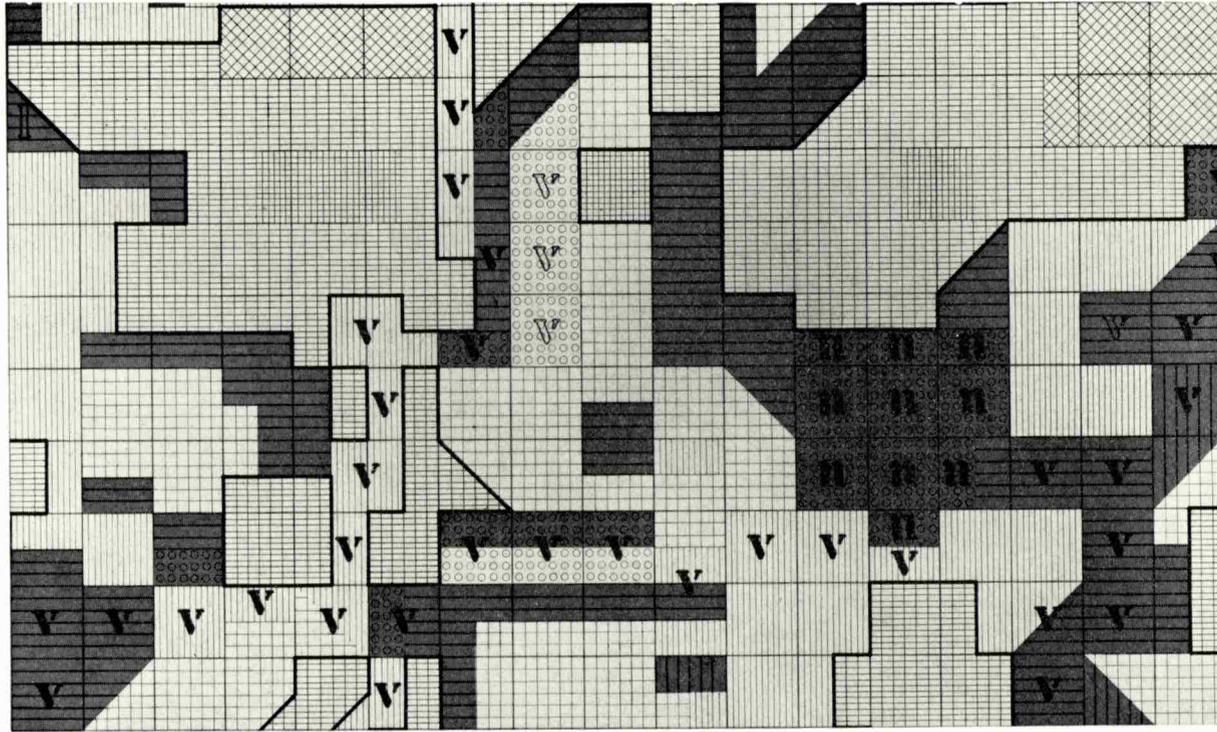
bewertungsko



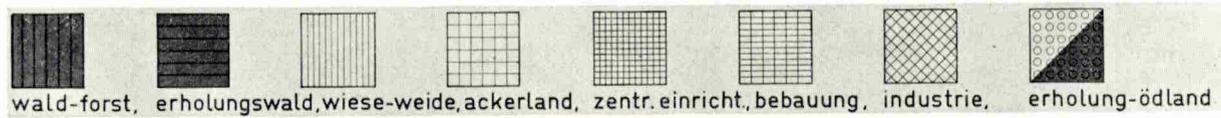


Ausschnitt Villingen-Schwenningen aus der Bewertungskarte

1 cm \triangleq ca. 630 m



Ausschnitt Villingen-Schwenningen aus der Eignungskarte



Anspruch genommen werden, sondern muß um einen dem Belastungsüberschuß entsprechenden Anteil reduziert werden. Um hierüber genaue Aussagen machen zu können, müssen die naturkundlichen Untersuchungen so weit vervollständigt werden, bis alle Biotope, ihre Produktivität und die sie besiedelnden Tier- und Pflanzengesellschaften sowie die möglichen Ersatzgesellschaften angegeben werden können und bis derjenige Flächenanteil einer Biozönose ermittelt worden ist, der als Bauland abgegeben werden kann. Anschließend wird es möglich, die prozentualen Flächenanteile an der Gesamtlandschaft zu bestimmen, die einer jeden, im Planungsraum vorgesehenen Nutzungsart zugeordnet werden müssen bzw. zur Bebauung freigegeben werden können. Diese Einschränkung der Aussagen sei ausdrücklich betont.

Die Eignungskarte — ein abstrakter Flächennutzungs-Rahmenplan

Nachdem die Anzahl der quadratischen Teillandschaften sowie die prozentualen Anteile derselben für jede der vorkommenden Nutzungsarten bekannt sind, wird der Entwurf einer Eignungskarte vorbereitet. Die Eignungskarte wird aufgrund der Annahme konzipiert, daß von einer künftigen Bebauung nur die Art und das Maß von Belastungen ausgehen werden, die es erlauben, das volle Angebot an potentiellen Bauflächen auszuschöpfen. Als Entwurfhilfe wird ein „Kartenspiel der Nutzungsarten“ angefertigt. Dieses Kartenspiel besteht aus einer ebenso großen Anzahl quadratischer Karten, wie es Netzmaschen auf der Bewertungskarte innerhalb der naturräumlichen Haupteinheit Baar gibt. Diese Karten müssen analog den prozentualen Anteilen der einzelnen Nutzungsarten gekennzeichnet werden. Sie werden in einem späteren Arbeitsgang mit Kontaktkleber auf ein Duplikat der Bewertungskarte geheftet.

Die Eignungskarte wird auf dem Doppel der Bewertungskarte mit Hilfe des Kartenspiels realisiert. Zusammen mit einem Text ist die Eignungskarte ein abstrakter Flächennutzungs-Rahmenplan bzw. regionaler Entwicklungsplan (REP). Die Eignungskarte gibt die unteren Grenzen der naturnah zu nutzenden und die oberen Grenzen der bebauungsfähigen Flächen an. Der REP soll darüberhinaus grob die Standorte der einzelnen Nutzungsarten mit speziellen Hinweisen, z. B. Angaben über Pflanzengesellschaften angeben. Vor dem Entwurf der Eignungskarte werden Skizzen dieser Karte angefertigt. Schon während des Skizzierens müssen die not-

wendigen bzw. zulässigen Flächengrößen der einzelnen, zusammenhängenden Areale berücksichtigt werden.

Eine landschaftsökologisch begründete Planung kann nur interdisziplinär durchgeführt werden. Deshalb müssen auch für jedes Mitglied des fachlich zusammengesetzten Beirates bis zum Ende des Planungsprozesses Eingriffe möglich sein. Die ständig gegebene Interventionsmöglichkeit bedingt für den Planverfertiger Korrekturarbeiten zu jeder Zeit. Schon der zahlreichen Disziplinen wegen, deren Planungsaussagen in einem Entwurf harmonisiert werden müssen, wird ein derart integrierender Plan kaum jemals auf Anhieb für unbedenklich erklärt werden können.

Die Bewertung einer der quadratischen Teillandschaften fällt meist nicht so eindeutig aus, daß nur eine einzige Nutzungsart für sie in Frage käme. Ein weiterer Planungsspielraum ergibt sich z. B. auch aus der Entscheidungsmöglichkeit zu einer mehr oder weniger belastenden baulichen Nutzung. Damit soll auf die Möglichkeit hingewiesen werden, daß es durchaus zu einer zweiten, politisch ausgerichteten Korrekturphase kommen kann.

Drittens muß damit gerechnet werden, daß im Laufe der Zeit durch technische u. a. Innovationen biologische Produktion erhöht, Belastungen vermindert etc. werden können. Dadurch kann ein Plan auch nach dem Inkrafttreten änderungsbedürftig werden.

Änderungen des REP sind auf Grund dieser Planspielkarte schnell und leicht möglich und führen auch deshalb schwerlich zu fehlerhaften Flächenwidmungen, weil erstens die angehefteten Nutzungskarten abgehoben werden können und zweitens nach dem Ablösen die Bewertungsziffern wieder offen liegen.

II. PLANUNGSAUSSAGEN

Die Planungsaussagen müssen solange als hypothetisch angesehen werden, bis sie mit Hilfe statistischer Methoden, wie angegeben, abgesichert werden konnten.

Villingen-Schwenningen / Oberzentrum der Region

Nach der Vereinigung besitzt die Stadt Villingen-Schwenningen nahezu 75 000 Einwohner. Dadurch besitzt sie die Chance, die Bedeutung eines Oberzentrums zu erreichen. Die Stadt wird darin von der Landesregierung Baden-Württemberg unterstützt. Die Gründe, die Stadt zum Oberzentrum auszubauen, sind unter anderem durch ihre geographische Lage gegeben.

- (1) Die Stadt liegt in der Mitte des durch die Oberzentren Freiburg, Tübingen/Reutlingen und Konstanz gebildeten Dreiecks; zugleich sind die Entfernungen zu den benachbarten Oberzentren entsprechend der geschichtlichen Erfahrung groß genug, um den Ausbau der Stadt zu einem Oberzentrum richtig erscheinen zu lassen. Um die Funktion eines solchen Zentrums wahrnehmen zu können, ist ein weiteres Anwachsen der Einwohnerschaft auf mindestens 100 000 Personen zu wünschen. Voraussetzungen dazu sind durch die Angebote von ebenen Flächen zur Industrieansiedlung östlich von Schwenningen, von Hanggelände für den Wohnungsbau im Brigachtal und im Klaremer Grund sowie von Reserveraum zum Ausbau eines Einkaufszentrums in der Kernstadt Villingens gegeben.
- (2) Der Bedeutungsüberschuß Villingen-Schwenningens als Oberzentrum kann dazu beitragen, das strukturschwache Umland entwickeln zu helfen.

Die potentielle Entwicklung einer Baustruktur

Wie allgemein zu beobachten, wachsen auch die Ortschaften in der Baar schnell weit über ihre eng bebauten, historischen Kerne hinaus. Dadurch wird die Baustruktur der kompakten alten Orte randlich aufgeweicht und optisch unscharf. Diese Entwicklung führt in der Regel zu ästhetisch unbefriedigenden und versorgungstechnisch zumindest wenig ökonomischen Ergebnissen. Vor allem aber fordert die Zersiedelung der Landschaft einen ganz erheblichen, wiewohl vermeidbaren Verlust biologisch produktiver Flächen. Deshalb:

- (1) darf Bebauung nur auf Böden zugelassen werden, deren biologische Wirksamkeit auch aus ökologischen Gründen aufgegeben werden kann;
- (2) muß eine Bebauung der Talgründe sowohl aus ästhetischen als auch ökologischen Gründen untersagt werden. Der überörtlichen Gestaltung wegen sollen entsprechend der historischen Siedlungsweise die Bergkuppen und -rücken unbebaut bleiben. Deshalb sollen den jeweiligen Standorten gemäß Höhengrenzen festgelegt werden, bis zu denen gebaut werden darf. Ferner:
 - Baugebiete sind als kompakte und komplexe Versorgungseinheiten auszubilden.
 - die Wohngebiete sind zur naturnahen Landschaft auszurichten. Darüber

hinaus muß versucht werden, den naturnahen Raum in die Baustruktur zu integrieren: durch Einfügen seiner Elemente, durch Anlage von Grünzonen zur Gliederung der Ortschaften in städtebauliche Einheiten.

- technische Anlagen, wie Straßen, Energieversorgungsleitungen, Flußkorrekturen etc. müssen organisch in die Landschaft eingepaßt werden.
- Baugebiete, wie Wochenend- und Ferienhausgebiete oder bauliche Anlagen, wie Wirtschaftsbetriebe, sind in schützenswerten Landschaftsräumen allgemein nicht zuzulassen. Wenn ökologische Gründe dem nicht entgegenstehen, können Ausnahmen unter Angabe von Auflagen gemacht werden, wie: die Gebäude nur eingeschossig, mit Flachdach versehen aufführen dürfen, sie nur mit gedeckten Farben streichen oder aus bestimmten Materialien bauen, exponierte Standorte vermeiden, die Bauten in Vegetation verbergen usw. Die gesetzlichen Bestimmungen für das Bauen im Außenbereich sind ausnahmslos einzuhalten.

Verteilung der Bauflächen in der Baar

Von Westen nach Osten wird die Baar von nord-südlich verlaufenden Haupttälern durchzogen, dem Brigach-, Neckar-, Stille Musel- und dem Prim-Faulenbachtal. Zu dieser Tälerschar steht das Donautal rechtwinklig. Die Baar leidet als Hochmulde besonders in den tiefer gelegenen Verebnungen und Talgründen an Spätfrösten und Nebelbildungen; das Donaueschinger Ried liegt in dieser Hinsicht am ungünstigsten. Alle diese Gebiete sind durch Emissionen nur wenig oder nicht belastbar.

Es wurde bereits die Forderung erhoben, Bebauung am Hang nur bis zu bestimmten Höhen zuzulassen und in den Talgründen zu untersagen. Außerdem ist es sinnvoll, die klimatisch benachteiligten Hanglagen ebenfalls unbebaut zu lassen und als Grünzonen zur Gliederung der Baustruktur zu benutzen. Entsprechend wird für den Raum Villingen-Schwenningen folgende Ausgestaltung der Bebauung denkbar; entlang dem Brigachtal und im Klaremer Grund werden die Spalierlagen dem Wohnen zugewiesen, die Talsohlen, Höhen sowie Nord- und Nordosthänge bleiben unbebaut; ebene, abzugsbegünstigte Flächen wie im Neckartal insbesondere im Lee der Siedlungen können industriell genutzt werden. Der Höhenzug, der zwischen Villingen und Schwenningen beginnt und sich bis Hüfingen hinzieht, trägt fruchtbare Böden, die dem Ackerbau erhalten werden müssen. Für die westlich dieser Ackerbauzone gelegenen Böden im Brigachtal, auf dem

Ostabhang des Schwarzwaldes, im Wolfbachtal usw. kommt Wiesen- und Weidewirtschaft allgemein in Frage.

Dem Katalog der Forderungen entsprechend, wird von Schwenningen über Villingen bis Donaueschingen ein Siedlungsband das Landschaftsbild prägen. Schwerpunkte der Stadtstruktur bilden dabei die historischen Stadtkerne. Diese Entwicklung ist — ungeordnet — jetzt schon erkennbar.

Der bauliche Zusammenschluß Villingens und Schwenningens

(1) Die Lage Schwenningens

Schwenningen liegt im Wassereinzugsgebiet der Keckquellen, dem ergiebigsten Brunnen der Baar. Südlich der Stadt entspringt im Schwenninger Moos (NSG) der Neckar. Der Fluß liegt bis zum Neckartäle in einem weit und flach ausgebildeten Tal. Da die Keckquellen hygienisch anfällig sind, müssen Schutzmaßnahmen zu ihren Gunsten dringend empfohlen werden. Deshalb wird geraten, den Wald um Schwenningen als Schutzgürtel zu erhalten, auszubauen und als Bindeglied zwischen die beiden Naturschutzgebiete, das Schwenninger Moos und das Neckartäle, einzufügen. Zwischen Schwenningen und Bad Dür rheim liegen die leistungsschwachen Böden des Keupers am Fuße der rutschgefährdeten Hänge der Knollenmergelzone. Durch ihre beschränkte Nutzungsmöglichkeit bieten sich auch diese beiden Bodenformationen zur Verwendung als Wasserschutzgebiet an; die Hänge von Wald bewachsen, die ebeneren Flächen landwirtschaftlich extensiv genutzt oder als Brache. Sofern Gebiete dieser Bodenformationen nicht Wasserschutzfunktionen wahrnehmen müssen, können sie, wenn sie eben sind, industriell genutzt werden.

Die Hochfläche zwischen Villingen und Schwenningen eignet sich als Freizeit- und Erholungslandschaft und sollte darum von Bebauung freigehalten werden. Lediglich Kultur- und Verwaltungseinrichtungen könnten auf ihr in genau beschränktem Umfang errichtet werden.

Die Idee läßt sich wie folgt begründen:

- Die Kreisbögen, die angeben, welche Distanzen Spaziergänger aus den beiden Stadtkernen in einer Stunde Fußmarsch zurücklegen können, überschneiden sich auf der Hochebene. Wenn der Überschneidungsraum attraktiv gestaltet wird, kann dort eine Konzentration Erholungssuchender erwartet werden.

- Das Schwenninger Moos sowie die Standorte der „Steppenheiden“ an den Hängen können als naturnah zu belassende Biotope in die Erholungslandschaft einbezogen werden.
- Bad Dürkheim kann als Kurort dann am Ausbau der Freizeitlandschaft Interesse gewinnen, wenn es möglich wird, eine Verbindung zwischen den Kureinrichtungen und diesem Gebiet herzustellen; es könnten dort Anlagen für die Gäste, wie z. B. ein Golfplatz, verwirklicht werden.
- An die Freizeitlandschaft soll sich das Stille-Musel-Tal mit dem Donauschinger Ried, das zu großen Teilen als Grünland genutzt werden soll, als unbebauter Raum anschließen.
Die Verbindungsstraße Villingen-Schwenningen ist auf der Höhe teilweise unterirdisch zu führen. Andererseits wäre dabei wegen des verkarsteten Muschelkalks der Gesichtspunkt des Grundwasserschutzes zu berücksichtigen, was hier Vorrang hätte.

(2) Die Vereinigung Villingens und Schwenningens durch einen nördlichen Siedlungsbogen.

Es wird vorgeschlagen, die beiden Ortsteile durch einen nördlichen Bogen, durch Bebauung auf den Südhängen des Klaremer Grundes, zusammenzuschließen. Dadurch würde es notwendig, die geplante Nordtangente zu verlegen.

Der direkte oder der in einem südlichen Bogen verlaufende bauliche Zusammenschluß der beiden Ortsteile soll nicht angestrebt werden.

Dagegen spricht:

- Die auf dem Bergrücken zwischen Villingen und Schwenningen geplante Freizeitlandschaft, die eine direkte bauliche Verbindung der beiden Ortsteile ausschließt.
- Bei der Wahl des Nordbogens bestehen die besten Voraussetzungen, daß die Hochfläche von Bauten freigehalten werden kann; denn da die Südhänge allein bebaut werden sollen, können die Nordhänge des Klaremer Grundes bewaldet bleiben und dadurch den Bergrücken selbst von „wilder Bebauung“ verhältnismäßig wirksam abschirmen.
- Die Hänge zum Talbachtal, die, da sie an der Bahnlinie Villingen-Schwenningen liegen, aus Gründen der Lagegunst für einen Südbogen in Frage kämen, sind verhältnismäßig steil und daher schwierig zu bebauen. Das Schwenninger Moos würde übrigens durch einen südlichen Bogen gefährdet. Vor allem würde der Südbogen eine wesentlich größere Ein-

wohnerschaft als der nördliche voraussetzen; schon das Bauplatzangebot im Norden übersteigt bei weitem den in absehbarer Zeit zu erwartenden Bedarf. Die südliche Spange würde außerdem Bad Dürkheim vom Freizeitgelände auf der Hochfläche abschneiden.

Schutz- und Erholungsgebiete

Auf das Erholungsgebiet zwischen Villingen und Schwenningen wurde bereits hingewiesen.

Die Ferienggebiete Schwarzwald und Alb begrenzen die Baarmulde im Westen und Osten.

Die Baaralb (Nah- und Wochenenderholungsgebiet). Über Donau und Faulenbach steigt nordwestlich von Tuttlingen die Baaralb auf. Ihre Höhen sind bewaldet, die Talgründe werden als Grünland genutzt.

Für den Hohen Karpfen wurde eine Feriensiedlung geplant. Sie ist schon aus ästhetischen Gründen abzulehnen. Dagegen kann eine solche Siedlung auf der Verebnung unterhalb des Hohen Lupfen unter Auflagen (s. o.) zugelassen werden.

Vor allem der Wartenberg mit den ihn umgebenden Mooren und Wäldern muß unter Schutz gestellt werden (NSG). Dabei ist das Donauried einzubeziehen.

Das Brigachtal mit seinen Seitentälern verdient wegen der Naßflächen und Auenwaldreste der Talsohle sowie der steppenheideartigen Hänge unter Landschaftsschutz gestellt zu werden. Wolfbach- und Beckhofer Tal müssen einbezogen werden. Auch die Niederung zwischen Plattenmoos und Wolterdinger Weiher sowie die Waldränder und Oberhänge dieser Talung verdienen Schutz.

Das Ferien- und Erholungsgebiet des Ostschwarzwaldes liegt mit einem Waldanteil von über 80% auf den Böden des artenarmen Fichten-Tannen-Waldes (*Vaccinio-Abietetum*). Der Waldanteil muß für Erholungszwecke als zu hoch angesehen werden; im allgemeinen gelten 30 bis 70% Bewaldung für Erholungslandschaften als attraktiv. Der Schwarzwaldoststrand verdient als abflußstarkes Wasserhöflichkeitsgebiet besonderen Schutz, der auch der geringen Besiedelung wegen leicht gewährt werden kann. Allerdings soll ein standortgerechterer Bewuchs als der vorhandene Fichtenforst die Speicherfähigkeit der bereits gefährdeten Böden bewahren. Müssen und Waldmoore sollten unbedingt erhalten bleiben. Der Schutz der park-

artigen alten Waldweiden (Tannhörnle — Friedengrund, Schloßberg/Unterkirnach) und weitere Lichtungen, wie sie bei Herzogenweiler, Volkertsweiler und Neuhäusle bestehen, könnten die Attraktivität erhöhen.

Neckartäle, Eschachtal, Glasbachtal

Die Schutzgebiete in den drei Tälern sollen erweitert, ihre Vegetation differenzierter werden. Insbesondere ist darauf zu achten, daß weitere Verflechtungen der Talgründe (s. Glasbachtal) unterbleiben, die bereits realisierten sind zu beseitigen. Masten für elektrische Energie, wie die aus Beton im Glasbachtal, sind absolut untragbar.

Schutzgebiete, die das Landschaftsgefüge stabilisieren sollen

Zum Schutz des Naturhaushaltes können Wasser-, Natur- und Landschaftsschutzgebiete sowie z. B. die Bepflanzung der Knollenmergelhänge angelegt werden. Jedoch allein können sie die Stabilität des Haushaltes nicht gewährleisten. Sie werden nur dann diese Aufgabe erfüllen können, wenn sie durch weitere Gebiete, die nur unter ganz bestimmten Auflagen genutzt werden können, ergänzt werden. Folgendes Schutzgebietssystem ist denkbar. Die genannten traditionellen Schutzgebiete werden zu unverzichtbaren Festpunkten in einem Gerüst, das die landschaftsökologischen Funktionen stabilisiert. Dazu werden die Festpunkte durch variable Glieder vervollständigt. Es wird empfohlen, das Ziel dadurch zu erreichen, daß den variablen Gliedern Standorte abwechslungsreicher Vegetationen zugewiesen werden. Derartige Standorte werden in der Regel Bodenmosaik sein. Ein Gerüstteil kann z. B. wie folgt zusammengesetzt werden: Plattenmoos — Wolfbachtal — Talbachtal — Schwenninger Moos — Knollenmergelhänge — Neckartäle. Auf diese Weise läßt sich ein Netz bilden, dessen Maschen die einzelnen Nutzflächen in organischer Form umfassen.

Nutzvegetation (Forst- und Landwirtschaft)

Forstwirtschaft

Im allgemeinen reicht die Bewaldung — auch der Baar im engeren Sinne — aus. Deshalb sollte von Aufforstungen, z. B. der Grenzertragsböden (oft die Standorte der schönen Cytiso-Pineten) — außer aus ökologischen Gründen (z. B. Opalinustone) — abgesehen werden, zumal diese meist waldrandnahen Säume hohen Erholungswert haben.

Als Windschutz und zur Spätfrostminderung sollten auf den flachge-
neigten Süd-, Südost- und Südwesthängen sowie auf den Höhen Pflanzriegel
angelegt werden (Hecken und Feldgehölze), jedoch nicht in den Talungen,
weil sie den Kaltluftabfluß behindern.

Landwirtschaft

Aufgrund der sich ändernden Verdienstchancen werden geeignete Bö-
den — wieder — von Grünland zu Ackerland umgebrochen. Der Getreide-
anbau seit langem, der Kartoffelanbau, insbesondere der von Saatkartoffeln,
seit der Züchtung kälteunempfindlicherer Sorten in geschützteren Lagen
erbringen gute Erträge.

Günstige Standorte für landwirtschaftliche Betriebe werden sich nach
einer dem allgemeinen Planungskonzept angepaßten Flurbereinigung in
den Zentren der aus den Schutzgebieten gebildeten Netzmaschen finden
lassen.

Die Baar ist größtenteils mit lehmigen und tonigen, schweren Böden
ausgestattet. Um diese Böden locker und damit biologisch aktiv zu erhalten,
müssen — zur Stützung des Edaphons — ausreichend Naturdünger verfüg-
bar sein. Leider nimmt die Viehwirtschaft als möglicher Lieferant stark ab.
Es wird deshalb empfohlen, eine zentrale Müllkompostierungsanlage zur
Produktion von Naturdünger aufzubauen.

Verdichtungsachsen

(s. Landesentwicklungsplan [LEP] Baden-Württemberg)

Zur Brigachtal- und Donau-Achse wurde bereits Stellung genommen,
bei Donaueschingen werden ergänzende Angaben zur Donau-Achse gegeben.

Die sogenannte Prim-Faulenbach-Achse Tuttlingen-Rottweil wird von
Tuttlingen her bei Aldingen/Aixheim enden, weil das Tal bei Neufra zu
eng ist.

- (1) Diese Ostbaar-Achse kann sich möglicherweise von Aixheim nach Tros-
singen weiterentwickeln. Eine Weiterführung dieser Achse von Tros-
singen über Deißlingen nach Rottweil oder Schwenningen scheint erstens
wegen des geringeren Bevölkerungswachstums und zweitens wegen der
trennenden Wirkung von Knollenmergelzone und Autobahn ausge-
schlossen zu sein.
- (2) Alternativ zur Achse Trossingen-Rottweil oder Trossingen-Schwennin-

gen wäre die Achse Schwenningen-Rottweil denkbar, aber ebenso wenig wahrscheinlich.

Realisierungschancen besitzen vorläufig die Verdichtungen Möhringen — Tuttlingen — Aldingen/Aixheim und Villingen/Schwenningen — Donaueschingen. Rottweil, Trossingen und Bad Dürrheim werden baulich isoliert bleiben.

Fachplanungen

Wasserbau

Qualität und Quantität des Grundwassers und Oberflächenwassers in der Baar sind sehr störanfällig. Schon deshalb verdient dieses Element besonderen Schutz. Als Schutzmaßnahmen müssen mehrstufige Sammelkläranlagen und die gesonderte Sammlung von Industrieschlämmen (wie z. B. der der Buntmetalle) sowie der Bau einer Müllverwertungsanlage verlangt werden.

Die Flußläufe verlieren durch Begradigung und Panzerung der Flußbette ihre Verbindung mit dem umgebenden Gelände und vor allem mit dem Grundwasser. Deshalb muß von Begradigungen abgeraten, biologischer Uferbau dafür verlangt werden. Entwässerungen sollten unterbleiben.

Der Schutz der Grundwassereinzugsgebiete durch weitere und auch zweckentsprechend abgegrenzte Schutzgebiete ist vordringlich. Um von der bisher geübten, sinnwidrigen Praxis abzukommen, als Wasserschutzgebietsgrenzen Gemeindegrenzen anzunehmen, werden Bohrungen notwendig, die die unterirdischen Wasserscheiden auffinden helfen.

Straßenbau

Insbesondere im hängigen Gelände rutschender Böden verlangen — schon aus Kostengründen — Straßentrassierungen eine sorgfältige Planung; Schräganschnitte sind zu vermeiden. Die Bedrohung des Schwenninger Mooses durch den südlichen Autobahnzubringer Villingen-Schwenningen und die trennende Wirkung im Erholungsgebiet muß beseitigt werden (s. auch Verbindungsstraße Villingen-Schwenningen — s. o.). Straßendämme, die kalte Luftführende Täler durchqueren — wie z. B. im Raum Donaueschingen —, vergrößern die Spätfrosthäufigkeit, sie müssen deshalb vermieden werden, was durch Aufständigung der Fahrbahnen zu erreichen ist. Weitere Hinweise im folgenden Abschnitt.

*Städtebau — Details*1. *Villingen-Schwenningen/Donaueschingen — kooperatives, polyzentrales Regionalzentrum*

— Selbstverständlich werden zentrale Einrichtungen untergeordneter Bedeutung in allen zwei (drei) Teilorten des Regionalzentrums verbleiben bzw. ausgebaut werden. — Infrastruktur regionaler Bedeutung dagegen soll entsprechend der Eignung einer der drei Teilstädte zugeordnet werden.

- (1) Der Schwerpunkt des Einkaufs und der publikumsintensiven, allgemeinen Verwaltung soll in Villingen lokalisiert werden. Gründe: der Schwerpunkt des Wohnens sowie attraktives Wohnbauerwartungsland liegt dem Stadtteil relativ nah.
- (2) Ergänzend dazu soll Schwenningen zum Schwerpunkt des Industrie- und Wirtschaftslebens werden. Der Ortsteil verfügt über geeignete Reserveflächen für Industrie und Gewerbe.
- (3) Donaueschingen schließlich verfügt über die besten Voraussetzungen zum Ausbau zu einem Freizeit- und Erholungszentrum (s. u.).

2. *Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Schwenningen*

Entsprechend der empfohlenen Entwicklung des Stadtteils zum Gewerbe- und Industrieschwerpunkt kann bei der notwendigen Sanierung des Ortskerns der Ausbau des Stadtzentrums zu einem Zentrum der Industrie- und Gewerbeverwaltung begonnen werden.

Für den Ausbau von Industrie und Gewerbe sollen die ebenen Flächen östlich von Schwenningen angeboten werden, aber nur dann, wenn dem keine Rücksichten zu Gunsten des Wasserschutzes entgegenstehen.

Gründe für die Wahl des Geländes sind:

- (1) die Hauptwindrichtung in der Baar (West- und Südwestwinde),
- (2) die Nähe zur Autobahn und ihrem nördlichen Zubringer,
- (3) die geringere Emissionsanfälligkeit des Neckartales.

Das für Schwenningen und Bad Dürkheim unerläßliche Naherholungsgebiet Moos — Fesenwald — Türnleberg muß auf jeden Fall sowohl von Bebauung als auch von Verkehrslinien freigehalten werden.

3. *Donaueschingen*

Donaueschingen steht durch die Verdichtungsachse im Brigachtal in Kontakt mit Villingen-Schwenningen. Durch die Entwicklung zum Kurort

ist die Stadt geeignet, als drittes Teilzentrum des polyzentralen Oberzentrums schwerpunktmäßig Funktionen der Kultur sowie der Freizeit und Erholung zu übernehmen. Der Ortsteil Aufen und der Schellenberg besitzen klimatisch und landschaftlich begünstigte Standorte in den höheren Lagen für Kur- und Erholungsanlagen.

Donaueschingens Attraktivität als Erholungsort besteht hauptsächlich in seinem kulturellen Angebot: den bedeutenden historischen und künstlerischen Sammlungen, den Baudenkmalen, Musik- und Sportveranstaltungen, aber auch in der die Stadt umgebenden Landschaft.

Die Landschaft um Donaueschingen wird durch ein abwechslungsreiches Relief skulpturiert. Gestaltungselemente sind die Riedbaar als weite Ebene, das Baarhügelland und der Schwarzwald. Auf den kleinräumig wechselnden Böden kann eine floristisch vielgestaltige, naturnahe Vegetation angesiedelt werden.

Die Riedbaar ist der tiefste Punkt in einer flachgeneigten Schüssel und deshalb durch Emissionen am geringsten belastbar sowie durch Spätfröste am meisten gefährdet. Sie und das Stille-Musel-Tal müssen von Bebauung freigehalten werden. In der Riedbaarebene wird die Anlage künstlicher Seen zur Klimaverbesserung angeregt. Auch aus Gründen des Landschaftschutzes wird empfohlen, die Berge um das Stille-Musel-Tal zu bewalden; Bebauung kann dann — der Sicht entzogen — an den Hängen der Stichtäler, wie dem gegen Aasen, zugelassen werden.

Eine Verdichtungsachse Donautal darf nicht entstehen. Der Erhalt der Riedbaar und der Donauversinkung (NSG) als naturnahe offene Räume haben absolut Vorrang. Weitere Zerschneidungen durch Verkehrslinien müssen unterbleiben, weil sonst die Funktion als ökologischer Regenerationsraum nicht mehr gewährleistet ist. Die geplante Autobahnspange Freiburg-Sunthausen bedroht u. a. die bauliche und funktionale Entwicklung der Ortsteile Grüningen, Aufen und Wolterdingen.

4. Rottweil

Die Stadt hat durch ihre Lage inmitten eines relativ fruchtbaren landwirtschaftlichen Gebietes, auf der Grenze zwischen Baar und Neckargäuplatten und am Weg von Stuttgart zum Bodensee mittlere zentrale Bedeutung. Die Vereinigung und Aufwertung von Villingen-Schwenningen verursachen für Rottweil einen spürbaren Bedeutungsverlust. Das reizvolle Stadtbild und eine Verbesserung der Erschließung nahegelegener Wander-

gebiete (z. B. Eschach- u. Neckartal) könnte zu einer Steigerung des Fremdenverkehrs genutzt werden.

5. *Bad Dürrhein*

Mit der Ausweisung von Industrie-, Gewerbe- und Wohngebieten nimmt sich die Gemeinde die Gunst, an der Freizeit- und Erholungsfläche zwischen Villingen und Schwenningen teilzuhaben. Es wird deshalb empfohlen, diese Flächenwidmungen zurückzunehmen und die Entwicklung des Ortes auf den Ausbau des bereits gut entwickelten Kur- und Badewesens zu konzentrieren. Auf einen Ausbau von Spazierwegen, auch nach Süden (Donauschingen, Aasen), sollte geachtet werden. Erhebliche Erweiterungen des Erholungsangebotes ergeben sich im Kötachtal z. B. durch Anlage von Seen.

6. *Trossingen*

Die beste Möglichkeit, Trossingen an eine Verdichtungsachse anzuschließen, wäre über Aixheim gegeben. Ein Gewerbegebiet zwischen den beiden Orten wurde geplant und wird später gut durch einen nördlichen Autobahnzubringer erschlossen. Leider wird diese Straße ein nordwestlich von Trossingen gelegenes landwirtschaftliches Gebiet so unglücklich durchschneiden, daß das Bewirtschaften der beiden Teile unrentabel werden wird. In der Entwicklung als zentraler Ort konkurriert Trossingen mit Spaichingen. Des Standortes wegen sollte jedoch Trossingens Zentralität gestärkt werden.

7. *Tuttlingen*

Die Entwicklung Tuttlingens berührt die Baar nur am Rande. Die Stadt besitzt mittlere zentrale Bedeutung innerhalb der Verdichtungsachse Aldingen/Aixheim — Möhringen und versorgt Teile der Baaralb und des Heubergs, beides strukturschwache Räume. Eine Sanierung wird notwendig; dabei ist zu prüfen, ob bei dieser Gelegenheit Reserven für den Dienstleistungssektor erschlossen werden können.

Tuttlingen ist Verkehrsknotenpunkt von Bahn und Straße. Durch einen Ausbau der Kinzigalstraße (B 33) und ihre Verlängerung nach Osten als vierspurige Bundesstraße Villingen-Schwenningen — Ulm wird die Verkehrssituation verbessert.

Die bauliche Entwicklung sollte auf das Prim-Faulenbachtal und das westlich gelegene Donautal beschränkt werden. Im Prim-Faulenbachtal jedoch muß das Dürbheimer Ried mit seiner näheren Umgebung der kon-

zipierten Schutzvorstellung gemäß von Bebauung freigehalten werden. Baaralb, Albrauf und vor allem das östlich gelegene Donaualt müssen unbebaut bleiben.

Nachbemerkung der Schriftleitung:

Diese Arbeit war bereits abgeschlossen, als der Landschaftsrahmenplan Schwarzwald-Baar-Heuberg des Instituts für Umweltforschung e. V. im September 1972 erschien. Da die vorliegende Arbeit methodisch einen ganz anderen Weg geht als der Landschaftsrahmenplan, erscheint uns besonders bemerkenswert, daß die Aussagen zur Zielsetzung in allen wesentlichen Punkten übereinstimmen. Beachtenswert erscheint uns vor allem der Versuch des Verfassers, Planungsaussagen aus einer halbquantitativen Bewertung der Standortgunst für verschiedene Nutzungsarten abzuleiten. Diesen Weg halten wir einer Diskussion wert.

G. Rt.

Anmerkungen

- 1 Akademie für Raumforschung und Landesplanung Hannover: Handwörterbuch der Raumforschung und Raumordnung, zweite Auflage, Gebr. Jänecke Verlag Hannover, 1970, Band I, S. 1224 ff
- 2 H. AICHELE: Stau- und Leewirkung in der Baar, Kleinklimatische Niederschlagsstudien, Jahresbericht und Mtt. d. Bad. Landeswetterdienstes 1951/52, S. 33 ff
 A. BENZING: Beiträge zur Gewässerkunde (I-III) aus Schriften des Vereins für Geschichte- und Naturgeschichte der Baar, H. 27 - 1963, H. 28 - 1970, H. 29 - 1972, Donaueschingen
 H. SCHIRMER: Mittlere Jahressummen des Niederschlags für das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland 1 : 200.000, Dt. Wetterdienst 1955
 H. SCHIRMER: Mittlere Niederschlagssummen (mm) für die BRD, Jahr und hydrologisches Halbjahr, Offenbach 1960, (1 : 1 Mio)
 H. SCHIRMER: Mittlere Niederschlagssummen/Jahr, Periode 1931-1960, Karte in: Dt. Planungsatlas Bd. Baden-Württemberg, 1967
 H. SCHIRMER: Langjährige Monats- und Jahresmittel der Lufttemperatur und des Niederschlags in der Bundesrepublik Deutschland für die Periode 1931-1960, Ber. d. Dt. Wetterdienstes Nr. 115 (Bd. 15), Offenbach a. M. 1969
 H. SCHIRMER: Verhältnis von Sommer- zu Winterniederschlag (%) aus Mittelwerten der Hydrologischen Halbjahre, Offenbach, 1964
- 3 H. AICHELE: s. o. unter Punkt 2
 H. AICHELE: Kleinklimatische Froststudien in der Baar, Archiv der wissenschaftlichen Gesellschaft für Land- und Forstwissenschaft Nr. 2, 1959, Freiburg im Brg.

H. ELLENBERG: Wuchsklimakarte Baden-Württembergs 1 : 200.000

C. NEUWIRTH: Das Bioklima des Raumes Villingen-Schwenningen, Deutscher Wetterdienst, Medizinmeteorologische Forschungsstelle Freiburg, Gutachten 25. Dezember 1970

J. PLAETSCHKE: Taupunkt und Vorhersage der Temperaturminima nach Strahlungsnächten - Extremer Fall einer hochgelegenen Mulde, Mitteilungen des Deutschen Wetterdienstes - Bad Kissingen Nr. 5, Oktober 1953

G. REICHEL: Über Spätfrostschäden im Grünland in Abhängigkeit vom Relief am Beispiel der Baar, Wetter und Leben, Jhrg. 6, H. 1-2, Wien 1954

W. PAUL: Geologie. In „Die Baar, Wanderungen durch Landschaft und Kultur“, Villingen 1972. Dort weitere Literatur.

- 4 A. BENZING: Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 186 Konstanz - Geographische Landesaufnahme 1 : 200.000, Bad Godesberg 1964

FR. HUTTENLOCHER: Die naturräumlichen Einheiten auf Blatt 178 Sigmaringen, Geographische Landesaufnahme 1 : 200.000, Bad Godesberg 1959

S. MÜLLER: Schwenningen und seine nächste Umgebung im Überblick - eine neue kurze Heimatkunde - IV. Teil: Die Böden der Baar im Spiegel der forstlichen Standortkartierung. „Das Heimatblättle“ Jhrg. 12, M. 3, Schwenningen a. N. 1962

Vgl. G. REICHEL: Die natürlichen Landschaften um Villingen und der anthropogene Wandel ihrer Bedingungen, Veröff. Alemann. Institut Freiburg Nr. 32, Bühl 1972

W. SCHMITT-KESSEN: Die Nutzung des Schellenberges als Kurgebiet, Gutachten Freiburg/Brsg., 1. Juli 1969

- 5 s. Nr. 4

K. KWASNITSCHKA: Die Waldböden auf Buntsandstein im Baarschwarzwald. Schr. Ver. f. Gesch. u. Naturgesch. Baar, 28, Donaueschingen 1970

- 6 A. BENZING: Der landschaftliche Rahmen der Baar-Moore. In: „Das Schwenninger Moos“ - Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Bd. 5, Ludwigsburg 1968

W. KRAUSE: Lebende Zeugen nacheiszeitlicher Waldgeschichte in der Baar; Schr. d. Ver. f. Gesch. u. Naturgesch. d. Baar, 28, Donaueschingen 1970

FR. OBIDITSCH: Die ländliche Kulturlandschaft der Baar, Tübinger geographische Studien, hrsg. für das Geographische Institut der Universität Tübingen von Friedrich Huttenlocher, Hans Schwalm und Hermann v. Wissmann, Tübingen 1961.

G. REICHEL: Karte der potentiellen natürlichen Vegetation des Raumes Villingen-Schwenningen/Donaueschingen, 1969 (Mskr. 1 : 25 000)

G. REICHEL: Über die Vegetationsentwicklung der Baar während der Vor- und Frühgeschichte, Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, H. 27, 1968

G. REICHEL: Die Landschaft der Baar im Spiegel alter Karten, Schriften des Vereins für Geschichte- und Naturgeschichte der Baar, H. 28, 1970, Donaueschingen.

G. REICHEL: Die natürlichen Landschaften um Villingen und der anthropogene Wandel ihrer Bedingungen. In: Veröff. d. Alemann. Instit. Freiburg, Nr. 32, S. 9-25, Bühl 1972

G. REICHEL: Die Vegetation. In: Die Baar, Wanderungen durch Landschaft und Kultur, Villingen 1972. Dort weitere Literatur.

Die Kohlenmonoxid-Konzentration in den Straßen von Donaueschingen in Abhängigkeit von verschiedenen Faktoren

von Martin Schmäh

mit 8 Abbildungen

Die dieser Darstellung zugrundeliegende Arbeit wurde für den Wettbewerb „Schüler experimentieren“ angefertigt. Beim Regionalwettbewerb in Friedrichshafen qualifizierte sich der 15-jährige Schüler für den Landeswettbewerb „Jugend forscht“ und errang dabei mit seiner Arbeit den 3. Preis der Sparte Chemie.

1. Einführung

Donaueschingen ist eine Kleinstadt mit etwa 11 600 Einwohnern. Der Binnenverkehr dieser Stadt, das sind die Kraftfahrzeuge, welche sich nur innerhalb der Stadt bewegen, dürfte demnach nicht sehr stark und die durch sie verursachte Luftverschmutzung müßte entsprechend gering sein. Donaueschingen ist aber ein Verkehrsknotenpunkt, und der Durchgangsverkehr bestimmt auch das Straßenbild. Nach Unterlagen des Straßenbauamtes Donaueschingen fahren auf den drei Bundesstraßen (B 27, B 33 und B 31) rund 25 000 Kraftfahrzeuge täglich nach Donaueschingen ein. Diese Zahl, und zusätzlich die nur in der Stadt verkehrenden PKW, sind für eine starke Luftverschmutzung verantwortlich.

Daß das in der Straßenluft gemessene Kohlenmonoxid fast nur von den Kraftfahrzeugen in Donaueschingen emittiert wird, ergaben Messungen am 25. 11. 1973, an einem Sonntag mit Fahrverbot. An diesem Tag wurde bei 10 Einzelmessungen ausnahmslos keine CO-Immission festgestellt, obwohl in dieser kalten Jahreszeit die Heizanlagen in Betrieb waren.

Soviel mir bekannt ist, wurde noch nie eine CO-Messung in einer Stadt vergleichbarer Größe durchgeführt. Deshalb kann ich meine eigenen Werte nur mit denen von Großstädten wie Frankfurt/M., Berlin, Hamburg, Köln, Los Angeles, Chicago und San Francisco vergleichen. GEORGII² hat den CO-Mittelwert im Stadtzentrum von Frankfurt mit 15ppm ermittelt. Darin sind aber auch kurzzeitige Meßwerte von 100 ppm CO eingerechnet. In den aufgeführten Großstädten liegen die CO-Werte zum Teil etwas niedriger. So liegt das maximale Stundenmittel im mittleren Tagesgang von Hamburg bei 5 - 10 ppm CO⁵. In den amerikanischen Großstädten, wo CO-Messungen schon seit 15 Jahren durchgeführt werden, liegen die CO-Mittel eines Tages zwischen 8 und 28 ppm⁴.

2. Meßmethode

Als Meßstellen wurden 4 Hauptverkehrspunkte in Donaueschingen gewählt: Rathausplatz, Karlstraße, Stadtkirche und Kreuzung Josephstraße/Bahnhofstraße (Abb. 1). Nur am letzten Meßort ist die Bebauung aufgelockert, während die anderen Meßorte eine geschlossene, etwa 10-15 m hohe Häuserfront aufweisen.

Die CO-Werte wurden mit dem Gasspürgerät „Multi Gas Detector, Modell 21/31“ der Firma DRÄGER, Lübeck, ermittelt. Diese Gasspürpumpe ist eine von Hand zu betätigende Balgpumpe. Die eigentliche Kohlenmonoxidmessung führt man mit dem sogenannten „Prüfröhrchen“, welches auf die Pumpe aufgesetzt wird, durch. In diesem Fall wurde das Röhrchen „Nr. 5/c Kohlenmonoxid“ der Firma DRÄGER verwendet. Der Meßbereich bei 10 Pumphyben reicht von 5 - 150 ppm CO. Man kann jedoch den Meßbereich erweitern, wenn der CO-Wert unter der 5ppm-Marke liegt, indem man die Hubzahl bis auf 200 Hübe vergrößert. Der dann angezeigte CO-Wert muß durch 20 geteilt werden. Die Richtigkeit dieser Messung wurde von der Firma DRÄGER auf Anfrage bestätigt.

In einem Zeitraum von ca. 60 Minuten wurden in einer Meßreihe von 3 bis 7 Einzelmessungen in verschiedenen Höhen am Meßort die CO-Werte bestimmt. Die Dauer einer Einzelmessung betrug 5 Minuten. Aus diesen Einzelwerten wurde jeweils der Mittelwert errechnet. Zufällige sehr hohe oder niedrige Werte fallen so kaum ins Gewicht. Zwischen Mai und September 1973 wurden an jedem Meßort viele Messungen durchgeführt.

Wegen der möglichen Einwirkung des Windes auf die CO-Konzentrationen wurde bei jeder Messung die Windgeschwindigkeit mittels eines selbst gebauten geeichten Windschreibers ermittelt. Der Meßbereich reicht von 0 m/s bis 3,5 m/s. Höhere Windgeschwindigkeiten als 3,5 m/s wurden im Stadtgebiet Donaueschingens während der Messungen nie erreicht. Meistens lagen die höchsten Werte um 2,5 m/s. Die Windgeschwindigkeit wurde in einer Höhe von 50 cm über der Fahrbahn gemessen. Die Luftzirkulation am Meßort, besonders in einer Häuserschlucht, wurde mit einem ca. 2 m langen Wollfaden sichtbar gemacht.

Das Verkehrsaufkommen wurde von Helfern jeweils während einer Meßreihe gezählt. Hierbei wurden Lastwagen und Personenwagen getrennt berücksichtigt.

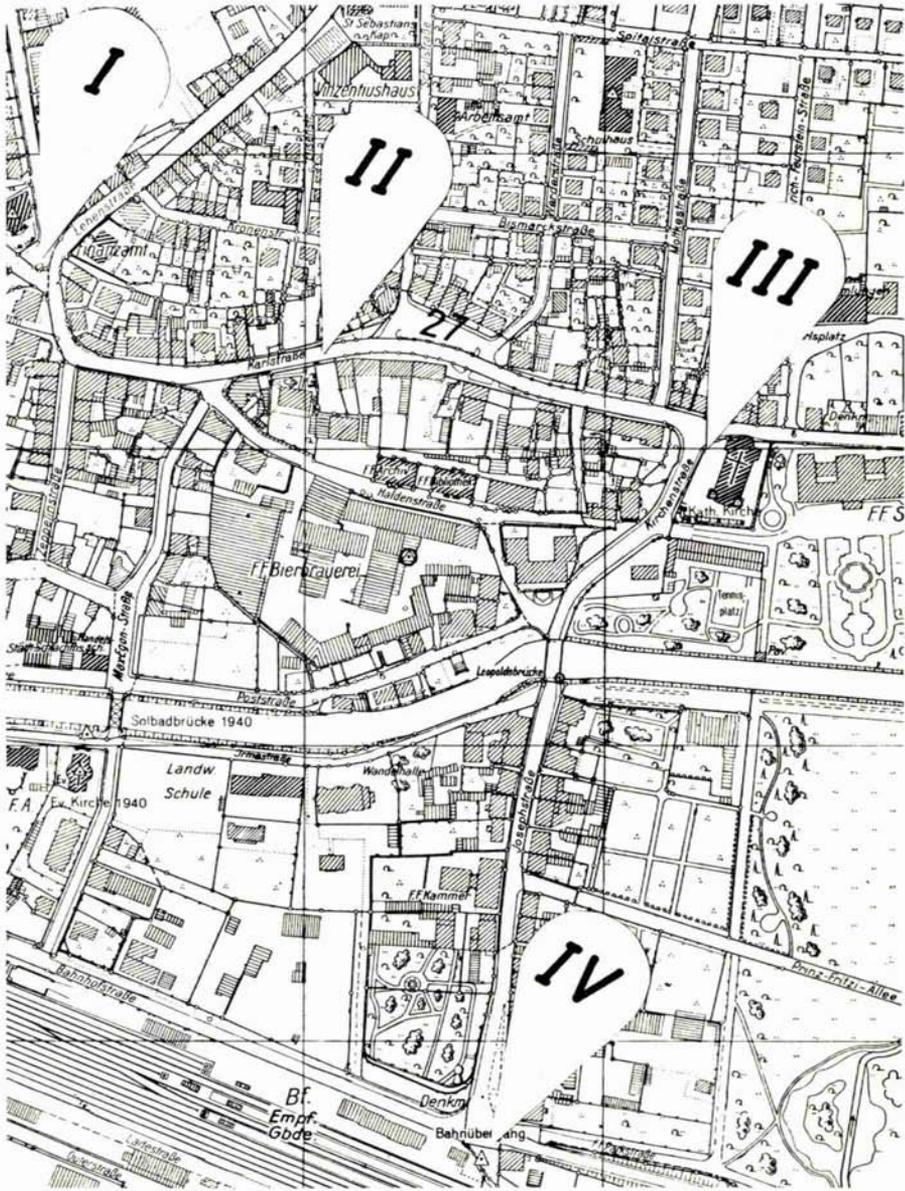


Abb. 1: Lage der Meßorte im Stadtgebiet von Donaueschingen

3. Meßergebnisse

Ein Vergleich der Meßprotokolle von den einzelnen Meßorten ergab, daß die CO-Immission am Meßort „Kreuzung Stadtkirche“ recht hohe Einzelwerte erreicht. Hier lagen die höchsten Konzentrationen bei 35 ppm. Auch der Durchschnittswert lag hier mit 12,3 ppm CO wesentlich höher als an den anderen Meßorten, wo sich Mittelwerte zwischen 4 und 6,3 ppm ergaben (vgl. Abb. 2).

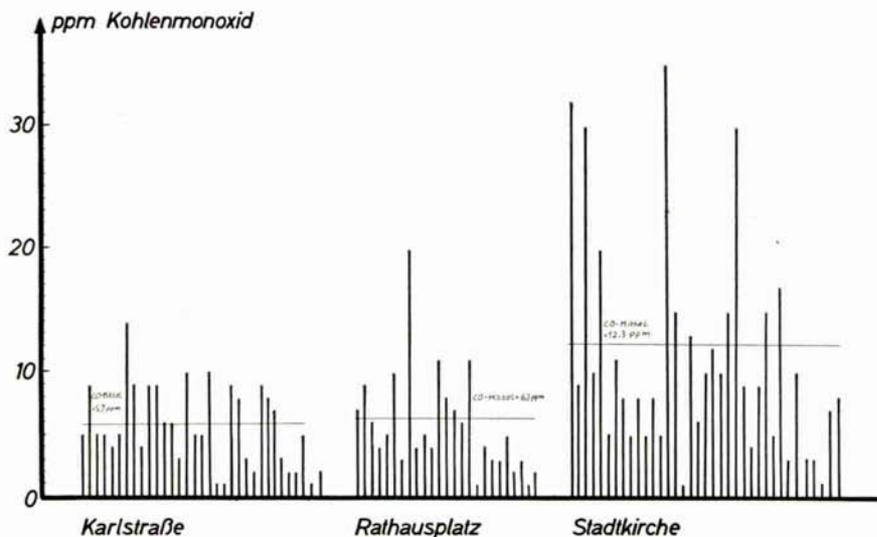


Abb. 2:

Die Kohlenmonoxid-Konzentration an den einzelnen Meßorten I, II und III (vgl. Abb. 1). An Meßort IV wurden nur relativ wenige Messungen durchgeführt; die Werte lagen durchweg niedriger als bei I, II und III.

Die maximale Arbeitsplatzkonzentration (MAK-Wert) für CO ist in der Bundesrepublik auf 50 ppm festgelegt. Dieser Wert wurde nie erreicht. Die neue, von der Bundesregierung am 12. 7. 1974 verabschiedete und vom Bundesrat angenommene „TA Luft“ läßt eine Kurzzeiteinwirkung von 30 mg/m³ CO und eine Langzeiteinwirkung von 10 mg/m³ zu. Diese Werte wurden in Donaueschingen teilweise und zeitweise ebenso überschritten wie jene, welche die Arbeitsgruppe „Wirkung von CO auf den Menschen“ der VDI-Kommission vorgeschlagen hat.

Nach ⁸ wurden demnach vorgeschlagen: Mittelwert über 24 h = 8 ppm CO
Mittelwert über 8 h = 16 ppm CO
Mittelwert über 1 h = 80 ppm CO

Es sei zum Vergleich darauf hingewiesen, daß an der Stadtkirche die CO-Konzentration oft den MAK-Wert des Staates Kalifornien überschreitet. Die in der UdSSR zulässige maximale Immissionskonzentration für CO von 3 ppm wird fast von jedem gemessenen Wert überschritten.

Die CO-Einzelwerte streuen an der Stadtkirche, wie auch an anderen Meßorten, untereinander stark. Dies läßt den Schluß zu, daß der CO-Wert von verschiedenen Einflüssen abhängig ist. Folgende Faktoren wurden untersucht:

1. Verkehrsdichte und Verkehrsfluß
2. Windgeschwindigkeit und Luftzirkulation
3. Luftfeuchtigkeit, Lufttemperatur und Luftdruck

Außerdem hat die Bebauung an den Meßorten einen Einfluß. So können Luv- und Lee-Verhältnisse bei einer Straße auftreten. Die Gebäudehöhe bestimmt zudem noch die Luftturbulenz in einer Straße. Deshalb treten wahrscheinlich an der Stadtkirche die CO-Höchstwerte auf, da dort eine hohe und dichte Bebauung gegeben ist. Arkaden, wie man sie in der Karlstraße findet, sind keineswegs CO-Fänger. Nach meinen Messungen sind die CO-Werte unter den Arkaden eher niedriger als die Werte genau vor den Arkaden.

3.1 Einfluß der Meßhöhe auf die Meßergebnisse

Da CO etwas leichter als Luft ist, war zu erwarten, daß sich die angebotenen Werte mit der Höhe verändern. Die Ergebnisse zeigt Abb. 3. Daraus geht hervor, daß sich entgegen der Erwartung im wesentlichen eine Abnahme der CO-Mittelwerte mit zunehmender Meßhöhe ergibt. Besonders gut stimmen die Kurven für die Messungen bei der Stadtkirche und auf dem Rathausplatz überein.

3.2 Die CO-Konzentration in Abhängigkeit von der Verkehrsdichte

In Abb. 4 sind das PKW- und das LKW-Aufkommen einer Stunde als Kfz.-Gesamtzahl zu den CO-Einzelwerten aller Meßreihen aus den verschiedenen Meßhöhen eingetragen. Die Kurve bildet die Verbindung der CO-Mittelwerte innerhalb der 3 Gruppen der Verkehrsdichte. Diese Kurve verläuft sehr flach. Erst bei 1600 Kfz/h steigt das CO-Mittel nennenswert an.

Innerhalb der angetroffenen Größenordnungen der Verkehrsdichte nimmt demnach zwar der Mittelwert der CO-Konzentration mit zunehmender Fahrzeugzahl zu; aber es treten in allen Gruppen auffallend hohe Einzelwerte auf, die auf die Mitwirkung weiterer Faktoren schließen lassen. Es lag nahe, den Verkehrsfluß, die durchschnittliche Fahrgeschwindigkeit, auf seine Beziehung zu den CO-Konzentrationen zu prüfen.

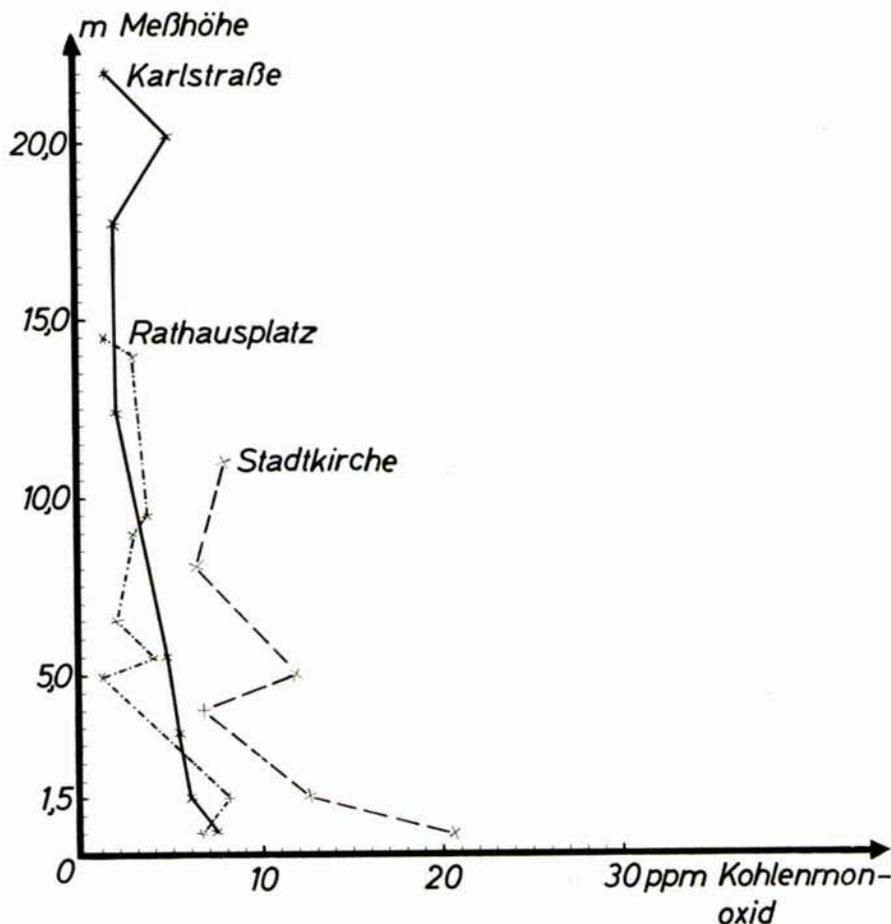


Abb. 3: Einfluß der Höhe des Meßortes auf die Kohlenmonoxid-Konzentration

3.3 Die CO-Konzentration in Abhängigkeit vom Verkehrsfluß

Den Verkehrsfluß beurteilte ich nach folgender Einteilung:

I. Flüssiger Verkehr

bei 40 — 100 Kfz/5 Min.

bei 101 — 250 Kfz/5 Min.

bei 251 — 320 Kfz/5 Min.

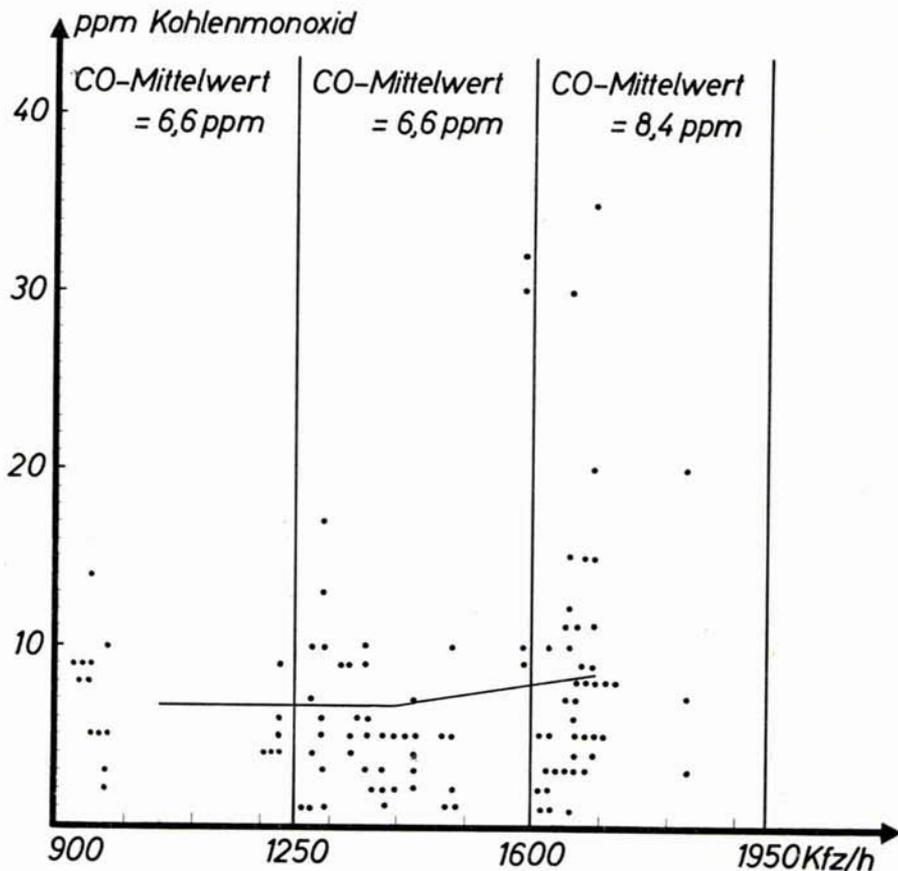


Abb. 4:

Die Kohlenmonoxid-Immission aller Meßorte in Abhängigkeit von der Verkehrsdichte

II. Stockender Verkehr

bei 40 — 100 Kfz/5 Min.

bei 101 — 250 Kfz/5 Min.

bei 251 — 320 Kfz/5 Min.

In Abbildung 5 sind die Einzelwerte nach diesem Schema eingruppiert. Die CO-Werte liegen bei flüssigem Verkehr bei 40 bis 100 Kfz/5 Min. am niedrigsten. Auch sonst liegen bei flüssigem Verkehr die CO-Werte niedriger als bei stockendem Verkehr.

Den CO-Mittelwert einer Meßreihe bestimmt offenbar das Kraftfahrzeugaufkommen während dieser Zeit. Für die extremen Einzelwerte ist jedoch der Verkehrsfluß während einer Einzelmessung verantwortlich. Diese Zeit beträgt etwa 5 Minuten.

Eine Erklärung für den Zusammenhang zwischen dem Verkehrsfluß und der CO-Immission findet sich bei MAY⁹. Bei geringer Geschwindigkeit wird zwar vom PKW am wenigsten Abgas emittiert, der CO-Wert liegt aber im Verhältnis zum abgegebenen Abgas am höchsten. Mit steigender Geschwindigkeit nimmt das Abgasvolumen zu, der CO-Wert aber darin ab.

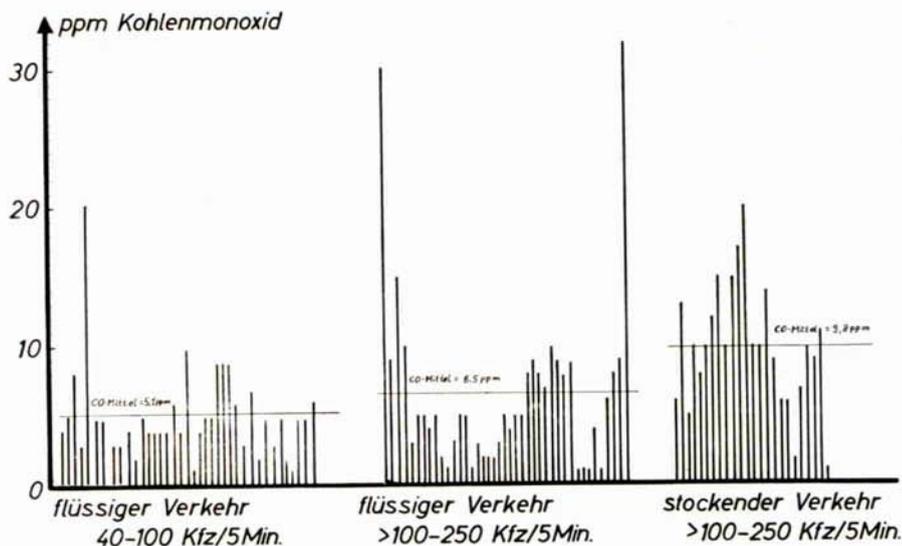


Abb. 5: Abhängigkeit der Kohlenmonoxid-Werte vom Verkehrsfluß

3.4 Die CO-Konzentration in Abhängigkeit vom Wind

In Abbildung 6 ist die Windgeschwindigkeit zur CO-Konzentration in 1,5 m Meßhöhe abgetragen. Konzentrationen von größeren Meßhöhen wurden nicht gewählt, da dort keine Windmessungen vorgenommen wurden. Der Verlauf der Kurve, die die Mittel der CO-Einzelwerte verbindet, weist keine direkte Abhängigkeit zur Windgeschwindigkeit auf. Jedoch kamen CO-Werte über 10 ppm bei der Windgeschwindigkeit von 1,5 - 2 m/s nur

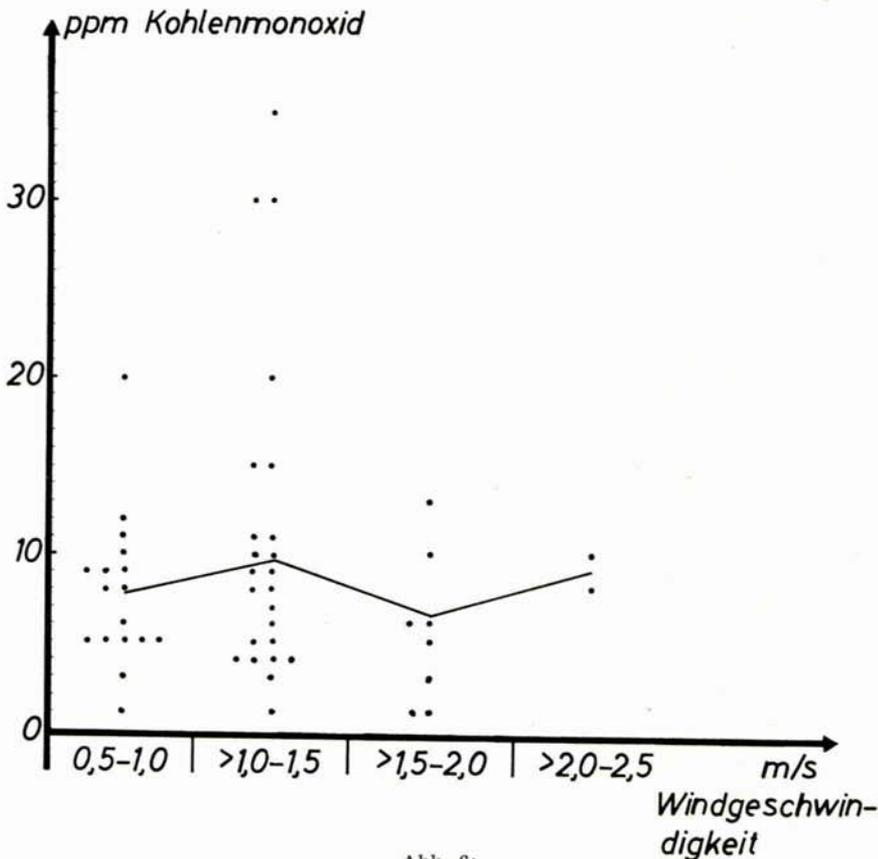


Abb. 6:

Kohlenmonoxid-Konzentration in 1,5 m Höhe in Abhängigkeit zur Windgeschwindigkeit

einmal und bei 2,0 - 2,5 m/s nicht vor. Die hohen CO-Werte ergeben sich nur bei den darunter liegenden Windgeschwindigkeiten. Das heißt auch, daß die Windgeschwindigkeit im Bereich bis 2,5 m/s keine so wesentliche Rolle wie der Verkehr spielt.

Das Schema der Luftzirkulation in einer Straßenschlucht, Abb. 7, zeigt

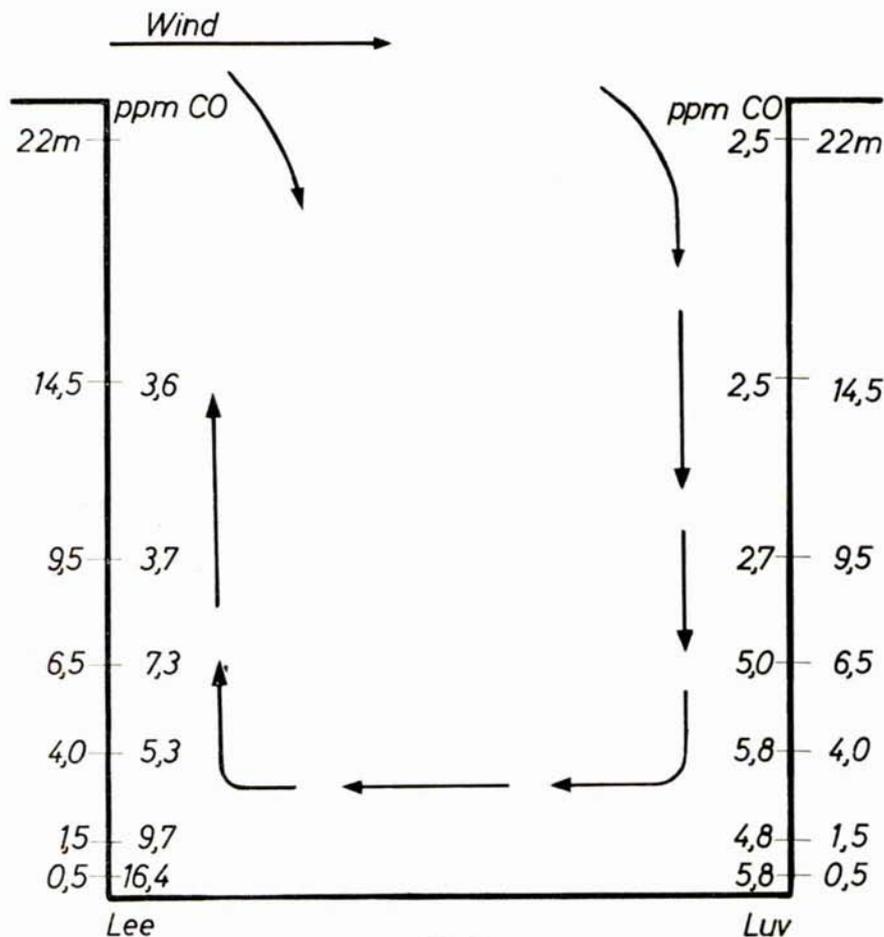


Abb. 7:

Schematische Übersicht der Luftzirkulation in einer beiderseits bebauten Straße

die Abhängigkeit der CO-Konzentration von Luv und Lee. Die Pfeile geben die mit dem Windfaden nachgewiesene Luftzirkulation wieder. Die angegebene CO-Immission ist das Mittel aller Meßorte, auf gleiche Meßhöhe und Windseite bezogen. Es zeigt sich, daß in Lee meistens die CO-Höchstwerte zu erwarten sind. In Luv liegen die Werte niedriger.

3.5 Weitere Faktoren zur möglichen Beeinflussung des CO-Wertes

Neben der Windgeschwindigkeit wurde auch die Außentemperatur, der Luftdruck und die Luftfeuchtigkeit jeder Meßreihe gemessen. Es ist aber keine Abhängigkeit von dem CO-Mittelwert zu diesen Werten festzustellen.

4. Schlußbetrachtung

Die in dieser Arbeit untersuchten Zusammenhänge sind sehr schwierig zu erfassen. Man kann bei einer Meßreihe einen bestimmten Einfluß nie für sich allein betrachten, da alle Faktoren gleichzeitig zusammenwirken und sich andauernd verändern.

Die in der relativ kurzen Meßzeit ermittelten CO-Werte haben in Donaueschingen den gesetzlichen MAK-Wert der BRD (50 ppm) zwar nie erreicht, dennoch sind die Werte beachtlich und überschreiten zeitweise und teilweise die neuen Grenzwerte der „Technischen Anleitung zur Reinhaltung der Luft“ vom Jahr 1974 sowie die in manchen anderen Ländern geltenden Maximalwerte. Durch eine zusätzliche Straßenverkehrsbelastung oder durch die geplante Flugplatzenerweiterung könnten zweifellos diese Werte in gefährliche Bereiche ansteigen. Das möge Abbildung 8 verdeutlichen. Eine Verringerung des CO-Gehalts kann man, wie sich zeigt, durch einen schnelleren Verkehrsfluß erreichen. Dies wäre z. B. mit Einbahnstraßen zu verwirklichen. Auch eine Umgehungsstraße würde die Abgasemission im Stadtgebiet mit Sicherheit wesentlich heruntersetzen. Fraglich ist jedoch, wie hoch dann die CO-Immission im Gebiet der Baarmulde längs der Umgehungsstraße wäre.

Eine Untersuchung an anderen Punkten der Baar wäre interessant, da nach allen Anzeichen die Muldenlage unseres Gebietes eine besonders starke Abgasansammlung zur Folge hat. Obwohl Kohlenmonoxid etwas leichter ist als Luft, würde es nicht aus der Mulde aufsteigen, sondern sich innerhalb des unteren Inversionsbereichs einschichten. Bekanntlich wirkt Kohlenmonoxid wesentlich bei der Entstehung von Smog mit. Ergänzende Untersu-

chungen dieser Art wären von wesentlicher Bedeutung auch zur weiteren Kenntnis des Bioklimas der Baar.

Herrn Prof. Dr. G. Reichelt, Donaueschingen, danke ich für die guten Ratschläge bei der Auswertung meiner Meßergebnisse. Bei der Anfertigung dieser Arbeit betreute mich mein Chemie- und Biologielehrer, Herr Realschulkonrektor Rolf Laschinger. Auch ihm möchte ich dafür danken.

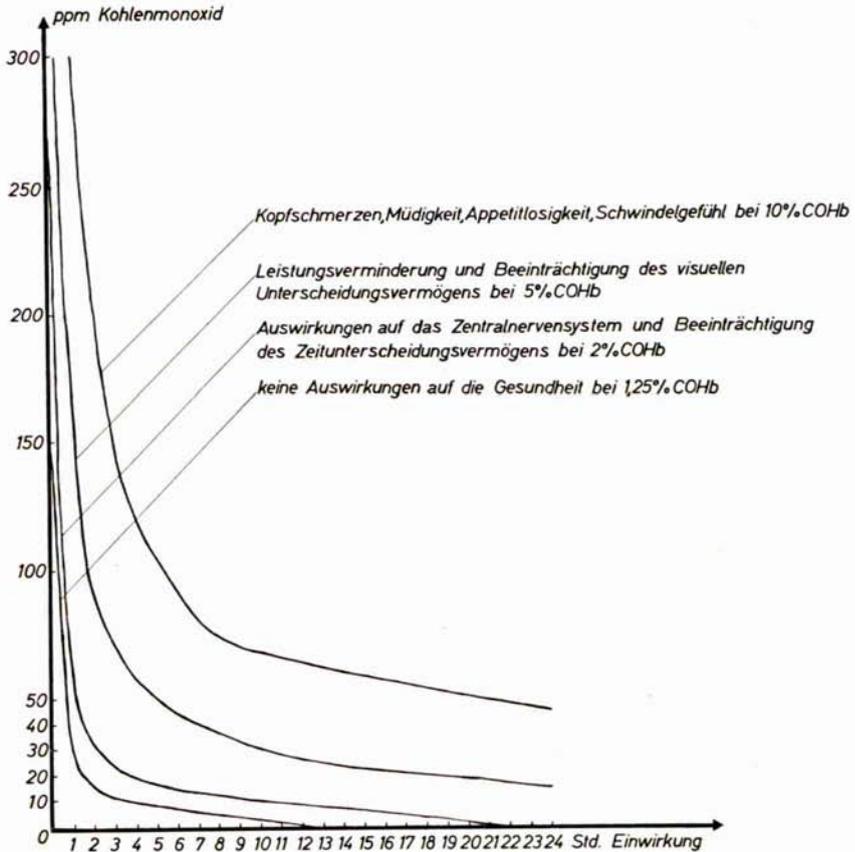


Abb. 8:

Carboxyhämoglobin-Konzentration des Blutes und gesundheitliche Schädigungen des Menschen in Abhängigkeit vom CO-Gehalt der Luft

Schrifttum

- 1 Luftuntersuchungen im Bereich der Maximalen Arbeitsplatzkonzentration mit Dräger-Röhrchen
Konzentrationsbestimmung mit Dräger-Röhrchen
(Prüfröhrchen-Taschenbuch der Firma Dräger)
- 2 GEORGII, H.-W.; BUSCH, E.; WEBER, E.: Untersuchungen über die zeitliche und räumliche Verteilung der Immissionskonzentration des Kohlenmonoxid in Frankfurt am Main. Ber. Inst. f. Met. u. Geophysik. Univ. Frankfurt, 11, 1967.
GEORGII, H.-W.: Ermittlung der CO-Immissionskonzentrationen unter Berücksichtigung meteorologischer Einflußgrößen. Staub-Reinhaltung d. Luft 32, 2, S. 70-73, 1972.
- 3 LAHMANN, E. und GUMMLICH, H.: Luftverunreinigungen und Geräuschentwicklung durch den Kraftverkehr (1971).
- 4 Luftgüte-Kriterien für Kohlenmonoxid. U. S. Ministerium für Gesundheit, Erziehung und Wohlfahrt (1970).
- 5 GRÄFE, K. und PETERS, K. H.: CO-Registrierungen in ihrer Abhängigkeit vom Straßenverkehr und vom Wind. Zeitschrift „Städtehygiene“ 11, S. 129-134, 1964.
- 6 GUNDERMANN, K. O.: Zur Gefährdung des Kraftfahrers durch Kohlenmonoxid, Zeitschrift „Städtehygiene“ 11, S. 53 - 66, 1964.
- 7 PRIMAVESI, C. A.: Die Autoabgase und ihre Bedeutung für die menschliche Gesundheit. Zeitschrift „Präventivmedizin“ 9, S. 148-159, 1964.
- 8 SCHNEIDER, H. W.: Gefährliche Luft in unseren Straßen. Sonderdruck aus VDI-Nachrichten 48, 1971.
- 9 MAY, H.; DREYHAUPT, F. J.; PLAMANN, E.; MÜLLER, W.: Neuere Untersuchungen über die Emission von Kraftfahrzeugen im Ballungsgebiet Köln. Staub, Reinhaltung der Luft 32, 2, S. 66-70, 1972.

Beiträge zur Gewässerkunde der Baar (IV)

von Alfred G. Benzing

mit Abb. IV-1 bis IV-9

(Teil I in H. 27, 1968, mit Abb. I-1 bis I-8)

(Teil II in H. 28, 1970, mit Abb. II-1 bis II-7)

(Teil III in H. 29, 1972, mit Abb. III-1 bis III-5)

Mit dem vorliegenden IV. Teil wird das Gebiet der beigegebenen Karten erweitert. Dahinter steht nicht die Absicht, das Arbeitsgebiet „Baar“ noch weiter auszudehnen. Es hat sich aber gezeigt, daß bei der verwendeten Arbeitsmethode, die möglichst vom Datenmaterial der amtlichen Gewässerkundlichen Jahrbücher ausgehen will, weiter ausgegriffen werden muß. Das amtl. Stationsnetz wurde hauptsächlich nach wasserbaulich-technischen Gesichtspunkten aufgebaut, so daß die heutigen, auf hydrogeographisch-landschaftsökologische Gesichtspunkte erweiterten Interessen nicht überall befriedigt sind. Abb. 4 zeigt die großen Flächen auf der Ostbaar und den nordöstlichen und südöstlichen Randsäumen der Baar, für die das Stationsnetz recht weit ist. Diese Lücken wären durch zwei Maßnahmen leicht zu schließen: a) Veröffentlichung von Daten über die Primpegel Neufra und Gölldorf (vgl. Notiz über EDV-Datenerfassung im Gew. Jb. 1967 S. 155). b) Errichtung eines Pegels an der Köthach (z. Z. ist das meteorologische Stationsnetz durch eine Station in Öfingen/Bad Dürkheim-Öfingen erweitert; es sollte möglich sein, mindestens für den Zeitraum der Öfinger Messungen einen Köthach-Pegel zu unterhalten, um die seltene Chance auszunützen, wo man für ein Pegel-Einzugsgebiet so günstige Niederschlagsstationen hätte).

Überblick über das Gebiet

Eine ziemlich vollständige und genaue Übersicht über die oberirdischen Gewässer des Gebietes gibt Abb. 3, gezeichnet nach den leider in der Öffentlichkeit (auch in den Schulen!) noch viel zu wenig bekannten neuen amtlichen Karten 1 : 200 000 Bl. CC 7910, CC 7918, CC 8710, CC 8718. In diesen Blättern der CC-Serie sind die Gewässer sorgfältig nach den Topographischen Karten 1 : 50 000 bearbeitet. Der Nordosten des Arbeitsgebietes wird auch von

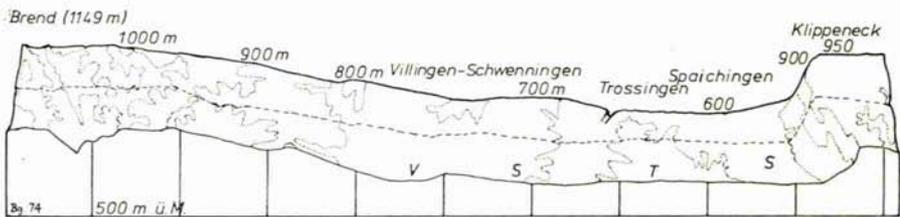
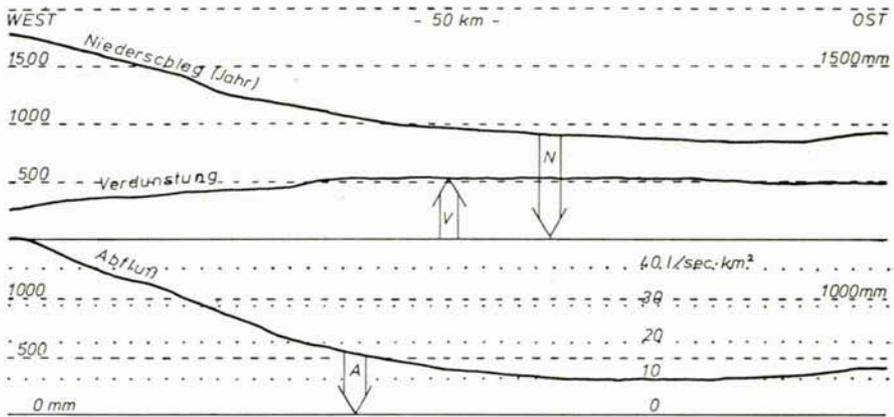
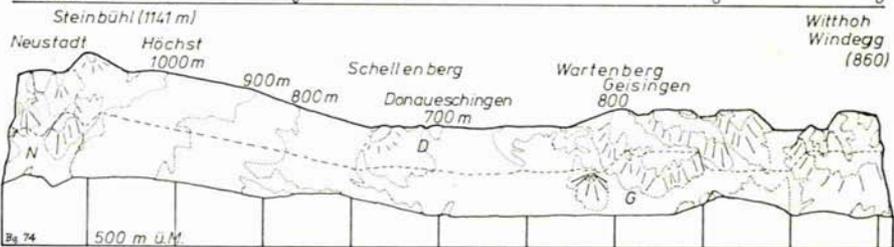
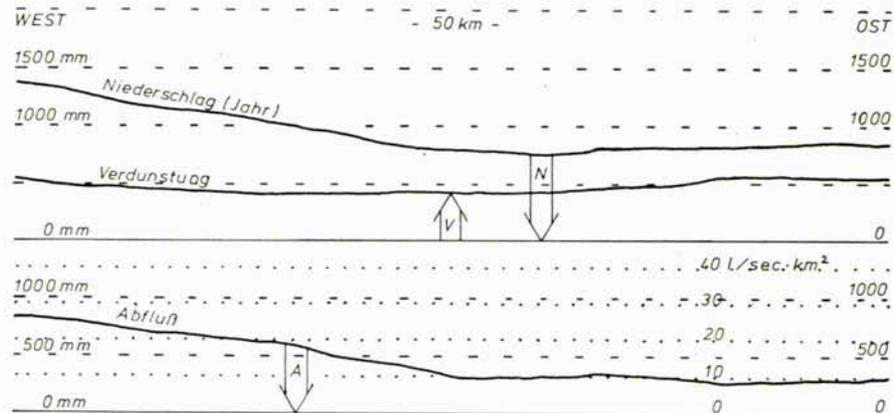


Abb. 1: Nördlicher West-Ost-Schnitt

Abb. 2: Südlicher West-Ost-Schnitt



einem Blatt des neuen Kartenwerks 1 : 100 000 (endgültige Ausg.) gedeckt, nämlich T. K. C 7918 Ebingen. Der Vergleich fiel allerdings betrüblich aus: Das Gewässernetz der Karte 1 : 100 000 ist weniger vollständig als das der Karte 1 : 200 000, während es nach den üblicherweise anerkannten Regeln in der Vollständigkeit zwischen der Karte 1 : 50 000 und der Karte 1 : 200 000 liegen müßte. Der Leser möge ferner Abb. 3 mit Abb. I-1 vergleichen (dort auch Kurzbeschreibung).

Die beiden West-Ost-Profile Abb. 1 und 2 zeigen zunächst die Lage der Baar-Hochmulde zwischen Schwarzwald und Alb. Auf den Blockbildstreifen ist jeweils ein Gebiet von 50 km Länge und 5 km Breite dargestellt; die Höhenunterschiede sind 10-fach übertrieben (Überhöhung 10x). Die Blockunterseiten liegen 500 m ü. M. Über den Blöcken sind die Kurven der Wasserhaushaltsgrößen gezeichnet, sie gelten für die gestrichelte Mittellinie.

Die Angaben über Niederschlag, Abfluß und Verdunstung sind für die 13-jährige Periode 1955 — 1967 aus den Daten der Meteorologischen und Gewässerkundlichen Jahrbücher berechnet. Selbstverständlich erheben sich Zweifel über die Genauigkeit der Ergebnisse. Keinesfalls gelten die erhaltenen Werte von Niederschlag, Abfluß, Verdunstung genau für den Punkt der Erdoberfläche, über dem sie abgelesen werden: Es sind auf jeden Fall Mittelwerte für ein Gebiet im Umkreis von 1 - 5 km.

Im südlichen Schnitt (Abb. 2) zeigt sich im Westen noch stark die Regenschattenwirkung des Feldberggebietes. Auffällig ist der verhältnismäßig schwache Einfluß des Albtraufes auf die Niederschläge. Man weiß zwar, daß sich auch recht sanfte Schwellen schon bemerkbar machen auf die Niederschläge, aber im Sinne der Gebietsmittel drückt sich das wenig aus (wenn z. B. ein Bergkegel wie der Hohenkarpfen an einigen Flanken mehr Niederschlag empfängt, erhalten die anderen weniger (vgl. GEIGER 1961)). In den Abflußdiagrammen ist punktiert noch eine zweite Skala eingetragen, nämlich für die Abflußspenden. Während die mm-Skala für allgemeine Haushaltsbetrachtungen dient ($A = N - V$ bzw. $V = N - A$), hilft die Angabe der Abflußspende mehr den praktischen Interessen: In der Baar-Hochmulde liefert 1 km² im Mittel 10-15 Liter je Sekunde. Soviel Wasser speist dann die Quellen und Gewässer. Die Verdunstung bleibt im Gebiet bei rund 500 mm im Jahr ziemlich einheitlich. Es handelt sich keineswegs um unnütz verlorenes Wasser, sondern um die Gebietsverdunstung (Evapotranspiration), in der das für das gesamte Pflanzenleben und damit auch für

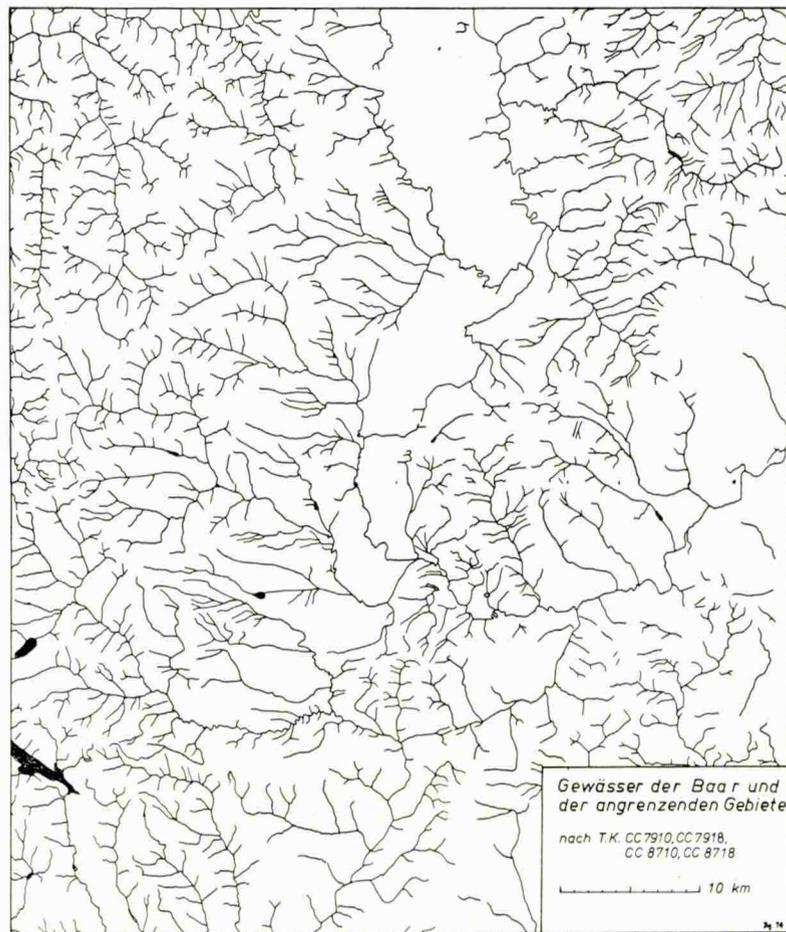


Abb. 3

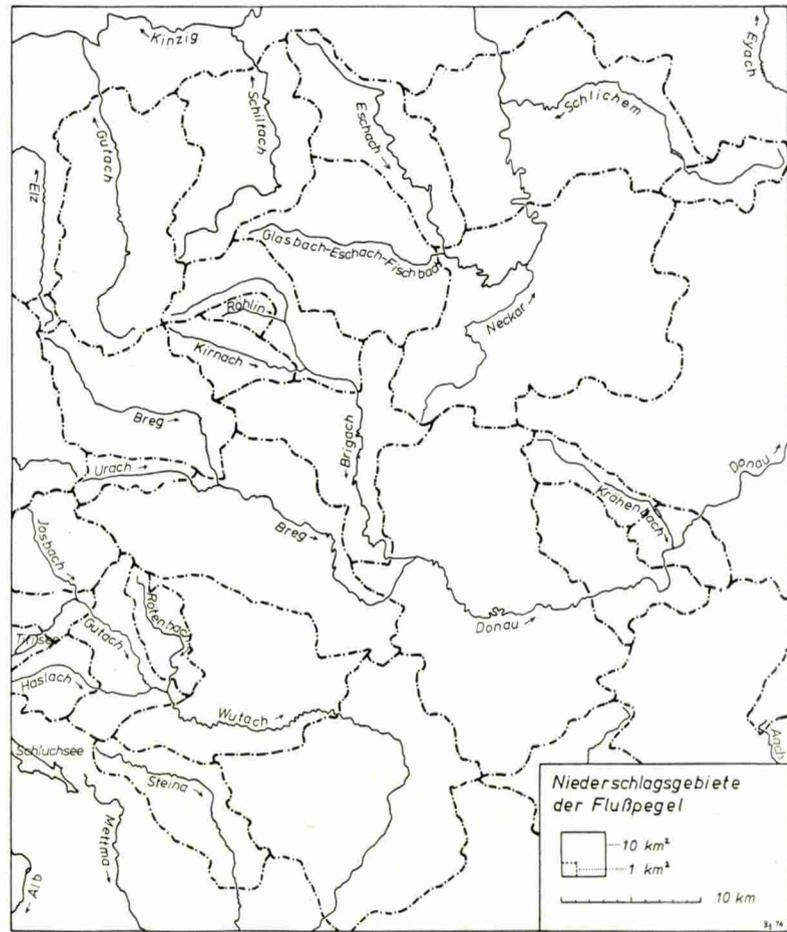


Abb. 4

die pflanzliche Stoffproduktion in Land- und Forstwirtschaft unentbehrliche Wasser enthalten ist (nur verhältnismäßig unbedeutende Mengen gehen in die produzierte Substanz selbst ein), wie auch die für unser Wohlbefinden unentbehrliche Luftfeuchte. In den folgenden Abschnitten wird nun gezeigt, wie die Wasser-Haushaltsgrößen für die Diagramme und die Karten ermittelt wurden.

Niederschlag

Weil in der Gewässerkunde üblicherweise in sog. Abflußjahren (hydrologischen Jahren) vom November des Vorjahres bis zum Oktober des zählenden Kalenderjahres gerechnet wird, wurden auch alle Niederschläge in 13 Jahren auf diese Periode bezogen (Nov. 1954 bis Okt. 1967). Die Stationen sind in Abb. 5 eingetragen. Kürzere Beobachtungszeiträume wurden nach 2 - 4 benachbarten Stationen auf die einheitliche 13-jährige Periode umgerechnet („reduziert“). Um das Netz zu verdichten, wurde auch die Station Wartenberg aus REINHOLD 1956 herangezogen, ferner Schweizer Daten aus dem „Atlas der Schweiz“ Bl. 12 (1967).

Für die Stationen Triberg, Villingen, Donaueschingen, Klippeneck, Aach sind die Niederschlagsmittel der neuen Normalperiode 1931 . . . 1960 veröffentlicht (SCHIRMER 1969). Unsere 13-jährige Periode der Abflußjahre 1955/67 erhielt demnach rund 4% höhere Niederschläge als die Normalperiode. Im trockensten Jahr 1959 fielen nur rund 85% unseres Periodenmittels, im regenreichen Jahr 1965 rund 40%, vgl. Tab. 1a.

Aus den in Tab. 2 zusammengestellten Werten wurde die Niederschlagskarte Abb. 6 konstruiert. Beim Vergleich mit der Niederschlagskarte der neuen Normalperiode nach SCHIRMER fällt auf, daß die Abweichungen größer als 4% zu sein scheinen. Einer der Gründe dafür ist, daß die Linienführung nicht so fein dem Relief angepaßt wurde wie von SCHIRMER (vgl. Abb. II-1 und I-4); das zeigt sich besonders über den naturräumlichen Einheiten „Gutachwald“ und „Oberer Schiltach- und Lauterbachwald“. Es ist schade, daß nicht weitere Niederschlagsstationen die Lücken im Stationsnetz füllen, z. B. in Hornberg, auf dem Fohrenbühl, in Trossingen und Hausen v. W. Die derzeit arbeitende Station Öfingen wird nicht nur der medizinischen Klimatologie zugute kommen, für deren Zwecke sie eingerichtet wurde, sondern auch der weiteren Erkundung des Wasserhaushalts der Baar.

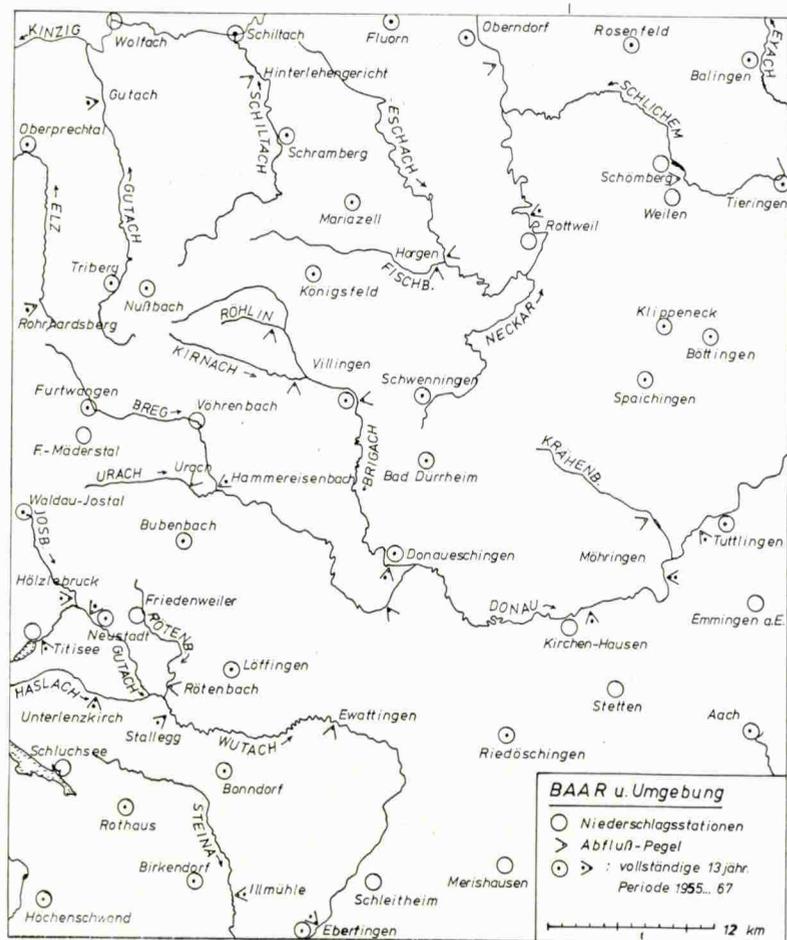


Abb. 5

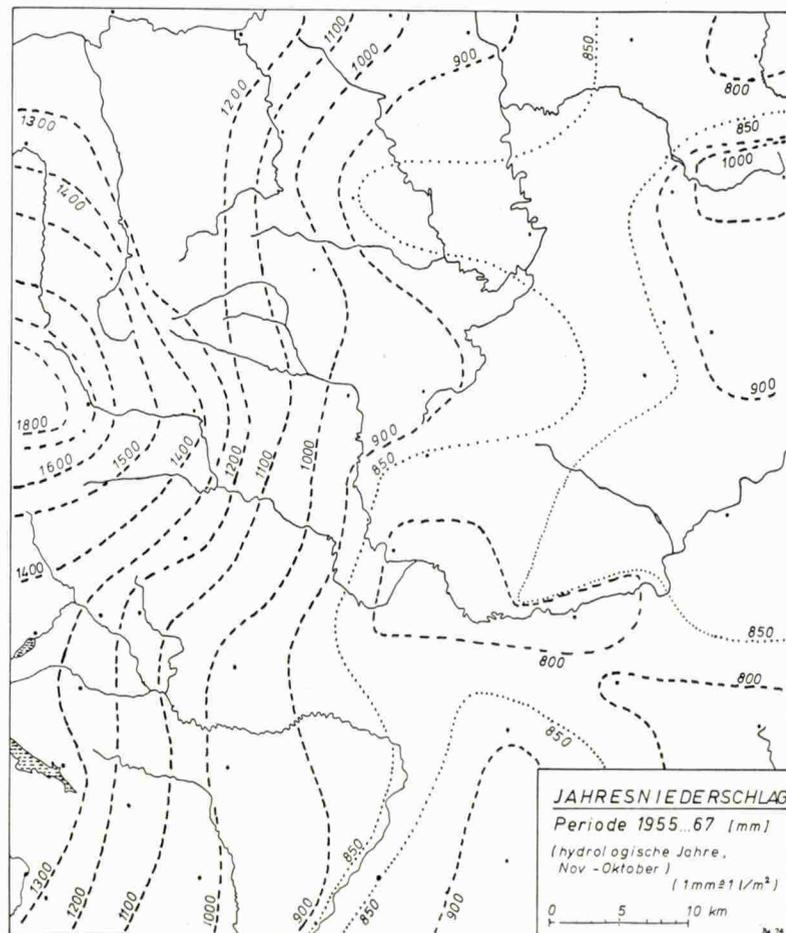


Abb. 6

Verdunstung

Die Gebietsverdunstung ist immer noch der zweifelhafteste Posten in Wasserhaushaltsbetrachtungen. Wir gehen hier von der einfachsten Gleichung aus: Verdunstung gleich Niederschlag minus Abfluß, $V = N - A$. Im Unterschied zu früheren Versuchen (s. Abb. II-7) wurde diesmal genau die gleiche Periode 1955/67 für Niederschlag und Abfluß eingesetzt. Die Pegel sind Abb. 5 zu entnehmen, deren Niederschlagsgebiete Abb. 4. Für jedes dieser Niederschlagsgebiete (F_N) wurde der Gebietsniederschlag nach der Niederschlagskarte Abb. 6 ermittelt (Punktmethode vgl. WUNDT 1953 S. 205), die Abflußmittel nach den Gewässerkundlichen Jahrbüchern berechnet (Fischbach Pegel Horgen und Schlichem-Einlaufpegel Schömberg, s. diese Beitr. Teil III). Wenn man voraussetzt, daß Rücklage und Aufbrauch für die 13-jährige Periode praktisch ausgeglichen gelten können, dann kann man den Unterschiedsbetrag zwischen Niederschlag und Abfluß als Gebietsverdunstung ansehen. Die so erhaltenen Verdunstungswerte wurden jeweils auf den Flächenmittelpunkt (Flächenschwerpunkt) der betreffenden Niederschlagsgebiete (Abb. 4) gesetzt und von diesen Punkten und Werten aus die Linien gleicher Verdunstung (sog. Isoevaporinen) konstruiert, s. Abb. 7. Man muß aber unbedingt beachten, daß diese Linien keineswegs für die von ihnen berührten Grundstücke (Parzellen) gelten, sondern jeweils als Mittelwerte für einen Umkreis von 2 . . . 5 km Halbmesser anzusehen sind. Die Karte Abb. 7 wird trotzdem nicht jeden Betrachter überzeugen. Auf jeden Fall kann sie zu weiteren Untersuchungen über das Verdunstungsglied im Wasserhaushalt der Baar anregen!

Abfluß

Wie schon oben angeführt, wurde auch der Abfluß für die einheitliche Periode 1955/67 berechnet. Unvollständige Reihen wurden nach benachbarten Pegeln (nicht etwa über die Niederschläge) reduziert. Tab. 1b gibt einen Eindruck von den Schwankungen der Mittelwerte. Im abflußschwächsten Jahr 1964 flossen nur rund 70% des Periodenmittels ab, im abflußstärksten Jahr 1966 rund 150%. In Jahren mit überdurchschnittlichem Niederschlag ist zwar meistens auch der Abfluß überdurchschnittlich, doch ist dies eben nur eine Regel mit Ausnahmen. Etwas verlässlicher würde der Vergleich vermutlich, wenn man nicht die gemessenen Pegelabflüsse zugrunde legte, sondern die jeweiligen jährlichen Differenzbeträge der Pegel an den glei-

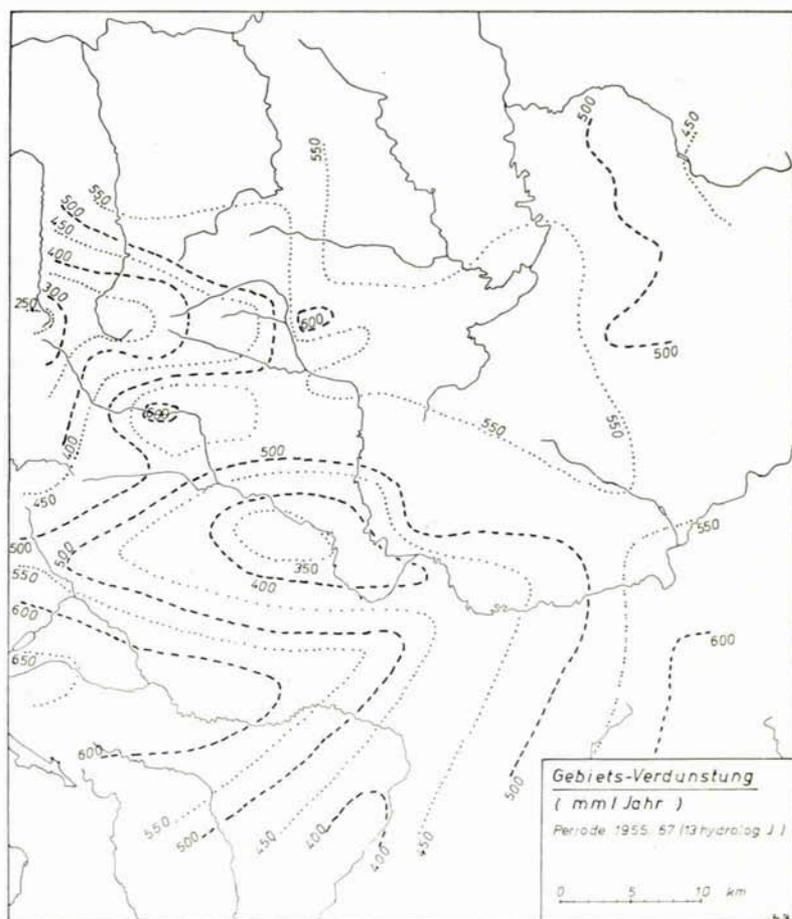


Abb. 7

chen Flüssen. Da aber nur 15 Pegel mit vollständiger 13-jähriger Periode zur Verfügung standen, wurde für diesen Teil der Beiträge darauf verzichtet.

Aus den Mittelabflüssen (MQ, mst. angegeben in m^3/sec) kann bei bekannter Größe der jeweiligen Niederschlagsgebiete (Abb. 4) umgerechnet

werden auf die mittlere jährliche Abflußhöhe (mm) des Gebietes. WUNDT 1953 (S. 205f.) beschrieb ein Verfahren, wie man daraus Linien gleicher Abflußhöhe (Abflußgleichen) konstruieren kann, die „ — bei gleicher Zahl von Beobachtungsdaten — den Niederschlagskarten durchaus gleichwertig“ sein sollen. Wir haben aber im Gebiet wesentlich weniger Pegel als Niederschlagsstationen, und die Konstruktion der Karte scheint auch sonst nach den WUNDTschen Anleitungen wesentlich problematischer als etwa die Konstruktion von Linien gleicher Verdunstung. Bei der beigegebenen Karte der Abflußhöhen Abb. 8 wurde deswegen der Umweg über die Karten der Niederschläge und Verdunstung (Abb. 6 und 7) eingeschlagen und daraus die Differenzkarte für die Abflußhöhe Abb. 8 entworfen. In der südlichen Baar stört ein wunderlicher Linienvorlauf. Er wurde absichtlich nicht wergretuschiert, um weiteren Untersuchungen nicht vorzugreifen. Es sei auch nochmals an die schon wiederholten Angaben zur Genauigkeit (bzw. Ungenauigkeit) erinnert.

Für praktische Zwecke hält man sich mehr an die Karte der Abflußspenden Abb. 9, wobei aber noch daran zu denken ist, daß die Abflüsse im Winterhalbjahr erheblich größer sind als im Sommerhalbjahr (vgl. Abb. I-6 und I-7).

Bei unseren Berechnungen wurde übrigens das „Versitzen“ (Versinkung) von Bregwasser bei Hüfingen mit Aufstoß bei Donaueschingen nicht berücksichtigt. Dieser Erscheinung kann erst im Rahmen der Einzelbetrachtungen von Flußgebieten (vgl. Teil III) nachgegangen werden. Infolge der Donauversinkung konnten die Niederschlagsgebiete zwischen den Pegeln Kirchen-Hausen, Möhringen und Aach überhaupt nicht für die Bilanz herangezogen werden. Im Hegau wurden dafür noch Abflußdaten (ohne Reduktion) für die Radolfzeller Aach (natürlich abzüglich der Aachtopfschüttung) und die Biber (Schweizer Pegel Ramsen, n. HENGST 1968) zur Orientierung herangezogen.

In der Beobachtungsperiode gab es am Pegel Möhringen im Mittel 162 Vollversinkungstage im Jahr; die niedrigste Zahl stellte sich 1965 ein mit 94 Tagen, die höchste 1957 mit 217 Vollversinkungstagen. Nach Tab. 1c (1a/c) gibt es in niederschlagsreichen Jahren also eher weniger Vollversinkungstage, in trockenen Jahren eher mehr, aber es handelt sich keineswegs um einfach überschaubare Beziehungen. Als Zusammenfassung zur Donauversinkungsfrage sei z. B. MANZ 1970 genannt.

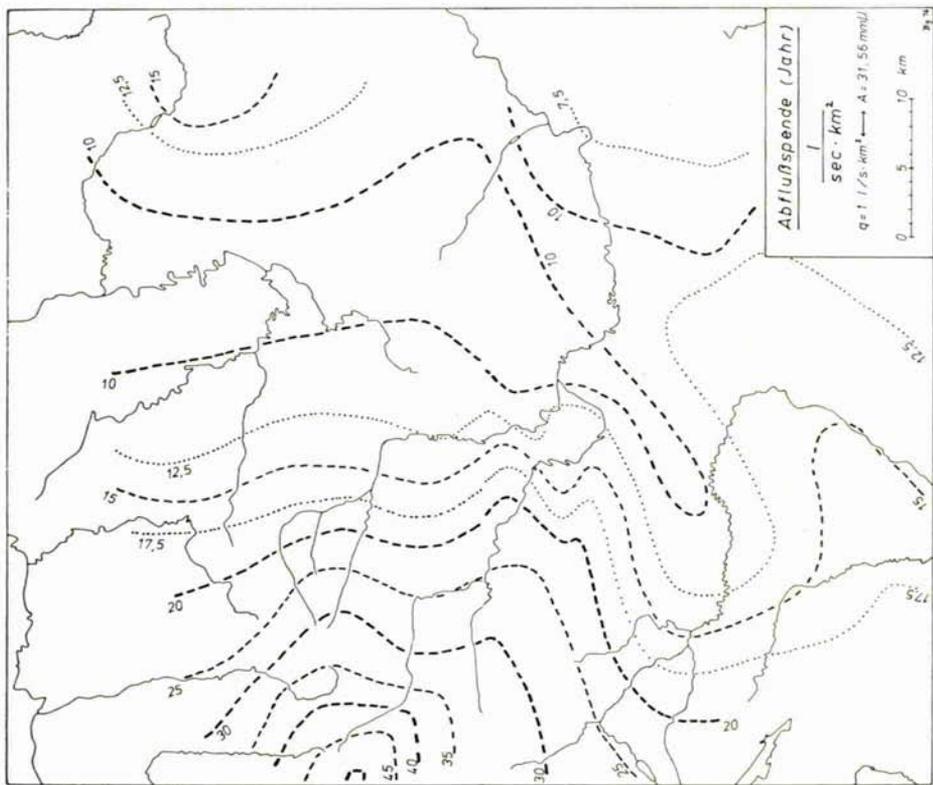


Abb. 9

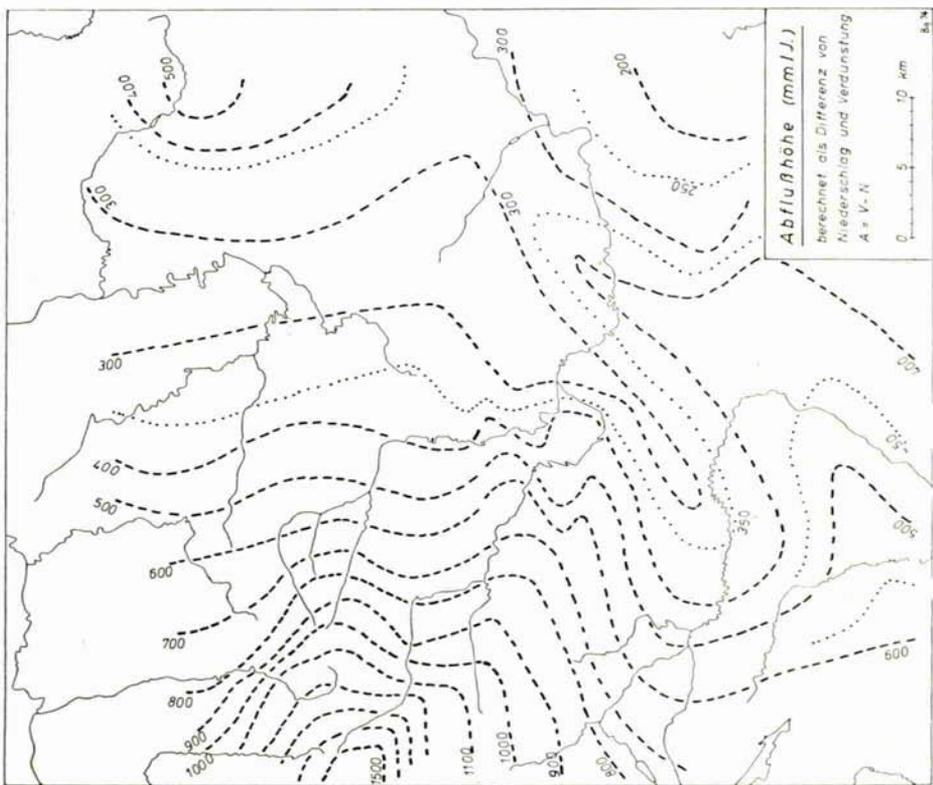


Abb. 8

Anmerkungen zur Gewässergüte

Da in dieser Beitragsreihe bisher immer nur von den Wassermengen, aber noch nie von der Wasserqualität die Rede war, sei hier wenigstens noch auf einige Arbeiten hingewiesen, die sich mit Gewässergüte-Fragen des Gebietes beschäftigen.

GEISLER 1971 gab einen 10-seitigen Bericht über die Gewässergüte der Wutach, in dem besonders die Schwierigkeiten der Papierfabrik Neustadt dargestellt werden.

Schwermetallspuren im Bereich des Oberen Neckars wurden von einer Arbeitsgruppe des Geologischen Instituts der Universität Tübingen untersucht (BUKENBERGER, LODEMANN & LOESCHKE 1972; LODEMANN & BUKENBERGER 1973). Es ergab sich, daß die Schwermetallfracht des Neckars (Eisen, Mangan, Zink, Blei, Kupfer, Cadmium, Cobalt, Nickel, Chrom) in den ersten Flußkilometern des Neckars unterhalb von Schwenningen Spitzenwerte erreicht. Dabei handelt es sich aber nach verschiedenen Anzeichen hauptsächlich um die Folgen jahrzehntelanger früherer Sünden, durch die der Flußschlamm so „angereichert“ wurde, daß noch viel Wasser den Neckar hinunter muß, bis eine Besserung zu erwarten ist.

Villinger Schüler untersuchten mit Unterstützung durch Lehrer und Schule chemisch und biologisch den Zustand der Brigach bis unterhalb der Stadt (REICHELT 1973).

Der Wassergütezustand von Brigach, Breg und Oberer Donau hat unlängst (Pressemeldung vom 15. 1. 1974) auch den Stuttgarter Landtag auf Drängen der Aachanlieger beschäftigt.

Die Antwort des Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt betraf zunächst die Kläranlagen und Kläranlagen-Projekte und endete mit der Feststellung: „Da zur Zeit nicht abschließend beurteilt werden kann, wie sich die im Donauwasser verbleibende Restbelastung in der Aach auswirken wird, werden zwischen Immendingen und Fridingen sowie an der Aachquelle Gütemeßstellen eingerichtet. Die Auswertung ihrer Aufzeichnungen wird zeigen, ob später noch zusätzliche Maßnahmen zur Reinigung des Donauwassers nötig werden.“

Tab. 1a:	Einfache Mittel der Niederschlagsindices aller 33 Stationen mit vollständiger 13-jähriger Reihe (jeweiliges Stationsmittel = 100)
Tab. 1b:	Einfache Mittel der Abflußindices aller 15 Pegel mit vollständiger ständiger 13-jähriger Reihe (jeweiliges Stationsmittel = 100)
Tab. 1c:	Relative Häufigkeit der Vollversinkungstage der Donau am Pegel Möhringen (Mittel 161,8 Tage \triangleq 100)

Tab.															
Nr.	Jahr	19...	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67
1a	Index		103	97	88	115	85	105	97	93	92	86	140	113	102
1b	Index		120	90	84	111	84	83	85	115	74	71	137	151	111
1c	Index		119	98	134	108	112	77	83	98	108	106	58	99	99

Tabelle 2 **Niederschläge auf der Baar und angrenzenden Gebieten**
Periode 1955 - 67 (hydrologische Jahre)

	Station	Höhe ü. M. [m]	Nieder- schläge [mm]
NW:	Furtwangen	865	1703
	Furtwangen-Mäderstal	950	(1698)
	Triberg	683	1548
	Vöhrenbach	825	(1408)
	Oberprechtal	461	1324
	Schiltach	337	1278
	Nußbach	742	1268
	Wolfach	265	(1258)
	Schramberg	502	1066
	Fluorn	665	1048
	Königsfeld	767	1029
	Villingen	710	924
	Mariazell	715	832
SW:	Waldau-Jostal	1005	1564
	St. Blasien	785	1538
	Schluchsee	960	(1389)
	Höhenschwand	1001	1297
	Bubenbach	930	1244
	Neustadt	807	1227
	Titisee	875	(1219)
	Lenzkirch	810	(1189)
	Rothaus	970	1168
	Friedenweiler	950	(1141)
	Birkendorf	755	1049
	Bonndorf	850	994
	Löffingen	815	952
	Eberfingen	430	894
Donaueschingen	710	782	

NO:	Schwenningen	710	960
	Tieringen	805	938
	Oberndorf	475	927
	Böttingen	910	913
	Klippeneck	973	875
	Bad Dürnheim	711	847
	Rosenfeld	628	834
	Spaichingen	665	806
	Rottweil	588	(794)
	Balingen	515	779
	SO:	Riedöschingen	720
Emmingen ab Egg		783	(889)
Tuttlingen		643	867
Rielasingen		418	814
Stetten		715	(796)
Aach		478	783
Geisingen & Kirchen- hausen		667	670
			(741)

Eingeklammerte Werte aus unvollständigen Reihen ermittelt (reduziert)
Schweizer Gebiet: Schleitheim 850 mm; Merishausen 940 mm; Lohn 880 mm.
Grenzen zwischen den 4 Sektoren: 48° n. Br.; 8°50' o. L.

Schrifttum

- (Lit. aus Verz. I-III nicht wiederholt)
- BUCKENBERGER, U., LODEMANN, C., LOESCHKE, J., Die Verteilung der Schwermetalle in ober- und unterirdischen Wässern sowie in den Böden des Neckartales oberhalb Tübingen, Oberrhein. geol. Abh. Jg. 21 H. 1/2 S. 43-62, Karlsruhe 1972.
- DEUTSCHER WETTERDIENST, Dt. Meteorologisches Jahrbuch 1955 . . . 1967, Bad Kissingen 1957, Offenbach a. M. 1958 . . . 1970.
- DEUTSCHER WETTERDIENST/Wetteramt Freiburg, Klimagutachten, Kleine Klimanalyse und Bioklimatische Beurteilung für St. Georgen im Schwarzwald, Ms. 17 S., Freiburg 1967.
- GEISLER, R., Die Gewässergüte der Gutach, in: Die Wutach, hrsg. v. Bad. Landesver. f. Nat.kde. u. Nat.schutz Freiburg 1971, S. 513-522.
- HENGST, H., Wasserläufe und Abflußverhältnisse, in: Der Landkreis Konstanz, Amtl. Kreisbeschreibung hrsg. v. d. Staatl. Archivverwaltung, Konstanz 1968, S. 49-54.
- LODEMANN, C. BUCKENBERGER, U., Schwermetallspuren im Bereich des oberen Neckars, gwf-Wasser/Abwasser 114 (1973) H. 10, S. 478-487.
- MANZ, O., Die Donauversickerung [sic] und der Großversuch, Tuttlinger Heimatblätter 1970, S. 17-32.
- NEUWIRTH, R., Das Klima des Südosthanges des Schwarzwaldes unter besonderer Berücksichtigung der Wutachschlucht, in: Die Wutach, hrsg. v. Bad. Landesver. f. Nat.kde. u. Nat.schutz Freiburg 1971, S. 209-219.
- REICHEL, G., Schüleruntersuchungen zur Umweltverschmutzung im Stadtbezirk Villingen, Festschrift Gymnasium am Hoptbühl, Villingen 1973
- SCHWARZMANN, H., Hydrographie des Wutachgebietes, in: Die Wutach, hrsg. v. Bad. Landesver. f. Nat.kde. u. Nat.schutz Freiburg 1971, S.221-226.
- UTTINGER, H., Mittlere jährliche Niederschlagsmengen, Atlas der Schweiz Bl. 12, Wabern-Bern 1967.

Statistische Untersuchungen zur Niederschlagsverteilung auf der Baar

von Reinhold Schneider, Dietmar Lemke und Siegfried Preuß
 (Mathematische Arbeitsgemeinschaft Klasse 12a,
 Gymnasium am Deutenberg, Villingen-Schwenningen)
 mit 2 Abbildungen

Über das Klima der Baar ist schon viel geschrieben worden. Wir verweisen auf die Zusammenfassung im „Baarfürer“ (REICHEL 1972). Im folgenden schildern wir zwei neue statistische Versuche zum Baarklima.

Unsere Berechnungen zur Niederschlagsverteilung auf der Baar lagen die Meßergebnisse von 46 Wetterstationen im Zeitraum von 1953-1970 zugrunde. Wir stellten uns folgende Aufgaben:

1. Untersuchung der Niederschlagsähnlichkeit verschiedener Baar-Regionen mit einem angenommenen Baarmittelpunkt.
2. Trendanalyse des Niederschlags in 18 Jahren.

Zur Durchführung der umfangreichen Berechnungen stand uns ein Tischcomputer des Typs „Diehl algotronic“ zur Verfügung.

1. Abnahme der Niederschlagsähnlichkeit vom Mittelpunkt der Baar

1.1 Als Baarmittelpunkt wurde ein Punkt zwischen Bad Dür rheim und Donaueschingen (Schnittpunkt 48° N, 8° 31' O) angenommen. Diesem Punkt wurden die Mittelwerte der beiden Wetterstationen Bad Dür rheim und Donaueschingen zugeordnet.

Die einzelnen Wetterstationen wurden nun mit diesem Baarmittelpunkt nach den Methoden der Korrelationsrechnung verglichen. Wir wollten dabei herausfinden, ob es für die Baar ein einheitliches Niederschlagsmuster gibt, mit dem sie sich von benachbarten Gebieten unterscheidet.

1.2 Begriff der Korrelation

Unter Korrelation versteht man im mathematischen Sinn die Gleich- oder Gegenläufigkeit zweier Zahlenreihen. Die Vergleichszahl für die beiden Zahlenreihen nennt man Korrelationskoeffizient. Dieser relative Zahlenwert liegt zwischen - 1 und + 1.

+ 1 bedeutet die relativ gleiche Veränderung zweier Reihen, 0 bedeutet völlig willkürliche Veränderungen und - 1 ist die Zahl für eine genau ent-

gegengesetzte Veränderung der Zeitreihen. Der letzte Fall würde bedeuten, daß nasse Jahre im Baarmittelpunkt immer trockene Jahre in dem entsprechenden Gebiet wären.

1.3 Die erhaltenen Werte wurden nun in eine Karte eingezeichnet. Durch Berechnung arithmetischer Mittel wurden weitere Werte zur Konstruktion der Isolinien ermittelt.

Der Korrelationskoeffizient nimmt nur Werte von 0,7 - 1,0 an (s. Karte 1). Als Zentralgebiet mit relativ guter Übereinstimmung kann man das x-förmige Gebiet mit den Achsen Donaueschingen-Rottweil und Villingen-Tuttlingen bezeichnen. Am geringsten ist die Übereinstimmung mit dem Gebiet an der mittleren Kinzig im N und der Westbaar um Löffingen mit mittlerem Wutachgebiet im SW. Doch selbst diese geringste Übereinstimmung hat noch einen Korrelationskoeffizienten von 0,7, d. h. noch eine relativ gute Übereinstimmung. Dies kann daher kommen, daß die Baar ein zu kleines Gebiet ist, um darin gravierende Unterschiede zum Mittelpunkt festzustellen. Eine genaue Deutung muß jedoch offen bleiben.

2. Veränderung der Niederschlagshöhe in 18 Jahren

2.1 Verfahren der Trend-Analyse

Zur Trend-Analyse bieten sich folgende zwei Verfahren an:

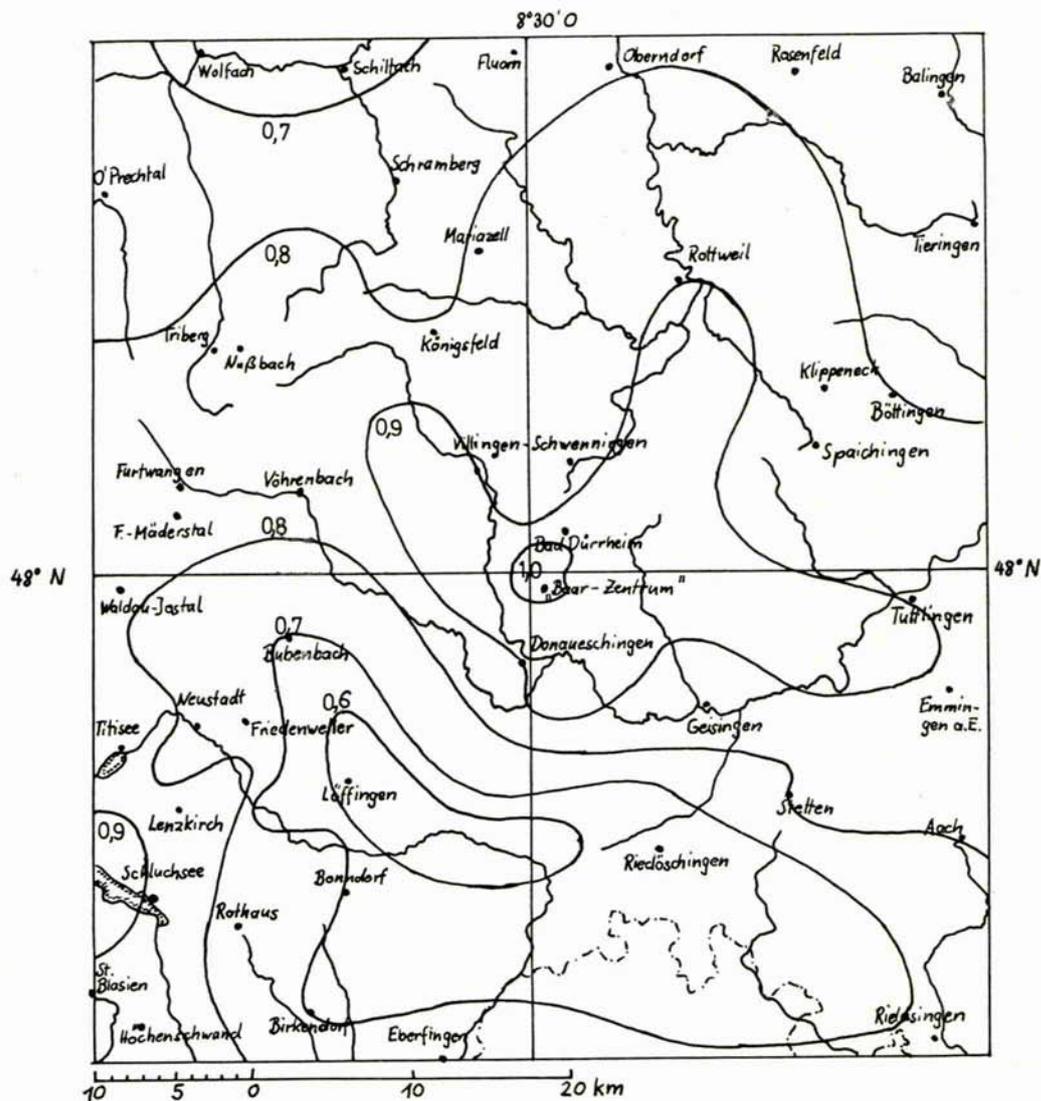
2.1.1 Vergleich verschiedener Periodenmittel

Man unterteilt die ganze Periode in Teilperioden, errechnet deren Mittel und vergleicht diese prozentual miteinander. (s. GUGGENBERGER 1973.)

2.1.2 Trendanalyse durch lineare Regression

Das Verfahren der linearen Regression, dessen wir uns bedienen, geht von folgender Überlegung aus:

Man trägt die jährlichen Niederschlagssummen in ein Diagramm ein, wobei man auf der Abszisse die Jahreszahl und auf der Ordinate die Niederschlagshöhe abträgt. Liegen alle Punkte auf einer Geraden, so ist die Niederschlagshöhe y eine lineare Funktion der Zeit x , die sich durch die Gleichung $y = bx + a$ beschreiben läßt. Liegen die Punkte nicht auf einer Geraden, aber ein geradliniger Trend ist zu erkennen, spricht man immer noch von einer linearen Regression. Die einzelnen Punkte lassen sich annähernd durch obige Gleichung beschreiben.



Niederschlagsähnlichkeit auf der Baar, ausgedrückt durch Isolinien der Korrelationskoeffizienten

2.2 Ergebnisse und Deutung

In folgende Tabelle wurden nur Stationen mit einem Korrelationskoeffizienten $r \geq 0,464$ (Korrelation der jährlichen Niederschlagssumme mit der Zahlenreihe von 1 - 18) aufgenommen, denn nur bei diesen sind die Werte vermutlich statistisch gesichert (verm. signifikant), bzw. signifikant (wenn $r > 0,573$).

In der folgenden Karte 2 wurden die Stationen je nach ihrer Signifikanz unterschiedlich gekennzeichnet.

An allen Stationen des Gebiets hat die Niederschlagshöhe im Laufe der 18-jährigen Periode zugenommen. Am höchsten ist die Zunahme im Bereich des Schwarzwaldes. Sie nimmt nach Osten hin immer mehr ab, am geringsten ist sie im Bereich der Schwäbischen Alb. Westlich der Linie Donaueschingen-Rottweil liegt eine Zone größerer Niederschlagszunahme.

Hier liegt die Deutung nahe, daß es sich dabei nicht um eine regionale Niederschlagszunahme handelt, sondern um Auswirkungen des Stadtklimas der Stations-Orte, da mit zunehmender Siedlungsgröße die thermischen Verhältnisse, evtl. auch die größere Zahl der Kondensationskerne, zur Niederschlagsserhöhung beitragen.

Niederschlagszunahme 1953-1970 (18 Jahre)

Station	Höhe in mm	Niederschlagsmittel in der Periode in mm	jährl. Zunahme b in mm
a) $0,464 < r < 0,573$			
Bad Dürkheim	711	860	14,61
Oberprechtal	461	1333	23,97
Nußbach	742	1286	23,06
Schramberg	502	1090	16,49
Schiltach	337	1321	20,75
Königsfeld	767	1055	13,59
Oberndorf	516	974	20,88
Tieringen	805	946	14,45
Waldau-Jostal	1005	1619	30,77
b) $r > 0,573$			
St. Blasien	785	1570	35,11
Schwenningen	710	984	19,51
Höchenschwand	1001	1302	30,56
Fluorn	665	1070	22,48
Mariazell	715	868	19,58
Triberg	683	1566	38,53
Donaueschingen	710	789	15,49

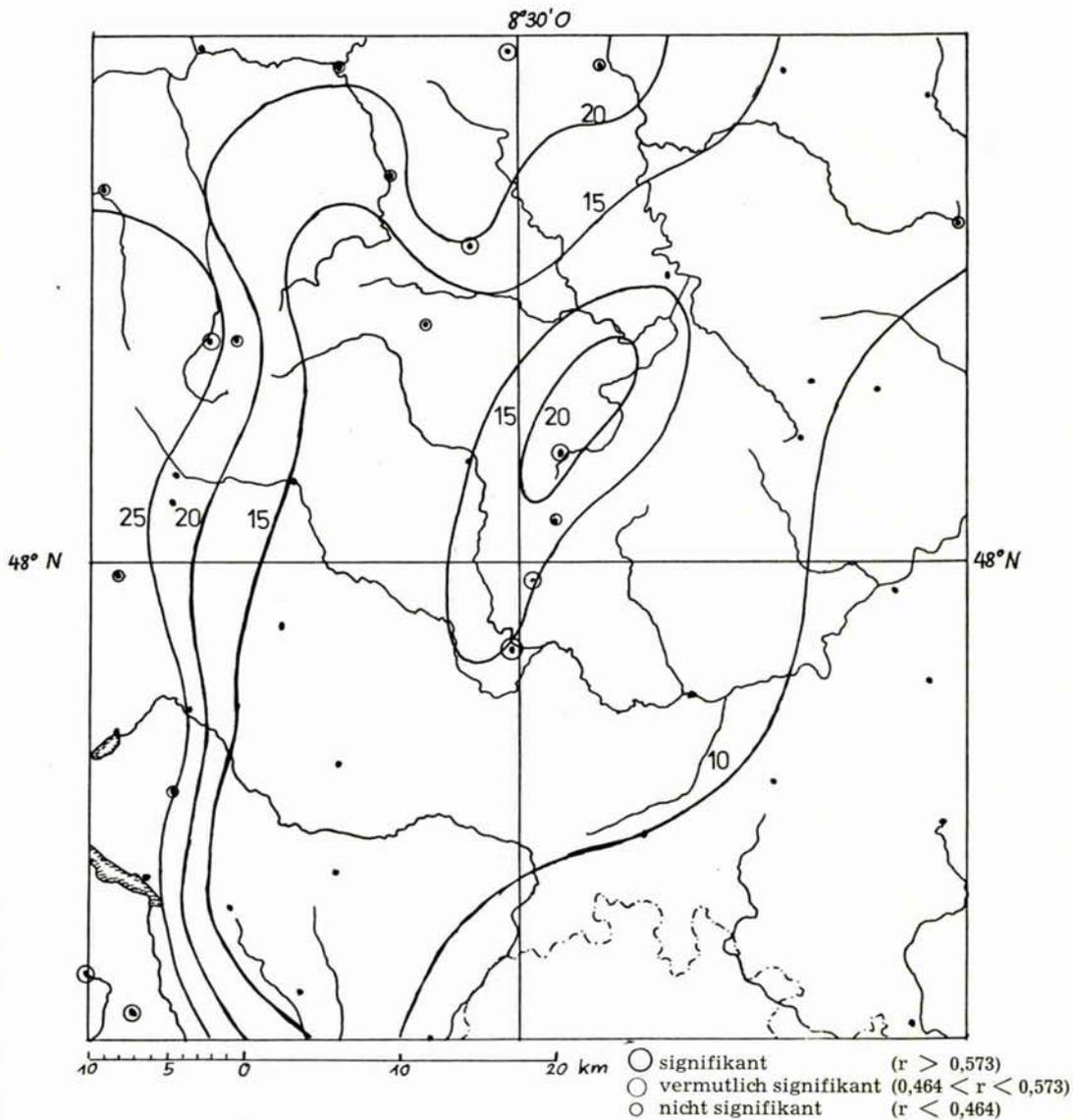


Abb. 2: Jährliche Zunahme der Niederschläge in mm

3. *Schrifttum*

- a) FLIRI, F. Statistik und Diagramm. G. Westermann Verlag, Braunschweig 1969.
- b) GREGORY, S.: Statistical Methods and the Geographer. Butler & Tanner Ltd, London 1963.
- c) REICHEL, G.: Die Baar. Wanderungen durch Landschaft und Kultur. Neckar-Verlag, Villingen-Schwenningen 1972.
- d) GUGGENBERGER, K.: Beiträge zur Klimageographie der Baar (Zulassungsarbeit zur II. Reallehrerprüfung). Schwenningen 1973. (unveröff. Ms.)

Bemerkenswerte Funde zur Fauna der Baar
 von Helmut Herrmann*) mit 8 Abbildungen

Zur Schmetterlingsfauna der Baar

In Ergänzung der „Beiträge zur Fauna der Großschmetterlinge zwischen Schwarzwald und Alb“ von F. WEINFURTER (1966) in diesen Schriften 26, berichtet HELMUT HERRMANN, Schwenningen, folgende Funde:

1. **Ligusterschwärmer** (*Sphinx ligustri*). Bis 1956 in Rottweil häufig an Straßenlaternen und an Geißblatt fliegend, ebenso Raupen am Bahnhofsgelände Schwenningen auf Liguster. Danach konnten nur Einzelstücke gefunden werden, in vielen Jahren überhaupt nicht. Eine Schädigung z. B. durch Autoabgase und Stäube erscheint nicht ausgeschlossen. Am 5. 9. 1970 fand H. HERRMANN bei Geisingen 3 Raupen an Liguster (Abb. 1). Die sich bald verpuppenden Tiere schlüpften am 23. 6. und 3. 7. 71 und ergaben 2 Weibchen und 1 Männchen (Abb. 2).
2. **Jungfernbär** (*Panaxia dominula*). Erstmals fand HERRMANN diesen auch „Spanische Fahne“ genannten Schmetterling am 27. 7. 64 in



Abb. 1 Raupe des Ligusterschwärmers.
L = 8 cm



Abb. 2 Ligusterschwärmer
Vorderflügelänge = 7 cm

der Wutachschlucht; später sammelte er 10 Raupen bei Geisingen an *Lonicera xylosteum* (Abb. 3) und Buche. Nach Verpuppung zwischen 23. 5. und 3. 6. 1969 schlüpfen 5 Weibchen und 3 Männchen zwischen 18. 6. und 24. 6. 69 (Abb. 4).



Abb. 3
Raupe des Jungfernbärs. L = 5,6 cm



Abb. 4
Jungfernbär, Vorderflügelänge = 2,8 cm

3. Schwingeleule (*Chrysaspidia festucae*). Die im Gebiet offenbar sehr seltene Eule wurde am 5. 6. 71 und 9. 9. 72, je ein Weibchen, in Achdorf an einer Straßenlaterne angetroffen. Zwei Männchen flogen aus einem Mesobrometum eines Trockenhanges bei Hüfingen am 21. 8. 72 auf. Nach Literaturangaben soll die Art hingegen an feuchten oder sumpfigen Stellen zu finden sein (Abb. 5).
4. Mordspanner (*Crocallis elinguaris*). Erstmals wurde ein Weibchen bei Aselfingen unter einer Schlehenhecke gefunden. Am 15. 8. 63 traf Herrmann ein Männchen auf dem Feldberg an. Die Raupe frisst gelegentlich andere Raupen; daher wird sie als „Mordraupe“ bezeichnet (Abb. 6).



Abb. 5 Schwingeleule
Vorderflügelänge = 1,7 cm



Abb. 6 Mordspanner
Vorderflügelänge = 2 cm

5. Schwarzfleckspanner (*Eurymene dolabraria*). Der seltene Falter wurde am 6. 6. 65 und 31. 5. 71, je ein Weibchen, nordöstlich von Engen gefunden (Abb. 7). Trotz rindenartiger Zeichnung saßen die Tiere auf Blättern.



Abb. 7 Schwarzfleckspanner Vorderflügelänge = 1,8 cm

Wirbeltiere

Geburtshelferkröte (*Alytes obstetricans*)

Die Geburtshelferkröte konnte H. HERRMANN erstmals für die Baar unterm Eichberg nachweisen (vgl. Heft 29, S. 260). Damals war es nicht gelungen, ein Männchen mit vom Laich umwickelten Hinterbeinen zu finden. Wie Abb. 8 zeigt, konnte Herrmann dieses am 1. 5. 73, ebenfalls bei Mundelfingen, nachholen.



Abb. 8 Pärchen der Geburtshelferkröte.
Das Männchen trägt die Laichschnüre um die Hinterbeine gewickelt.

Aspiviper (*Vipera aspis*)

Bislang war als einziges Vorkommen der Aspiviper in Deutschland das Schlüchttal oberhalb von Tiengen bekannt. Im Sommer 1973 fand Herr Pfarrer JOSEPH KELLER, Ippingen, an den Weißjurahängen des Ippinger Tales 4 Exemplare. Die giftige, bis 75 cm lang werdende Schlange ähnelt der Kreuzotter, ist aber von dieser leicht durch die aufgeworfene Schnauze mit scharfer Kante zu unterscheiden.

*) Aus Sparsamkeitsgründen mußten die umfangreichen Aufzeichnungen von HELMUT HERRMANN leider drastisch gekürzt werden.

Heimatgeschichtliches Schrifttum

(Anschluß an H. 29, S. 278 ff.)

HECHT, W., Rottweils Oberschicht und das Bergwerk Eisenbach im frühen 16. Jahrhundert. In: Rottweiler Heimatblätter (Beilage zum Schwarzwälder Volksfreund) 35, 1974, Nr. 3.

Der Rottweiler Stadtarchivar WINFRIED HECHT greift in diesem kurzen, aber sehr dicht geschriebenen Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Stadt Rottweil auf die Arbeit von J. J. Worrying über das Hammerwerk Eisenbach (Veröffentl. a. d. F. F. Archiv 14, 1954) und auf unsere Notiz über „Die Anfänge des Eisenwerks Hammereisenbach“ in dieser unserer Zeitschrift (XXVII, 1968, S. 120, 124) zurück und vermag die Rolle des hier genannten KONRAD MOCK im Bergwerksgeschäft anschaulich und reichhaltig zu ergänzen. Ebenso berichtet er über die aufschlußreiche Rolle, die in einer „Rottweiler Gesellschaft“ von Bergwerksinteressenten ein anderer Reichsstädter, HANS VOLMAR-ROT, für einige Jahre gespielt hat. Es zeigt sich, daß Rottweil in einer gewissen Konkurrenz zum Hause Fürstenberg, das die Bergwerksanteile an sich brachte, gestanden hatte, um 1530 herum aber auf solche stark spekulativ wirkenden Geschäfte verzichtete. — Über Konrad Mock, der vom Kaiser 1530 zum Ritter geschlagen und mit dem Prädikat „von Hochmauren“ nobilitiert wurde, und seine mannigfachen diplomatischen und geschäftlichen Beziehungen gibt in der gleichen Nummer der „Rottweiler Heimatblätter“ WOLFGANG VATER interessante Aufschlüsse. Mock und Volmar-Rot gehören übrigens zu den Figuren, deren auch der Zimmerische Chronist gedenkt; Mock stand den Grafen von Zimmern schon als gebürtiger Meßkircher nahe.

K. S. Bader

MÜNZER, M., Die Geschichte des Dorfes Neudingen mit Kaiserpfalz, Kloster Maria Auf Hof und Pfarrkirche. Selbstverlag der Gemeinde Neudingen 1973. Groß-8.° XV, 242 S.

Unter den Ortsgeschichten, die in den letzten beiden Jahrzehnten, vielfach unterstützt vom ehemaligen Landkreis Donaueschingen, erschienen sind, nimmt die von Gewerbeschulrat MARTIN MÜNZER, einem gebürtigen Neudinger, verfaßte Geschichte von Dorf, Pfalz, Kloster und Pfarrei Neudingen eine besondere Stellung ein. Dies liegt zunächst schon im Gegenstand, in der Verknüpfung eines Baardorfes mit Problemen der allgemeinen Geschichte begründet. Die Besonderheit liegt aber auch in Arbeitsweise

und Zielsetzung des Verfassers, der, selbst Kunstschaffender, ein feines Gespür für Eigenarten der Landschaft und topographische Bedingungen der Siedlung besitzt. Neben dem Dorf, dessen Werdegang Münzer, auch in Zusammenhang mit der aus Neudingen hervorgegangenen Bergstadt Fürstenberg, mit großer Liebe nachspürt, und neben der karolingischen Pfalz, die sich am Platz des nachmaligen Frauenklosters Maria Auf Hof und der heutigen fürstenbergischen Grablege befand, ist es besonders die Ortskirche, um deren bauliche Entwicklung und Gestalt sich der Verfasser bemüht. Wichtig scheint uns vor allem die Beobachtung — die man geradezu als eine Entdeckung bezeichnen darf — zu sein, daß der Platz des alten Königshofes und der Kirchplatz zwei deutlich voneinander geschiedene und doch miteinander korrespondierende Hügel darstellten, deren Schutzlage durch die Wasserverhältnisse noch betont wird. Ob Münzers originelle und präzise Messungen die Vorstellung eines künstlichen Grabensystems rechtfertigen, mag als Arbeitshypothese künftiger Forschung vorbehalten sein. Wesentlich ist schon jetzt die durch den Verfasser wahrscheinlich gemachte Tatsache, daß auf dem „Gegenhügel“ der Pfalz ein in Spuren wenigstens in frühromanische Zeit weisendes Sanctuarium bestanden hat. Man wird die Geschichte der *curia regis Nidinga* künftighin, gleich ob es sich um eine „echte“ karolingisch-ottonische Pfalz oder eben um einen bloßen Königshof handelt, auch unter dem Gesichtspunkt der Zuordnung zum Kirchbereich betrachten müssen. Daß die von Münzer gewissenhaft befragten schriftlichen Quellen keine letzten Aufschlüsse geben, verweist uns, was Neudingen als Objekt historischer Forschung betrifft, auf die Nachbardisziplin der mittelalterlichen Archäologie, die inzwischen zwei Probegrabungen im Pfalzbereich unternommen hat; darüber wird der Leiter der Grabungen, Prof. WOLFGANG HÜBENER, später in unseren „Schriften“ gesondert berichten*. Die Neudingen-Forschung wird aber zugleich ihr Anliegen, Klarheit in verwickelte Probleme der Siedlungs- und Verfassungsgeschichte zu bringen, denjenigen kirchlichen Stellen unterbreiten müssen, die bei einem geplanten inneren Umbau der Pfarrkirche auf deren Vorläufer achten sollten. Nach Lektüre der vorliegenden Ortsgeschichte hat der Landeshistoriker jedenfalls den Eindruck, daß uns Neudingen im Laufe weiterer Forschungsbemühungen noch allerlei Überraschungen bringen kann.

K. S. Bader

* Vgl. einstweilen Protokoll Nr. 50 betr. Fachsitzung des Alemannischen Instituts in Freiburg i. Br., Vortrag Hübener über „Pfalzen in Südwestdeutschland - archäologisch betrachtet“, v. 12. VI. 1974.

KASPAR ELM: Quellen zur Geschichte des Paulinerordens aus dem Kloster Grünwald im Hochschwarzwald in der Stiftsbibliothek von St. Paul im Lavanttal. — In: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Bd. 120, 1972, S. 91 - 124.

Einen für unser Gebiet besonders wichtigen wissenschaftlichen Beitrag lieferte KASPAR ELM in seiner Untersuchung der Handschrift 27. 3. 35 aus der Stiftsbibliothek St. Paul im Lavanttal. Diese Handschrift beinhaltet Quellen zur Geschichte des Paulinerordens im allgemeinen und zu den besonderen Verhältnissen des Paulinerklosters Grünwald, eines im ehemaligen Fürstlich Fürstenbergischen Territorium gelegenen Klosters. Daß die Handschrift auf Bl. 127-131 ausdrücklich das Kloster Grünwald meint, erhärtet aus den „Regulae beati Augustini, que est fratrum ordinis S. Pauli primi heremite in viridi silva“. Die Niederschrift dürfte um die Zeit der Gründung Grünwalds 1364 bis spätestens 1388 geschehen sein und war wohl von Anfang an für Grünwald verfaßt, wenn nicht überhaupt dort selbst entstanden. Von Interesse ist der Weg, den die Handschrift nach Aufhebung des Klosters 1803 nahm. Während nämlich die Akten vom Fürstlich Fürstenbergischen Archiv Donaueschingen übernommen wurden, findet sich bei der F. F. Hofbibliothek keinerlei Nachweis über Grünwalder Handschriften. Es ist denkbar, daß die Bücher entweder verkauft wurden oder daß Mönche einige davon an ihre neuen Wirkungsstätten mitnahmen. Der Verfasser schließt aus verschiedenen Umständen, daß die für das Fürstenbergische Territorium wichtige Handschrift auf dem Umweg über das Kloster St. Blasien nach St. Paul im Lavanttal kam.

Genauere Untersuchungen widmet der Verfasser den einzelnen Abschnitten der 154 Blatt umfassenden Handschrift, deren wichtigste neben dem Grünwald betreffenden Teil das Kalendarium und Martyrologium sowie besonders die „Constitutiones“ darstellen. Sie haben für die Geschichte des Klosters relativ geringen Quellenwert, jedoch großen für die Geschichte des ganzen Ordens der Pauliner, seiner Regeln, seiner Verfassung. E. Huber

In der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 120 (1972) S. 565 ff. verzeichnet RAINER JOOSS „Landesgeschichtliche Zulassungsarbeiten der Pädagogischen Hochschulen in Baden-Württemberg aus den Jahren 1962 bis 1971“. Daraus entnehmen wir für unser Vereinsgebiet folgende Titel unter Nennung der betreffenden Pädagogischen Hochschule (PH) und des

Jahres der Abnahme der Arbeit. Zu den Benützungsmöglichkeiten sind die Hinweise a.a.O. S. 565 zu vergleichen.

BERRER, Johanna: Die Anfänge des Schulwesens in der Baar und der Einfluß der Fürstenberger auf die weitere Entwicklung bis 1806 (PH. Lörrach 1967).

BURKHART, Irmtraud: Dorfkirchen um Villingen (PH. Freiburg 1963).

DENGLER, Erich: Regesten der Nachlaßakten der Gemeinde Viertäler-Titisee in den Jahren 1780-1815 (PH. Freiburg 1967).

FÖHRENBACH, Ursula: Baugeschichtliche Zeugnisse in Villingen (PH. Freiburg 1966).

KOTZYBA, Margit: Grundzüge der Vorgeschichte des Bauernkrieges. Sein Ausbruch in der Landgrafschaft Stühlingen (PH. Freiburg 1968).

LIENHART, Birgit: Modell einer Schwarzwälder Sägemühle (PH. Freiburg 1963).

PFRIEDDER, Ursula: Das Villingener Zunftwesen im 19. Jahrhundert (PH. Freiburg 1966).

SCHIENKE, Günther: Die Neu- und Wiedergründung der Parteien in Villingen 1945/46 (PH. Reutlingen 1967).

SCHREITMÜLLER, Christa: Die Wiedergründung der politischen Parteien nach dem Zweiten Weltkrieg in Villingen (PH. Freiburg 1971).

SCHULER, Primus: Sägendobel. Geschichte einer Handwerkersiedlung (PH. Freiburg 1965).

STAUB, Hans: Bräunlingen im Bauernkrieg und im Dreißigjährigen Krieg (PH. Freiburg 1963).

THIELE, Doris: Entwicklung der Uhrenindustrie im südlichen Schwarzwald (PH. Freiburg 1962).

THOM, Hans: Die Besiedlung im Bereich der Baar in römischer und alemannischer Zeit nach den archäologischen Funden (PH. Freiburg 1969).

WIEDEL, Brigitte: Fastnachtsbrauchtum im Bregtal mit besonderem Hinblick auf Ursprung und Entwicklung der Vöhrenbacher Fasnet (PH. Lörrach 1967).

WILD, Georg: Die Revolution von 1848/49 in der Baar (PH. Freiburg 1962).

ZATSCHLER, Reinhard: Blumberg und der Erzbergbau (PH. Lörrach 1970).

K. S. B.

WOLFGANG MÜLLER (Hrsg.), Villingen und die Westbaar. Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Nr. 32. Konkordia-Verlag, Bühl 1972. 205 S., XXII Tafeln, 6 Karten.

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer Tagung des Alemannischen Instituts, die im Oktober 1970 in Villingen stattfand. Er enthält eine Reihe von geographischen, kirchen- und profangeschichtlichen sowie sprachhistorischen Forschungsarbeiten.

Den Auftakt macht G. REICHELT mit einer Untersuchung über die potentielle natürliche Vegetation der Baar, die im wesentlichen die Ergebnisse früherer Versuche, die Baar naturräumlich zu gliedern, bestätigt. Ausführlich geht Reichelt auf das Klima der Baarmulde ein und zeigt, daß Klimaschwankungen und Schwarzwaldleelage einen geringeren Einfluß auf das Werden des ausgeprägt kontinentalen Klimas der Baar hatten als die Rode- und Wirtschaftstätigkeit des Menschen.

E. SANGMEISTER reißt in einem Kurzbeitrag Fragen der hallstattzeitlichen Bevölkerungsverchiebung mit Schwerpunkten in eisen- und salzfündigen Gebieten sowie zur Ausbildung einer reichen Adelsschicht an, für die er durch die Auswertung der Magdalenenbergle-Funde eine weitere Klärung erwartet. Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Relevanz dieser Probleme zeigt eine Hochrechnung, nach der für die Anlage dieses größten mitteleuropäischen Grabhügels 100 Arbeitskräfte für mindestens 5-8 Jahre dem Produktionsprozeß entzogen worden sein müssen.

Zum selben Komplex — Magdalenenbergle bei Villingen — äußert sich in einem mit vorzüglichen Fotos ausgestatteten Beitrag der Grabungsleiter K. SPINDLER. Seine auf die Grabungskampagne 1970 gestützten Überlegungen und Erwartungen sind durch die inzwischen abgeschlossene Ausgrabung vollauf bestätigt worden. Nach Größe, Zahl der Nachbestattungen und Grabbeilagen scheint es sich bei diesem Sippengrabhügel in der Tat um eine einzigartige Anlage zu handeln.

W. HÜBENER bekennt in seinen „Beiträgen der frühgeschichtlichen Archäologie zur Geschichte der Baar“, daß die augenblickliche Kenntnis des nicht geringen Denkmälerbestandes auf der Baar noch nicht für gründliche archäologisch fundierte Aussagen zur Frühgeschichte ausreicht. Am weitesten scheinen die Forschungen beim römischen Brigobanne gediehen, dagegen sind vor allem die verschiedenen Typen der mittelalterlichen Wehranlagen in der Baar, die in einem vorläufigen Verzeichnis auf 42 beziffert werden, noch nicht genügend untersucht.

Der Beitrag „Baaren und Huntaren“ von H. JÄNICHEN befaßt sich mit der Bedeutung der verfassungsrechtlichen Stellung von „Baar“ und „Huntare“. Ausgehend von den bekannteren Baaren (Baar bedeutet nach J. „zinserttragendes Land“) versucht Jänichen in einem stellenweise etwas apologetisch ausgefallenen Artikel, mehr Licht in die Huntaren-Forschung zu bringen. Er deutet die Huntaren als militärische Einrichtungen unter einheitlicher Führung, die die älteren Baaren randlich umschließen.

K. S. BADER zeigt in seiner Untersuchung „Villingen und die Städtegründungen der Grafen von Urach-Freiburg-Fürstenberg im südöstlichen Schwarzwaldgebiet“, wie die genannten Grafen nach dem Verlust von Villingen an das Reich zum Ausbau ihrer Machtstellung um 1250 systematisch eine Reihe von Städten anlegten und wohl auch befestigten, darunter Vöhrenbach, Neustadt, Löffingen und Bräunlingen. Alle diese Anlagen befinden sich in verkehrsgünstiger Lage, und wenn auch keine die Stellung Villingens erreichen konnte, so ist doch auch keine zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken.

Gründungsgeschichte und Stellung Villingens werden in einem Bericht des Villingener Stadtarchivars J. FUCHS näher beleuchtet, der an Hand der Baustruktur der Altstadt die Entwicklung der zähringischen Neugründung Villingen untersucht und einen Überblick über die Streitigkeiten um die rechtliche Stellung (Lehen oder Allodialgut) und seine sich daraus ergebende politische Zugehörigkeit gibt.

W. MÜLLER, Herausgeber des Bandes, legt eine Studie über die mittelalterliche Kirchengeschichte Villingens vor; neben vielen interessanten Details über das Pfründenwesen und die Jahrtagsstiftungen werden insbesondere auch die zahlreichen Ordensniederlassungen im 13. Jh. berührt.

Mit diesen Ordensfilialen befassen sich auch drei weitere Arbeiten: FUCHS behandelt speziell die Anfänge des Villingener Franziskanerklosters, einer fürstenbergischen Gründung des ausgehenden 13. Jh. W. HECHT steuert einen Beitrag über die Villingener Johanniterkommende bei. Diese fürstenbergische Stiftung von 1253, die nach Ausweis der Archivalien aus Hochachtung vor dem Johanniterorden und dessen Kampf im Heiligen Land gegründet wurde, dürfte nach Hechts Forschungen eher machtpolitischen Überlegungen seine Existenz verdanken. Interessant ist das eigenwillige Verhältnis Villingen-Johanniter, das sich in der Mißachtung des sonst für die Johanniter geltenden Asylrechts ausdrückt.

Die Villingener Frauenklöster schließlich werden von G. STEGMAIER

einer näheren Betrachtung unterzogen, der viel Mühe aufwendet, um in die durch verschiedene Zusammenlegungen von Frauenkonventen verworrenen Zusammenhänge Licht zu bringen, wobei die Akzentverschiebungen von kontemplativer Lebensweise zu sozial-karitativem Engagement und schließlich zum Bildungsbereich (Ursulinen) deutlich herausgearbeitet werden.

H. MAURER berichtet in einer (bereits 1970 in der ZGO veröffentlichten) Studie über ein bemerkenswertes Forschungsergebnis, nämlich die bedeutende Stellung des alten Baardorfes Aasen im Hochmittelalter. Durch sorgfältige Quellenvergleiche gelingt es Maurer, überzeugend nachzuweisen, daß Aasen gräfliche Gerichtsstätte der Zähringer war, und daß der Zähringerherzog Berthold II. den Papst als Lehensherrn dieser Gerichtsstätte anerkannte.

Die Machtpolitik der Zähringer spielt auch im Aufsatz von M. WEBER „Der Tennenbacher Besitz im Villinger Raum“ eine entscheidende Rolle, versuchten die Zähringer doch, vom Breisgau ausgehend eine territoriale Klammer um den Schwarzwald zu legen. Mittelpunkt der Baar-Besitzungen des Breisgauer Zisterzienserklosters war das Gut Roggenbach (Unterkirnach), wo eine Grangie bestand, also ein Mittelpunkt einer Gutswirtschaft und zugleich ein Verwaltungszentrum für den Raum; mit diesem ländlichen Raum in Verbindung stehen städtische Besitzungen in Villingen, vor allem Mühlen. Bleibende Bedeutung erlangte die um 1500 auf der Baar erloschene Klosterherrschaft durch die Erschließung des unteren Kirnachteles.

Mit überwiegend methodischen Fragen befaßt sich W. BESCH in seinem außerordentlich lesenswerten Beitrag „Zur Sprachgeographie und Sprachgeschichte des Villinger Raumes“, der das Spannungsfeld zwischen gesprochener Sprache und Schriftsprache in dieser interessanten Übergangslandschaft zum Thema hat. (Leider sind einige der beigegeführten Karten sehr mangelhaft reproduziert und daher in ihrem Gebrauchswert herabgemindert.)

W. Hilpert

KONRAD SPINDLER: Magdalenenberg II. Der hallstattzeitliche Fürstengrabhügel bei Villingen im Schwarzwald. 90 S. Text u. 72 Tafeln.

KONRAD SPINDLER: Magdalenenberg III. 67 S. Text und 98 Tafeln.

Beide: Neckarverlag Villingen 1972 bzw. 1973.

In Heft 29 (S. 288) konnten wir den ersten Band mit den Befunden zur Grabung Magdalenenberg besprechen. Inzwischen liegen nun zwei weitere

Bände vor. Band II bringt zunächst einen Katalog der Gräber 25 - 54, die zu den insgesamt auf etwa 150 Gräber geschätzten Nachbestattungen gehören. Diesen Teil bestreitet GRETEL GALLAY. Hervorzuheben ist der Tafelteil mit einer genauen zeichnerischen Wiedergabe der gefundenen Bronzen, Keramiken und sonstigen Beigaben aus Eisen oder auch Gold sowie deren relative Lage zum Skelett. Ein zweiter Abschnitt von Prof. Dr. W. HÜBENER ist der hallstattzeitlichen Siedlung auf dem Kapf bei Villingen gewidmet. Der Verfasser glaubt auf eine kurzfristige hallstattzeitliche Besiedlung des Kapfes schließen zu müssen und ordnet sie zeitlich dem Beginn der Bestattungen am Magdalenenberg zu; Plausibilitätsgründe führen den Autor zur Annahme auch eines funktionellen Zusammenhanges der Kapfsiedlung und der Beerdigungsstätte am Magdalenenberg.

Im dritten Band wird zunächst der Katalog der Gräber 55 bis 82 fortgesetzt, wiederum von GRETEL GALLAY. Anschließend werden die Ergebnisse der pollenanalytischen Untersuchung des Schüttmaterials vom Magdalenenberg mitgeteilt, die Altmeister RUDOLF HAUFF bearbeitet hat. Leider werden die Nichtbaumpollen nicht in der heute möglichen Differenzierung aufgeschlüsselt, so daß wünschenswerte Auskünfte über die Pflanzengesellschaften an den Entnahmestellen des Materials ungenau bleiben müssen. Hinsichtlich der Baumpollen passen die Durchschnittsspektren gut zum Abschnitt Tannenzeit (VIII), dem vegetationsgeschichtlichen Korrelat zur Hallstattzeit.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die nun erschienenen drei Bände Magdalenenberg von großem Wert für die Kenntnis dieser einmaligen Nekropole am Rande des Schwarzwaldes sind. Dennoch muß bedauert werden, daß ganz wesentliche Ergebnisse der Grabungen an anderen, nicht immer leicht zugänglichen Stellen publiziert wurden und werden. Dem Interessenten sei darum an dieser Stelle Band 50 der „Germania“, 1972, empfohlen, wo er die wichtigsten Ergebnisse nachlesen kann. Er findet hier E. HOLLSTEINs bedeutsame dendrochronologische Untersuchungen, soweit sie nicht im Archäologischen Korrespondenzblatt erscheinen. H. BECK und J. BIEL berichten im gleichen Band über die bodenkundlichen Untersuchungen und O. WILMANNs über ihre Untersuchungen am Pflanzenmaterial.

Es ist zu hoffen, daß uns die offenbar als fortzusetzende Reihe gedachte Veröffentlichung der Magdalenenbergbände einen zusammenfassenden Band mit den wichtigsten Ergebnissen zu sämtlichen Teilproblemen nebst einer kritischen Zusammenschau bescheren wird.

G. Reichelt

PAUL WILLIMSKI (Blumberg), Das Heimatbuch von Zimmern, herausgeg. von der Gemeinde Immendingen anlässlich des 1000jährigen Bestehens des Ortsteiles Zimmern, 1973.

ders., Das Heimatbuch von Hattingen. Geschichte des Dorfes Hattingen in Baden. Herausgegeben von der Gemeinde Hattingen, 1973.

Der Verfasser der beiden Ortsgeschichten versteht es, den Bewohnern anschaulich vor Augen zu stellen, was sich in ihren Heimatorten im Laufe einer vielhundertjährigen Geschichte ereignet und zu heutigen Lebensformen geführt hat. Der Aufbau der beiden Bücher ist in den großen Zügen einheitlich: der Weg führt den Leser von der Ur- und Frühgeschichte über römisch-alemannische Zeit zu den vielfältigen Erscheinungen des Mittelalters, in dem Herrschaftsverhältnisse und bäuerliche Wirtschaftsformen ihre jeweils besondere Ausprägung erfahren. Zehntrechte, Leibeigenschaft und sonstiges Abgabewesen kommen zur Darstellung; neben Scharfrichter und Kleemeister erscheinen die regulären Dorfbeamten. Kirche und Schule erfahren die ihnen zukommende sorgfältige Berücksichtigung. In Zimmern tritt die bedeutsame Rolle des benachbarten Klosters Amtenhausen in den Vordergrund. Die Namen der ortsansässigen Geschlechter zeigen bei allem Wechsel im einzelnen dörfliche Beständigkeit. Auch die Gewerbe, Müller, Bäcker und Bierwirte, lassen erkennen, wie sich zu den bäuerlichen Grundlagen andere im Laufe der Zeit hinzufinden. In beiden Bänden wird der Gang der geschichtlichen Entwicklung bis zur nahen Gegenwart fortgeführt; so erfahren wir bezüglich Zimmern von den Ereignissen der letzten Kriegstage 1945, in denen das Dorf schwer zu leiden hatte. Dem Vereinsleben wird besondere Beachtung geschenkt. Viel Volkskundliches tritt dabei neben dem Historischen zu Tage. Der Verfasser geht aber auch auf naturgeschichtliche Tatsachen ein, schildert in großem Umriß die geologischen Voraussetzungen menschlichen Daseins, Tier- und Pflanzenwelt in ihren besonderen Erscheinungen. Beide Dörfer liegen am Rande der Baar: Zimmern zeigt sich mit ihr enger verbunden, obwohl manches bereits auf die Nachbarlandschaft rings um Tuttlingen hinweist, während Hattingen einiges vom Charakter eines Hegaudorfes angenommen hat, obwohl es in seiner Höhenlage wiederum an die Befunde alter Baardörfer erinnert.

Beide Ortsgeschichten wollen Chronik sein, die in Wort und Bild den Leser an den Wechsel der Zeit erinnert. Bei der Bebilderung hätte es viel-

leicht nahegelegen, etwas mehr Abbildungen neueren und jüngsten Datums beizugeben.

Die Ortsgeschichten kommen zur rechten Zeit: beide Orte werden nach tausendjähriger gemeindlicher Selbständigkeit einem größeren Gemeinwesen eingegliedert. Zimmern hat den für manche schmerzhaften Eingriff bereits hinter sich gebracht; es ehrt den größeren Verband der Gemeinde Immendingen, daß sie sich aktiv an der Herausgabe der Chronik beteiligt hat. Hattingen hat sich noch selbst ein Denkmal gesetzt, bevor auch dieses Dorf mit Immendingen vereinigt wird. Georg Goerlipp

Naturgeschichtliches Schrifttum

KIEFER, FRIEDRICH: Naturkunde des Bodensees, 2. Aufl., Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen, 1972, 210 S.

REICHEL, GÜNTHER: Ökologie exemplarisch — Der Bodensee, Cornelissen-Velhagen & Klasing Verlag, Berlin, 1974, 63 S.

Wenn hier zwei Bücher über den Bodensee zu besprechen sind, so nicht nur deswegen, weil auch der Baaremer den Bodensee liebt bzw., nüchterner ausgedrückt, seinen Freizeitwert schätzt. Für einen beträchtlichen Teil der Baarbevölkerung liefert der Bodensee auch das Trinkwasser, und das sollte für möglichst viele ein Grund sein, mehr über den See erfahren zu wollen.

Das erstgenannte Werk ist ein Band der Reihe „Bodensee-Bibliothek“, die sonst bisher nur geschichtliche und kunstgeschichtliche Werke umfaßt. Der zweitgenannte, dünnere Band gehört zu einer neuen Reihe „CVK-Biologie-Kolleg“, die speziell der Sekundarstufe II und dem Grundstudium an Hochschulen modernste Biologie-Lehrbuchtexte liefern will. Beide Bücher sind gleichermaßen noch allgemein verständlich. Die „Naturkunde“ holt weiter aus, streift also auch die Geologie und Klimatologie des Bodensees, während „Ökologie exemplarisch“ nur gewässerkundlich-biologische Tatsachen und Probleme darstellt in den Kapiteln 1. Steckbrief des Bodensees, 2. Nutzung und Bedeutung, 3. So funktioniert der gesunde See, 4. Der See ist krank. Die Illustration beider Werke ist gut, im neueren Band von Reichelt hauptsächlich farbig. Die vorliegende erweiterte Neuauflage des Werkes von Kiefer (41 S. mehr als in der 1. Aufl. 1955) ist bereichert durch hervorragende seitengroße Luftbilder (nicht in der Seitenzahl enthalten).

Beiden Büchern ist eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen, denn sie zeigen am wesentlichen Beispiel, was Wörter wie „Umwelt“, „Ökologie“ und „Umweltschutz“ bedeuten. Benzing

SAUER, K. und M. SCHNETTER (Hrsg.): Die Wutach — Naturkundliche Monographie einer Flußlandschaft. Reihe: Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs Band 6. 575 Seiten, Zahlreiche Abbildungen und Karten sowie eine farbige Vegetationskarte, Freiburg 1971.

Es war eine große Anstrengung des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz, dieses seit langem erwartete Werk endlich herauszubringen. Er ist zu dieser Leistung zu beglückwünschen.

Allerdings, das sei gesagt, leicht ist die Kost nicht, die angeboten wird. Die wichtigsten Kapitel stammen von Forschern, die sich seit langen Jahren mit der Wutachschlucht beschäftigen. Entsprechend speziell sind auch die meisten Texte, wie es sich für eine Monographie gehört.

EKKEHARD LIEHL handelt die Morphologie des Wutachgebietes ab und leitet damit über zur Erd- und Landschaftsgeschichte, die von verschiedenen Bearbeitern beschrieben wird. Der unvergessene WALTER HASEMANN beginnt mit dem Grundgebirge. WILLI PAUL folgt mit z. T. völlig neuen Befunden zur Trias, ergänzt durch gute Fotos und Profile. Der Jura wurde von WOLFGANG HAHN bearbeitet, und wiederum W. PAUL schließt den geologischen Teil mit der Landschaftsgeschichte vom Spätjura bis heute. Zahlreiche Karten veranschaulichen den nicht immer leicht lesbaren, weil selbst in dieser Länge ungewöhnlich komprimierten Text. Mit über 200 Seiten liegt das Schwergewicht der Monographie zweifellos bei der Geologie. Aber auch die übrigen der insgesamt 26 Autoren, die sich in 33 Kapiteln zu den naturwissenschaftlichen Phänomenen der Wutachschlucht äußern, kommen angemessen zu Wort. Einen zweiten Block bilden G. PHILIPPI (Moose), H. SCHWÖBEL (Pilze), V. WIRTH und O. WILMANN (Flechten), E. OBERDORFER (Pflanzengesellschaften) und G. LANG (Vegetationsgeschichte). Der dritte Block zur Fauna wird dem Laien sehr speziell erscheinen; denn jeweils eigene Kapitel für Pseudoskorpione, Heuschrecken, Wanzen, Zikaden, Käfer, Blattwespen, Stechimmen, Mücken, Schmetterlinge, Mollusken, Reptilien und Amphibien, Vögel und Säuger wollen dem Nichteingeweihten doch etwas ungleichgewichtig vorkommen. Dennoch sind

diese Auflistungen natürlich wertvoll, lassen aber auch zugleich deutlich werden, wie weit wir noch von einer Kenntnis der biologischen Zusammenhänge des Auftretens und der Lebensweise entfernt sind. Man ist eben noch bei der Bestandsaufnahme, und diese erfolgt — kann nur erfolgen — durch extrem spezialisierte Forscher, von denen hier ohne Wertung nur MARTIN SCHNETTER, JÜRGEN KLESS und R. GAUSS herausgegriffen seien. Wichtig und auch aktuell sind die Kapitel von J. SCHWOERBEL und F. KRIEGSMANN zur Hydrobiologie und zur Fischerei, sowie der Beitrag von R. GEISLER zur Gewässergüte. Sie leiten über zu Problemen des Umwelt- und Naturschutzes. So behandelt F. HOCKENJOS Wald- und Forstwirtschaft und G. FUCHS den Naturschutz. In dieser kurzen Rezension können nicht alle Verfasser genannt, nicht alle Beiträge ausdrücklich gewürdigt oder auch kritisiert werden. Eines aber kann man zusammenfassend ohne Übertreibung sagen: Die weitaus meisten der Beiträge sind gültige und solide Beiträge zur Kenntnis der Wutachsflucht. Wer dieses einmalige Gebiet wirklich kennenlernen will, wird auf die vorgelegte Monographie nicht verzichten können!

G. Reichelt

*LANDESSTELLE FÜR NATURSCHUTZ UND LANDSCHAFTSPFLEGE
BADEN-WÜRTTEMBERG (Hrsg.): Der Kaiserstuhl — Gesteine und
Pflanzenwelt. Reihe: Die Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-
Württembergs Band 8., 241 S., 253 Schwarzweiß- und 28 Farbbildun-
gen, Ludwigsburg 1974.*

Seit der letzten zusammenfassenden Darstellung über den Kaiserstuhl durch den Badischen Landesverein für Naturkunde und Naturschutz sind nicht nur 4 Jahrzehnte vergangen, sondern hat sich die ganze Landschaft des Kaiserstuhls verändert; außerdem zwingen neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu anderer Akzentuierung als früher. So ist es außerordentlich verdienstvoll, daß sich ein kompetentes Autorenteam der Mühe unterzog, das neue Bild vom Kaiserstuhl zu entwerfen. Nach einer Einführung in das Landschaftsbild und die klimatischen Verhältnisse durch Prof. OTTI WILMANNNS stellt Prof. Dr. WOLFHARD WIMMENAUER die geologischen und mineralogischen Befunde dar; Hinweise für geologische Exkursionen tragen einem zunehmenden Bedürfnis Rechnung. Diesem gedrängten, knapp 40 Seiten umfassenden Überblick folgt auf ca. 130 Seiten die Schilderung der Vegetation durch O. WILMANNNS. Hier finden die Weinberge, die Trockenrasen, die Wälder sowie die Acker- und Grünlandgesellschaften der Talböden ein-

gehende und eingängige Darstellung; auch Exkursionsvorschläge sind angefügt. Endlich widmet der Bezirksbeauftragte für Naturschutz und Landschaftspflege, GERHARD FUCHS, dem Naturschutz ein besonderes Kapitel, angereichert mit interessanten historischen Details.

Es ist gewiß nicht leicht, einerseits wissenschaftliche Genauigkeit walten zu lassen, andererseits einen größeren Kreis interessierter Laien anzusprechen. In vorliegendem Buch ist dieser Versuch im wesentlichen gut gelungen. Vielleicht hätte eine geologische Zeittabelle mit einer Übersicht der einschlägigen biostratigraphischen und Zonenbezeichnungen eine nützliche Konzession an den Laien bedeutet. Der Verzicht auf pflanzensoziologische Tabellen im vegetationskundlichen Teil kommt der Lebendigkeit und Lesbarkeit jedenfalls zugute. Selten aber ergänzen sich Text und Abbildungen so gut wie in diesem Buch. Die Bilder von Helga und Dr. Kurt RASBACH sind in der Regel mehr als bloße Dokumentation; ihre auch im Schwarz-Weiß-Druck bestechende Brillanz fällt aus dem Rahmen des Gängigen. Diese Bilder sind ein Genuß für sich.

Das Buch ist als wertvolles Geschenk oder auch zur eigenen Freude uneingeschränkt zu empfehlen.

G. Reichelt

HESS, H. E., LANDOLT, E., HIRZEL, R.: Flora der Schweiz und angrenzender Gebiete, Bd. 3, Birkhäuser Verlag, Basel u. Stuttgart 1972, 876 S.

Mit dem 3. Band ist die neue Flora nun komplett. Da ihr Bereich bis zu uns auf die Baar ausgreift, wäre diesem Meisterwerk zweier Botanikprofessoren der ETH Zürich und einer begabten wissenschaftlichen Zeichnerin auch hier weite Verbreitung zu wünschen. Dieser letzte Band enthält auch 92 S. Nachträge und 61 S. Literaturnachweise. Jeder an der Pflanzenwelt Interessierte hat schon ein einführendes Blumen-Bilderbuch. Wer nach mehr strebt, kauft sich eine sog. Exkursionsflora. Mit der neuen „Flora der Schweiz“ kommt man leichter zur Artenkenntnis, kommt weiter und wird auch an die floristischen Probleme herangeführt. (Kaufpreis des gesamten Werkes leider rd. 450 DM).

Benzing

ERTEL, RAINER: Wollmatinger Ried. Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs 1, herausgegeben von der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg, 60 S., 41 Abb., Ludwigsburg 1974.

Gerade vor Redaktionsschluß erscheint dieses schmale Bändchen, das eine neue Reihe von Führern durch Baden-Württembergs Naturschutzgebiete eröffnen soll. Es unterrichtet in knapper, leicht lesbarer Form über die wichtigsten Erscheinungen im Wollmatinger Ried, vor allem über die artenreiche Tierwelt und über die Pflanzenwelt. Die hervorragenden, z. T. bunten Abbildungen von Tieren und Pflanzen machen das Bändchen zu einem reizvollen Geschenk für alle Naturfreunde oder auch nur Fotofreunde. Darüber hinaus stellen vor allem viele Vogelbilder regelrechte Verhaltensstudien dar. Abschnitte zur Frage der Erhaltung des Wollmatinger Rieds angesichts mehrfacher Bedrohung folgen. Dabei wird sowohl das Problem des Konstanzer Flugplatzes und die Eutrophierung des Bodensees als auch die „Regulierung“ des Sees durch ein Wehr mit seinen Auswirkungen angeschnitten.

Das Büchlein ist als Führer für interessierte Laien gedacht, nicht als wissenschaftliches Werk. Dem angestrebten Zweck wird es voll gerecht. Daß gelegentlich etwas großzügig mit Begriffen wie „Landschaft“ und „Ökosystem“ umgegangen wird, stört nicht und kann unser Prädikat nicht beeinflussen. Es lautet: „unbedingt empfehlenswert“, zumal das hübsche Bändchen für nur DM 5 (von der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, 714 Ludwigsburg, Favoriteschloß) bezogen werden kann. Wir hoffen, daß diese Reihe in schneller Folge fortgesetzt wird. Sie ist sehr geeignet, bei einem breiten Publikum Verständnis für den Naturschutz zu erwecken und insofern eine dringend notwendige Ergänzung zu den wissenschaftlich anspruchsvolleren Monographien über die Naturschutzgebiete unseres Landes.

G. Reichelt

Vereinschronik 1972 — 1974

I.

Im Zeitraum zwischen 1972 und Juni 1974 haben wir den Tod zahlreicher Mitglieder zu beklagen, denen wir ein ehrendes Gedenken bewahren wollen.

Es verstarben folgende Mitglieder:

Emil Behringer
 Eugen Eiermann, Meßkirch
 S. D. Karl Egon Fürst zu Fürstenberg, Weitra
 Dr. A. Göbel, Freiburg
 Wilhelm Häfner
 Dr. Alfred Hall
 Msg. Ferdinand Klotz, Friedenweiler
 Stefan Künzel
 Dr. h. c. Lukas Leiber, Freiburg
 Karl Marischler
 Hedwig Müller, Oberesslingen
 Werner Rapp, Heiligenberg
 Dr. Christian Altgraf zu Salm, München
 Paul Schnetzer
 Charlotte Schnurr
 Hofkaplan Johann Schupp, Neudingen
 Dr. Rudolf Ströbel, VS-Schwenningen
 Dr. Hans Willmann, VS-Schwenningen
 Berthold Wintermantel, Hüfingen
 Alfred Wissler, Engen
 Emil Ücker

Der Nachruf auf unseren Vorsitzenden Dr. Altgraf zu Salm ist dem vorliegenden Heft vorangestellt, gefolgt von demjenigen auf Dr. Rudolf Ströbel. Unserem langjährigen Beiratsmitglied Dr. Hall konnten wir zu seinem 85. Geburtstag in Heft 29, S. 299, einige Zeilen widmen. Bis wenige Wochen vor seinem Tode nahm er noch regelmäßig an unseren Veranstaltungen und Vorstandssitzungen teil.

Am 26. November 1972 starb in Salzburg, wohin er sich von Konstanz aus zurückgezogen hatte, um seinen Lebensabend in der Nähe der Familien

seiner Töchter zu verbringen, im Alter von 89 Jahren der Mittelalter-Historiker Professor Dr. THEODOR MAYER, dem unser Verein und die Geschichtsforschung der Baar noch von seinen Freiburger Jahren her (1935 ff.) vieles zu verdanken haben. In engere Berührung mit Donaueschingen kam er anlässlich einer Tagung der Badischen Historischen Kommission, die er hierher einberufen hatte, um einmal von einem Kulturzentrum abseits der großen Städte her Verständnis für die landesgeschichtliche Tätigkeit der Kommission zu erwecken. Bei dieser Gelegenheit, im November 1936, knüpfte Mayer auch freundschaftliche Verbindungen zum Hause Fürstenberg, insbesondere zum Protektor unseres Vereins, Prinzen Max, an, den er in der Folge in mancherlei Fragen, insbesondere im Zusammenhang mit der Besetzung des Archivs, uneigennützig beriet. In Donaueschingen hat er bei verschiedenen Anlässen gesprochen und seinem Lieblingsschüler Heinrich Büttner (vgl. den Nachruf in Heft XXIX, 1972, S. 5 f.) nahegelegt, mehrere Studien in unseren „Schriften“ zu veröffentlichen. Von Freiburg nach Marburg und schließlich, als Präsident der *Monumenta Germaniae Historica*, nach Berlin berufen, hielt er ständig mit uns Fühlung. Die Wirren der Zeit zwangen Mayer 1951 im deutschen Südwesten ein neues Betätigungsfeld zu suchen. Erwog unser Prinz Max damals, ihm im Schloß Heiligenberg eine Wohn- und Arbeitsstätte zu bereiten, so zog Mayer doch das ihm von der Stadtverwaltung Konstanz gebotene Domizil vor, um in den zwei folgenden Jahrzehnten hier eine schier überreiche Tätigkeit zu entfalten. Der „Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte“ ist unter seiner Leitung zu einem Zentrum mediävistischer Forschung geworden, das seine Wirkungen auch auf unsere Landschaft ausstrahlte. In die Wissenschaftsgeschichte des deutschen Südwestens wird der Mittelalterhistoriker Mayer nicht zuletzt auch als eine Forscherpersönlichkeit eingehen, die der lange Zeit im Schatten der Universal- und Reichshistorie stehenden Landesgeschichte zu verdientem Rang verholfen hat.

Am 23. September 1973 verstarb in München, wohin er sich in klinische Behandlung hatte begeben müssen, der Chef des Hauses, KARL EGON FÜRST und LANDGRAF zu FÜRSTENBERG, im Alter von 82 Jahren; am 27. September fand die Beisetzung in der Gruft zu Alt-Weitra (Waldviertel) statt. 1941 hatte der Fürst, dessen Ehe kinderlos geblieben war, zu Gunsten des ältesten Sohnes seines jüngeren Bruders Prinz Max Egon auf das schwäbische Hausgut verzichtet und lebte in Wien bzw. in Weitra, dem Sitz der alten Tertiogenitur des Hauses Fürstenberg. In den Dreißiger Jahren,

in denen Fürst Karl Egon (in der Namenreihe der Fünfte) seinen Vater, Fürst Max Egon II., in der Verwaltung vertrat und unterstützte, stand er unserem Verein als Mäzen und freundschaftlicher Berater nahe; diese Aufgabe ging nach dem Wegzug des Fürsten, dem jedoch der Nießbrauch an Schloß Heiligenberg verblieb, immer stärker an seinen Bruder Prinz Max über. Trotzdem gedenkt der Verein dankbar auch dieses Mitgliedes des Fürstlichen Hauses, eines Naturfreundes und Jägers, der in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zusammen mit seiner Gemahlin, der schon 1961 verstorbenen Fürstin Mena, im gesellschaftlichen und kulturellen Leben von Donaueschingen eine von den Älteren unter uns unvergessene Rolle spielte.

(K. S. B.)

II.

Die ordentliche Mitgliederversammlung am 9. 10. 1972 nahm bei 70 Teilnehmern den Tätigkeitsbericht und Kassenbericht entgegen und diskutierte das Programm für das nächste Jahr. Wahlen fanden nicht statt. Im zweiten Teil las unser Vorstandsmitglied Herr Gottfried Schafbuch eigene Mundartgedichte, nachdem Herr G. Goerlipp kurz zum Lebenslauf von Luzian Reich gesprochen hatte und anschließend die Gedichte Schafbuchs durch Bilder aus dem „Hieronymus“ von L. Reich begleitete. Die Presse berichtete anerkennend.

In der ordentlichen Mitgliederversammlung vom 19. 10. 1973 gedachten die erschienenen Mitglieder der Verstorbenen, insbesondere des schmerzlichen Verlustes, der durch den überraschenden Tod des Vorsitzenden der geschichtlichen Abteilung, Dr. Altgraf zu Salm, eingetreten ist. Prof. Dr. Bader hielt den Nachruf auf einen Freund. Herr Prof. Dr. K. S. Bader übernahm dankenswerterweise kommissarisch bis zur Wahl 1974 den Vorsitz der Abteilung Geschichte für den Verstorbenen.

Nach dem Kassenbericht wurde eine Beitragserhöhung erörtert. Die Mehrheit sprach sich für eine Erhöhung von jährlich DM 10,— auf DM 20,— aus. Dennoch meint der engere Vorstand, vorerst nur eine Erhöhung auf jährlich DM 15,— festsetzen zu sollen.

Im zweiten Teil stellte Herr Dr. Maurer den Ort Aasen als Mittelpunkt der Baar im 11. Jahrhundert dar.

III.

In den Jahren 1972 und 1973 sowie in dem 1. Halbjahr 1974 konnte wiederum ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm angeboten werden, das sowohl bei den Vorträgen als auch Exkursionen von zahlreichen Mitgliedern und Gästen angenommen wurde.

Folgende Vorträge wurden gehalten:

- 23. 3. 1972 Prof. Dr. K. S. Bader, Zürich: Grundzüge der geschichtlichen Entwicklung in der Baar im Hoch- und Spätmittelalter (80 Teilnehmer).
- 20. 4. 1972 Dr. Altgraf zu Salm, München: Mittelalterliche Kunstwerke von überregionaler Bedeutung in der Baar (80 Teilnehmer).
- 4. 5. 1972 Dr. Erna Huber, Donaueschingen: Maler aus der Baar und Bilder zu Landschaft und Geschichte der Baar (97 Teilnehmer).
- 15. 9. 1972 Willi Paul, Vöhrenbach: Zur Geologie des Wutachgebietes (50 Teilnehmer).
- 2. 10. 1972 Gottfried Schafbuch: Mundartgedichte aus seinem neuesten Werk „Mii Boor mii Hoamet“ (70 Teilnehmer).
- 26. 10. 1972 Dr. Gerhard Baur, Freiburg: Die Mundarten in der Baar (40 Teilnehmer).
- 13. 4. 1973 Karl Zimmermann, Blumberg: Filmdokumentation über das Zollhausried (35 Teilnehmer).
- 17. 5. 1973 Prof. Dr. G. Reichelt, Donaueschingen: Probleme des Umweltschutzes in der Baar (80 Teilnehmer).
- 19. 10. 1973 Stadtarchivar Dr. Maurer, Konstanz: Aasen — ein Mittelpunkt der Baar im 11. Jahrhundert (61 Teilnehmer).
- 15. 11. 1973 Dr. Erna Huber, Donaueschingen: Der Maler Hans Schroedter (70 Teilnehmer).
- 26. 4. 1974 Pfarrer Manfred Hermann, Neufra: Mathias Faller, der Rokoko-Bildhauer des Schwarzwaldes (35 Teilnehmer).
- 30. 5. 1974 Prof. Dr. W. Guyan, Schaffhausen: Spätromisches Erbe und frühe Alemannen am Hochrhein; neue archäologische Funde und Erkenntnisse (95 Teilnehmer).
- 27. 6. 1974 Frau Prof. Dr. O. Wilmanns, Freiburg: Probleme der Landschaftspflege im Kaiserstuhl (60 Teilnehmer).

Folgende Exkursionen wurden durchgeführt:

13. 5. 1972 Die Fresken in Mistelbrunn (St. Markus-Kapelle) und Grünlingen (St. Mauritius-Kirche), Führung: Herr W. Erdmann, Freiburg (51 Teilnehmer).
17. 6. 1972 Blindenseemoor bei Schönwald / Schonach; Führung: Herr G. Prof. Dr. A. Benzing (34 Teilnehmer).
2. 7. 1972 Ganztagesexkursion in den Hotzenwald; Führung: Dr. Jehle, Säckingen, W. Hilpert, W. Paul, Prof. Dr. Reichelt, Frau Dr. Huber (90 Teilnehmer).
15. 10. 1972 Geologie der Wutachschlucht; Führung: Herr W. Paul (31 Teilnehmer).
7. 4. 1973 Die Kirche auf Reichenau/Niederzell; Führung: Herr W. Erdmann, Freiburg (50 Teilnehmer).
20. 5. 1973 Naturschutzgebiet Ramberg bei Hattingen; Führung: Herr H. Herrmann, VS-Schwenningen (23 Teilnehmer).
3. 6. 1973 Naturlehrpfad Hüfinger Wald mit Bestimmungsübungen; Führung: Herr W. Längin und R. Laschinger (18 Teilnehmer).
1. 7. 1973 Ganztagesexkursion an den westlichen Bodensee (Überlinger See und Bodanrück mit Mindelsee); Führung: Doz. Dr. Thielcke, Möggingen; Dr. E. Huber; Herr W. Paul, Dr. Bühler, Überlingen (81 Teilnehmer).
- 7./8. 7. 1973 Zusammen mit Geschichts- und Heimatverein Villingen: Suevia sacra, religiöse Kunst in Schwaben (Augsburg) Führung: Dr. J. Fuchs, VS-Villingen.
16. 9. 1973 Besuch der Fossiliensammlung von Pfarrer J. Keller in Ippingen (36 Teilnehmer).
16. 9. 1973 Geologische Exkursion zum Muschelkalk im Brigachtal; Führung: Herr W. Paul, Vöhrenbach (40 Teilnehmer).
18. 5. 1974 Botanische und geologische Exkursion in die Wutachflühen; Führung: Herr W. Paul und K. Zimmermann (35 Teilnehmer).
15. 6. 1974 Anleitung zum Sammeln und Präparieren von Fossilien im Gelände; Dr. M. Hoffmann u. Prof. Dr. G. Reichelt (52 Teiln.).

Die Teilnehmerzahlen sprechen für sich. Wieder ist der hohe Anteil auswärtiger Teilnehmer, vor allem aus Villingen und Schwenningen, Geisingen, Immendingen und Bad Dürkheim hervorzuheben. Bewährt hat sich für kleinere Exkursionen der Verzicht auf Omnibusse und die Organisation von Mitfahrergelegenheiten in privaten PKWs.

IV.

Im Berichtszeitraum erschien das Heft 29 unserer Schriften mit einem Umfang von 314 Seiten und einer farbigen Falttafel über die Fresken von Mistelbrunn. Die Druckkosten beliefen sich auf DM 24 736 und die Versandkosten nochmals auf DM 530,—. Die Finanzierung konnte wiederum nur durch sehr namhafte Zuwendungen vor allem durch das Regierungspräsidium Freiburg und Herrn Prof. Dr. K. Asal mit Mitteln aus dem „Tag der Heimat“ gesichert werden. Durch Abnahme einer nennenswerten Anzahl von Heften unterstützten uns der Landkreis Schwarzwald-Baar und die Stadt Villingen-Schwenningen. Wir danken auch an dieser Stelle recht herzlich allen Spendern und Helfern.

Ohne finanzielle Belastung für den Verein konnte Ende 1972 der im Auftrag des Vereins herausgegebene Baar-Führer „Die Baar — Wanderungen durch Landschaft und Kultur“ im Neckar-Verlag VS-Villingen erscheinen. Der 256 Seiten starke Band wurde bisher sehr gut besprochen und ist für DM 14,80 in allen Buchhandlungen unseres Gebietes zu haben. Allen Mitarbeitern an diesem Band sei nochmals herzlich für ihre Mühe und Bereitschaft gedankt. Sie haben mitgeholfen, ein zuverlässiges, abgerundetes Bild der Baar zu zeichnen und dem interessierten Wanderer ein brauchbares Hilfsmittel zu eigenem Entdecken an die Hand zu geben.

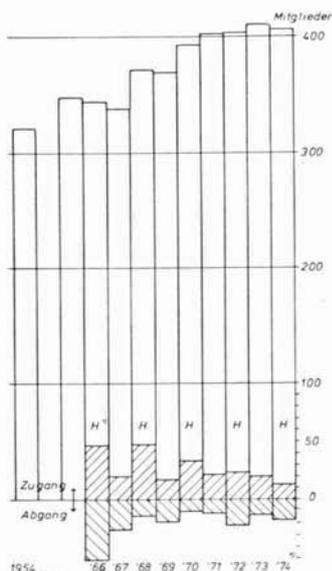
V.

Die Mitgliederbewegung verläuft weiterhin positiv, obwohl wir wiederum eine Reihe von Gemeinden als Folge von Gemeindezusammenschlüssen verloren haben. Die dadurch eintretenden finanziellen Verluste können wir erstmals nicht mehr ganz ausgleichen, weil die aufnehmenden Gemeinden nicht mehr alle zur Weiterzahlung der Beiträge bereit waren.

Jahr	Mitglieder	Abgänge	Zugänge
1972	403	22	23
1973	410	13	20
1974 (1. 7.)	406	17	13

Da nunmehr seit Beginn der Tätigkeit der jetzigen Vereinsleitung 10 Jahre vergangen sind, mag ein kurzer statistischer Überblick über diese Zeit angebracht sein. Die folgende Grafik verdeutlicht die hohe Dynamik

der Mitgliederbewegung. Sie läßt erkennen, daß seit 1966 über 50% der heutigen Mitglieder zum Verein gestoßen sind. Auch wird deutlich, daß immer in Jahren besonderer Aktivität (z. B. Erscheinen eines Heftes) die Zahl der Zugänge besonders hoch ist.

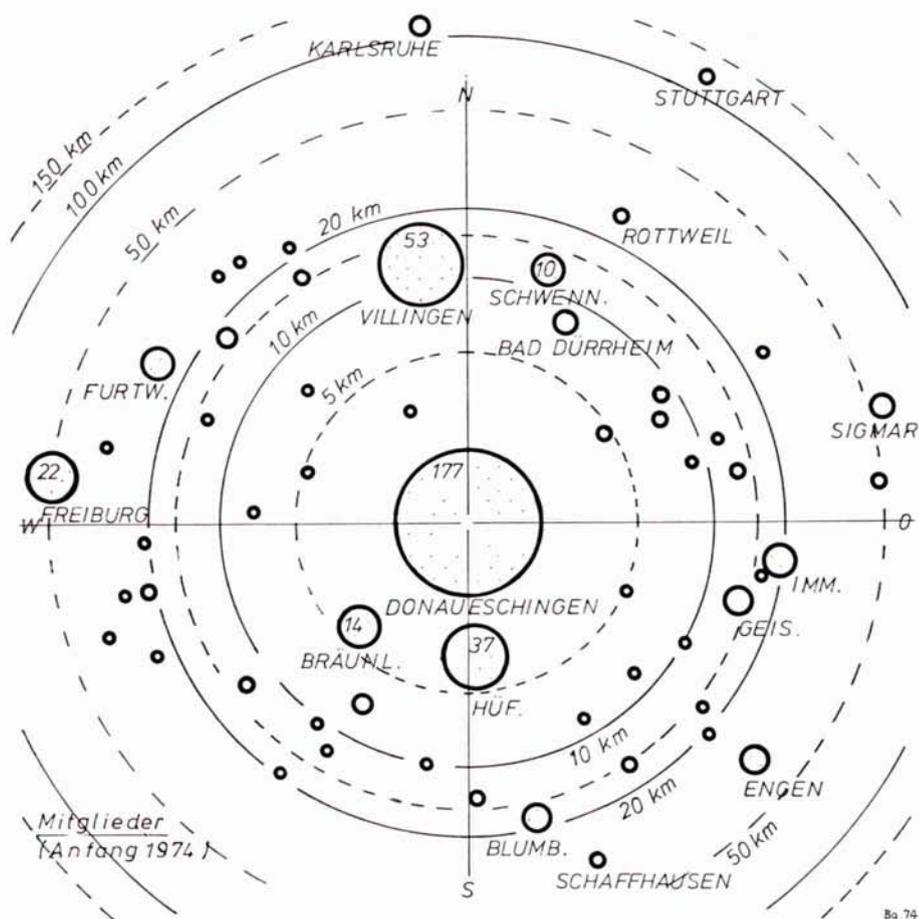


Mitgliederbewegung seit 1965
(1954 zum Vergleich)

für 1974 Stand 30. 6. 74

H = Heft erschienen

Interessant ist auch die geographische Verbreitung unserer Mitglieder. Die nachfolgende Karte, in welcher die Entfernungen von Donaueschingen aus logarithmisch verkürzt erscheinen, gibt Aufschluß über die Zahl der Mitglieder in den einzelnen Orten. Sie verdeutlicht die regionale Bedeutung unseres Vereins und die Verbindung mit Nachbarräumen.



Verbreitung unserer Mitglieder. Die Flächengröße der Kreise entspricht der Zahl der Mitglieder. Die Entfernungen sind von Donaueschingen aus logarithmisch aufgetragen. Nicht dargestellt wurden Mitglieder in Konstanz, Überlingen, München, Köln und einigen anderen weit entfernten Orten.

Seit 1972 dürfen wir folgende Mitglieder neu in unseren Reihen begrüßen:

Brüggemann, Wilma, Bad Dürkheim 7
 Colberg, Rosemarie, Furtwangen
 Ebert, Jürgen, Donaueschingen
 Ebnet, Liselotte, Döggingen
 Einwald, Erna, Bräunlingen
 Fränkle, Alfred, Troisdorf-Spich
 Frantzius, Sylvia, Donaueschingen
 Glase, Kurt, Donaueschingen
 Gomer, Ruth, Donaueschingen
 Gottwalt, Franz, Donaueschingen
 Gramlich, Wolfdieter, St. Georgen
 Gruber, Ernst, Furtwangen
 Häfner, Reinhard, Donaueschingen
 Hall, Marie, Donaueschingen
 Jauch, Gerhard, Schwenningen
 Jauch, Dieter, Schwenningen
 Kalb, Heinrich, Bräunlingen
 Karcher, Walter, Donaueschingen
 Dr. Klemm, Dieter, Prof., Donaueschingen
 Knosp, Kurt, Feldberg 2

Künzel, Hilde, Donaueschingen
 Lummerzheim, Ingrid, Donaueschingen
 Mark, Adolf, Schwenningen
 Minges, Hildegard, Villingen
 Dr. Oertel, Günther, Donaueschingen
 Reichmann, Hans, Donaueschingen 21
 Dr. Robl, Fritz, Hüfingen
 Rosendahl, Jonny, Donaueschingen
 Schlenker, Erich, Schwenningen
 Schmücking, Sieglind, Villingen
 Schnetzer, Emilie, Donaueschingen
 Schnibbe, Klaus, Prof., Furtwangen
 Sumser, Arnold, Bräunlingen
 Trossin, Heinz-Jürgen, Kirchdorf
 Uckert, Paul, Donaueschingen
 Wehinger, Bruno, Bräunlingen
 Dr. Welker, Klaus, Freiburg
 Wiehe, Renate, Donaueschingen
 Zahn, Martin, Donaueschingen
 Kath. Pfarramt, Titisee-Neustadt

VI.

Wir bitten unsere Mitglieder um Verständnis dafür, daß wir entgegen unserer Absicht einstweilen aus finanziellen Gründen auf eine Wiedergabe unserer Exkursionsberichte in den „Schriften“ verzichten müssen.

Vielleicht finden wir eine billigere Möglichkeit der Reproduktion.

Wir hoffen, den bisherigen Abstand des Erscheinens unserer Schriften beibehalten zu können. Angesichts der steigenden Kosten für Druck und Papier einerseits und der drastischen Kürzung bzw. Streichung von Zuwendungen durch das Regierungspräsidium andererseits, ist das aber fraglich geworden. Sie können uns durch Mitgliederwerbung helfen. Ein einziges Mitglied hilft uns in zwei Jahren ca. $\frac{1}{2}$ Seite eines etwa 250 Seiten starken Heftes drucken!

G. Rt.

Anschriften der Verfasser

- Oberberggrat a. D. Dr. Gustav Albiez, 78 Freiburg/Br., Schwimmbadstr. 20
Professor Dr. K. S. Bader, CH 8032 Zürich, Cäcilienstraße 5
Gymnasialprofessor Dr. Alfred Benzing, 722 Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Schwenningen, Staufstraße 62
Stud.-Dir. Otto Benzing, 722 Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Schwenningen, Vor dem Hummelsholz 2
Realschulrektor Hans Brüstle, 773 Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Villingen, Erlenstraße 48
Dr. Gertrud Christoph, 7505 Ettlingen, Bismarckstraße 3
Archivar Georg Goerlipp, 771 Donaueschingen, F. F. Archiv, Haldenstraße 3
Stadtarchivar Dr. Winfried Hecht, 721 Rottweil, Postfach 108
Pfarrer Manfred Hermann, 7451 Neufra/Hz.
Helmut Herrmann, 722 Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Schwenningen, Otto-Gönnewein-Str. 25
Stud. Dir. Wolfgang Hilpert, 771 Donaueschingen, Friedhofstraße 9 a
Bibliotheksrätin i. R. Dr. Erna Huber, 771 Donaueschingen, Alte Wolterdinger Straße 31
Dipl.-Ing. Knut Jacob, 75 Karlsruhe, Markgrafenstraße 36
Dozentin Dr. Cornelia Kluth, Mineralogisch-Petrographisches Institut der Universität Heidelberg, 69 Heidelberg, Berliner Str. 19
Dr. Anneliese Müller, 78 Freiburg/Br., Rathausgasse 29
Professor Dr. Günther Reichelt, 771 Donaueschingen, Uhlandstraße 35
Dr. Elfriede Schulze-Battmann, 78 Freiburg/Br., Schauinslandstraße 99
Martin Schmäh, 771 Donaueschingen, Zelterweg 1
Dozent Dr. Gerhard Silberer, 75 Karlsruhe, Willy-Andreas-Allee 5
Reinhold Schneider, Dietmar Lemke, Siegfried Preuß, Mathematische Arbeitsgemeinschaft Gymnasium am Deutenberg, 722 Villingen-Schwenningen, Stadtbezirk Schwenningen

